



## Katholische Universitäten.

Von P. Albert M. Weiß O. Pr., Universitäts-Professor in Freiburg (Schweiz).

### II.

9. Die alte, verweltzte Phrase, es sei unmöglich, auf katholischem Boden Wissenschaft zu treiben, überlassen wir zur Bewunderung denen, die daran Geschmack finden.

Wir bemerken nur, daß wir unter Wissenschaft etwas anderes verstehen als das Belieben, zu denken und zu sprechen, was einem für seine Person im Augenblick zusagt, und als die intolerante Anmaßung, sofort von aller Welt zu verlangen, sie dürfe das allein als gewiß gelten lassen, was einem selber gerade einleuchtet.

Wir halten es mit Sokrates. Wenn dieser bescheiden genug war, sich nicht als den Weisen aufzuspielen, sondern nur das Streben nach Weisheit als sein Lebensziel hinzustellen, so halten auch wir es für keine Schande zu gestehen, daß wir uns auf dem Gebiete des geistigen Lebens keine höhere Aufgabe setzen als die, mit jedem förderlichen und erlaubten Mittel nach dem Besitz der sicheren, objectiven, dauernden Wahrheit zu streben.

Was die Wissenschaft, wie sie gewöhnlich verstanden wird, anstrebt, das ist uns zuviel und zuwenig zugleich. Zuviel; denn alles, Himmel und Erde, Natur und Gott, Diesseits und Jenseits mit unserem kurzen Verstande meistern zu wollen, das übersteigt das Maß der Menschenmacht. Und zuwenig; denn uns mit dem ersten besten Schein einer Entdeckung zufrieden zu geben und die vom Meer angeschwemmten Halmchen und Nestchen einer vermutheten neuen Welt als das Höchste, was der Mensch finden kann, im Triumph herumzuführen, dazu sind wir zu stolz. Wir beschränken uns auf das Mögliche und das Erreichbare, aber wir wollen stets etwas Ganzes, wir wollen stets das, was die Hauptsache, die Grund-

lage, das Bleibende bei den Erscheinungen ist, wir wollen das Wesen der Sache selber, wir wollen die von uns unabhängige, die dauernde Wahrheit. Alles andere ist zu eng und zu klein für uns.

10. Zu den förderlichen, den erlaubten, ja nothwendigen Mitteln, die zur sicheren Wahrheit führen, rechnen wir aber, und zwar in erster Reihe, die Achtung vor dem Herkommen, vor dem Althergebrachten und vor der Autorität.

Ohne diese Eigenschaft können wir uns keinen besonnenen, oder wie man gewöhnlich sagt, keinen conservativen Forscher und Denker vorstellen, geschweige eine katholische Universität.

Auch über diesen Punkt ist eine Erörterung unnöthig.

Was für den Anfänger der Lehrer, was für den Jungen der Erzieher, das ist für den Fortschreitenden, für den Mann, für den Lehrer Gesetz, Tradition und Autorität. Will der Junge sich selber mit Verachtung des Lehrers seine eigene Weisheit schaffen, so brauchen wir uns nicht lange mit dieser zu befassen, wir wissen zum voraus, wie sie beschaffen sein wird. Glaubt der Alte, den Ruf seiner Wissenschaftlichkeit nur dann zu retten, wenn er Gesetz, Herkommen und Autorität mit Füßen tritt, so bedarf es meistens auch nicht langer Untersuchung, damit man sich überzeuge, daß es, wie das Volk zu sagen pflegt, schon eine Wissenschaft darnach ist.

Wenn die Achtung vor etwas Höherem und Feststehendem in der Wissenschaft gar keinen anderen Nutzen stiftete als den, daß einer seiner Forschungen mit etwas mehr Vorsicht, Maß und Ueberlegung nachginge, und daß einer dabei das Gefühl des festen Bodens unter den Füßen und der Sicherheit hätte, dann allein schon könnte man den Vortheil, den die Anerkennung einer Autorität auf dem Gebiete des Denkens bietet, kaum hoch genug anschlagen.

Niemand wird sich der Ueberzeugung verschließen, daß dieselbe ungeduldige und ungestüme Gast, daß das unruhige Suchen nach Neuem um jeden Preis, daß das Streben, durch etwas Aufsehen Erregendes andern einen Vorsprung abzugewinnen, kurz, daß die krankhafte Nervosität, die unsere ganze Cultur, die Kunst, die Literatur, das öffentliche Leben beherrscht, auch in der Wissenschaft den Ton angibt. Daher jener ewige Wechsel der Meinungen und Theorien, jene ungesunde Neuerungssucht, jene wilde Concurrrenz, die den literarischen Markt mit so vielen unfertigen Erzeugnissen und abgerissenen Beiträgen, Versuchen und Berichtigungen überfüllt.

Mag das vielfach auch der Detailforschung zugute kommen, eine wahrhaft tiefe, solide und allseitige, eine verdaute und ausgegohrene Wissenschaft ist dabei so wenig möglich, wie ein geordnetes Gemeinwesen oder ein regelmäßiger Krieg unter den Sicariern des Johannes von Bishala und den Zeloten des Simon Giorias, mögen diese auch sonst an heldenhafsten Thaten mit den größten Männern der Geschichte wetteifern.

Selbst die eifrigsten Verfechter der freien Wissenschaft haben Augenblicke, da sie sich sagen, daß es nöthig ist, uns die Grundsätze der alten, conservativen Zeit wieder etwas ins Gedächtnis zu rufen, damit das stolze Schiff des Fortschrittes nicht an der Zuchtlosigkeit des Modernismus und an der Zersplitterung des Positivismus schmählich zu Schanden komme.

Nun gut, diesen Dienst wollen die katholischen Universitäten der modernen Wissenschaft erweisen. Wenn sie sonst auch keine Aufgabe in ihr Programm setzten, so hätten sie schon daran eine sehr zeitgemäße übernommen, eine Aufgabe, um die ihnen jeder wahre Freund einer gediegenen Wissenschaft dankbar sein müßte.

11. Jedoch dabei hat es nicht sein Bewenden. Es sind schon noch andere Aufgaben zu erfüllen, und zwar viele, große und schwere.

Die nächste Aufgabe, die mit dem Gesagten engst zusammenhängt, ist die, nun auch ein innerliches Richtmaß und ein eigenes Fundament für die wissenschaftliche Thätigkeit zu finden.

Wollten wir uns damit begnügen, daß wir uns lediglich nach dem Commando und, wenn nöthig, nach der Zurechtweisung einer äußeren Autorität richteten, im Uebrigen aber unbekümmert unseren Weg giengen und unsere Uebungen machten in aufgelösten Reihen, jeder in dem ihm genehmen Schritt, jeder in der ihm zusagenden, aus einer Maskengarderobe entlehnten Phantasiuniform, jeder mit prähistorischen oder mit Zukunftswaffen, wie er sie eben für gut findet, dann verdienten wir allerdings den Vorwurf, daß es bei uns keine Zucht des Geistes, keine Schulung und Disciplin, keine Methode und keine Taktik gebe.

Und daß dieser Vorwurf mitunter seine Berechtigung habe, das wird wohl Niemand in Abrede stellen, der beobachtet, wie manche Nachzügler der Romantik aus unserer Mitte in den Krieg ziehen, fast wie der hochselige Don Quixote, an den Füßen ein paar abgenutzte Schuhe des göttlichen Wortes, auf dem Rücken einen von

Kost zerfressenen Ritterschild mit der kaum mehr leserlichen Inschrift „Patristik und Scholastik“, gekleidet in ein scheckiges Fastnachts-Costüm, das mit den buntesten Abschnitzeln aus Spinoza und Kant und Hegel und Schopenhauer bestückt ist, in den Händen ein Tamburin, dessen Schellen ein wirres Klingklang mit Erinnerungen an Homer und Horaz und Shakespeare und Molière und Goethe zum besten geben.

Diesen und ähnlichen Uebelständen sollen eben die katholischen Universitäten abhelfen.

Was Dubois-Reymond einmal dunkel ahnte, daß eine allgemeine Wissenschaft nothwendig sei, die alle einzelnen Wissenszweige durchdringe und zu einer lebendigen Einheit verbinde, widrigenfalls unser ganzer wissenschaftlicher Betrieb zur allgemeinen Auflösung und Anarchie führen müsse, das hat eine Zeit, die mehr Ruhe und Muße zur Ueberlegung hatte, längst in ihrer Art zu verwirklichen gesucht.

Es handelt sich also für heute darum, dasselbe zu leisten, im Anschluß an das längst Bewährte und zugleich entsprechend den heutigen Bedürfnissen.

Mit andern Worten gesagt: Was die katholischen Universitäten vor allem bieten müssen, das ist eine gesunde, brauchbare Philosophie. Am Kantianismus, am Hegelianismus, am Positivismus hat die Welt so satt, daß sie fast überall an den Universitäten die Philosophie an das Kakentische oder auch ins Todtenstübchen verwiesen hat. Vielleicht ist der Augenblick gekommen, da sich an einer lebenskräftigen Philosophie die Worte bewahrheiten: Eine Leuchte, verachtet von denen, die sich für reich halten, aber bereit gehalten für die festgesetzte Zeit.<sup>1)</sup> Jedenfalls ist eines der dringendsten Bedürfnisse eine Weltweisheit, in der die Erfahrungen und die durch Jahrtausende bewährten Grundsätze des Denkens mit unseren Entdeckungen zu einem harmonischen Ganzen ausgeglichen sind, damit wir einen Ariadnesfaden haben, der uns vor Verirrungen in dem Labyrinth der modernen Wissenszweige bewahrt, und zugleich einen Kitt, der all diese vereinzelter Splitter zusammenfügt, oder noch besser einen Grundstamm, in dem all die Aeste und Zweige eingesenkt werden können, auf daß daraus ein kräftiger Baum erwachse.

12. Sind diese beiden Aufgaben gelöst, die Einführung der Achtung vor einer höhern und vor der höchsten Autorität, und die Erneuerung einer gesunden Philosophie, dann ist das Schwerste und

<sup>1)</sup> Job. 12, 5.

das Wichtigste geschehen, um was es sich bei der Gründung von katholischen Universitäten handelt.

Sobald nämlich der Wissenschaft äußerlich wie innerlich Ruhe und Festigkeit zurückgegeben ist, kann sie mit Zuversicht voran dringen, entgegen den hohen Zielen, die ihr gesteckt sind.

Denn wer will leugnen, daß die Wissenschaft nie stille stehen, sich nie zufrieden geben, sich nie für vollkommen betrachten darf! Ihr Ziel ist die Wahrheit. Aber in wie vielen Dingen ist sie denn in deren Besitz? Und selbst wo sie, wie etwa in der Theologie, durch höhere Hilfe in deren Besitz gebracht ist, wo hat sie sich ihrer so bemächtigt, wie sie sollte und könnte, wann hat sie ihr eine Darstellung gegeben, die allen Anforderungen genügt, die alle Schwierigkeiten löst, die allen Gegnern Schweigen auferlegt? Die Mittel aber, mit denen sie die Wahrheit erforschen und erklären soll, sind so unvollkommen und wechseln je nach dem Geiste der Zeit und den gemachten Entdeckungen derart, daß an einen Abschluß der wissenschaftlichen Thätigkeit nie zu denken ist, und gerade dann am allerwenigsten, wenn die sogenannten Erfahrungswissenschaften den größten Aufschwung genommen haben.

Deshalb kann wahre Wissenschaft nie ohne Streben nach Fortschritt gedacht werden. Man kann von ihr wohl sagen, was von der Tugend gilt: Sobald einer aufhört nach Höherem zu trachten, sinkt er schon zurück. Stillstand ist da ebensoviel als Rückgang und Genügsamkeit gleichbedeutend mit Verknöcherung und Erstarrung.

Wir sprechen diese Worte mit aller Zuversicht aus, ohne die mindeste Furcht, je von der Kirche eine Mißbilligung zu erfahren. So oft diese auch genöthigt war, der ebenso sinnlosen als kindlichen Formel vom unermesslichen Fortschritt entgegenzutreten, so gewiß sind wir, daß wir mit dem Gesagten durchaus ihrer Ansicht und ihrem Wunsche gemäß sprechen. Wir predigen nicht eine unendliche Vervollkommnungsfähigkeit des menschlichen Wissens, sondern nur die Pflicht, dem Streben nach Ausbildung des Verstandes ebenso wenig ein Maß zu setzen, als dem nach Heiligung des Herzens.

Und wir können das umso sicherer, als wir im Vorausgehenden dafür die richtige Grundlage festgestellt haben, auf der sich die Wissenschaft mit Sicherheit aufbauen kann, und als wir im Folgenden den rechten Geist bezeichnen werden, der uns dabei leiten, und die rechte Art und Weise, in der wir die Wissenschaft betreiben sollen.

13. Wahrhaftig ja, es darf schon ein starkes, ein enthusiastisches Streben nach Fortschritt in uns leben, wollen wir der Riesenaufgabe unserer Zeit gerecht werden, ein Streben nach Fortschritt, wir scheuen uns nicht dieses Paradoxon auszusprechen, in zwei Richtungen, vorwärts und rückwärts, um von dem in die Tiefe und in die Weite vorläufig nicht weiter zu sprechen.

Sowohl, ein Fortschritt auch nach rückwärts, und zwar ein ganz gewaltiger. Der große Bruch mit der Vergangenheit ist eine der größten Sünden, die die moderne Wissenschaft begangen hat, und darum auch der Fluch, der auf ihr lastet, ein Gefängnis, in das sie sich selbst eingeschlossen hat, eine chinesische Mauer, die das Denken einschränkt, das Urtheil beengt und das Herz so schulmeisterlich, um nicht zu sagen schulkindermäßig kleinlich macht.

Da haben wir also ein unaussprechlich weites Feld vor uns. Es handelt sich um das besonnene Anknüpfen an die Geschichte, die Tradition, die Denk- und Sprechweise der Vergangenheit, um die Beherrschung der Gegenwart, um die Vorbereitung einer segensreichen Zukunft. Wir dürfen ebensowenig die Zeit um Jahrtausende zurückschrauben, ebensowenig nur die alten Dinge in Bausch und Bogen heilig sprechen, ebensowenig pessimistisch oder aus Voreingenommenheit ohneweiters unser Geschlecht und das, wofür dieses eingenommen ist, verdammen, als die Dinge gehen und herankommen lassen, wie sie sich eben fügen, ebensowenig als uns mit geschlossenen Augen und mit gebundenen Händen ohne selbständige Gedanken ohneweiters an jeden Einfall ausliefern, wenn er nur modern klingt.

Es gehört vielleicht doch etwas mehr zu einem seiner Aufgabe gewachsenen Gelehrten, als sich manche vorstellen, mehr Geist, mehr Umsicht, mehr Scharf- und Weitblick, mehr Charakter, mehr Selbstständigkeit.

Ein Mann, der in der Wissenschaft und auf dem Ratheder seine Pflicht thun will, muß für jeden, auch den kleinsten Fortschritt Verständnis und Herz haben, ohne deshalb gleich in ungemessene Erwartungen zu verfallen, oder das bisher Geltende deshalb schon zu verachten. Er muß wohl unterscheiden können zwischen Wesentlichem und Nebenächlichem, zwischen dem Sichern, dem Wahrscheinlichen und dem Möglichen. Er muß soviel Selbstbeherrschung haben, um mit seinem Urtheil zuwarten und soviel Selbstverleugnung, um es auch wieder zurücknehmen zu können. Er darf kein laudator

temporis acti sein und kein Slave der eben herrschenden öffentlichen Meinung. Er muß ebensoweit entfernt sein von Stagnation wie vor unreifer Neuerungsucht. Er muß stets die Bildungsfähigkeit des Jünglings mit der strengen Prüfungsgabe des Mannes und der kaltblütigen Abwägung des Greises verbinden. Er darf keine Wetterfahne sein und kein unbeweglich liegengebliebener erraticher Block aus der Urzeit. Er muß sich auf Kritik verstehen, ohne daß er zum Krittler und Mörgler würde.

Er soll seine bestimmte Richtung haben und, namentlich als Lehrer, überall eine entschiedene Meinung vertreten, aber keine andere berechnigte Richtung, keine Schule, keine Classe, keinen Stand, nichts, was die Kirche duldet und schützt, verdächtigen oder anfeinden.

Er soll in freien Dingen mit Freimuth seine Ansicht aussprechen, aber auch andern die Freiheit lassen, die sie ebenso gut besitzen, und von seiner Freiheit keinen Gebrauch machen, der dem Sichern und dem Gebotenen Eintrag thäte, noch die so leicht zum Mißbrauch der Freiheit geneigten Gemüther der ihm anvertrauten Jugend zum Uebermuth oder zur Ueberschreitung der gesetzten Schranken verleiten.

Er soll keine Lasten auferlegen, wo weder Glaube noch Vernunft sie rechtfertigen, er muß es aber auch als ein folgenschweres Verbrechen betrachten, die Rechte des Glaubens im kleinsten Stücke zu beeinträchtigen.

Er soll Männer erziehen, die selber denken, die auf eigenen Füßen stehen können, die aber auch genau wissen, innerhalb welcher Grenzen sie sich zu halten haben.

14. Das alles zeigt uns schon, daß es mit bloßem Lehren oder mit dem Herabsagen von eingelernten Formeln und Phrasen keineswegs gethan ist. Mit Männern, die ihren Beruf so auffaßten, wäre uns schlecht genug gedient sowohl in Rücksicht auf die Studierenden als auf die Sache selbst, um die es sich hier handelt.

Von der Pflicht, den Studierenden zugleich mit der Ausbildung des Geistes auch Charakter und Herzensbildung zu verschaffen, wird noch besonders die Rede sein. Aber auch wenn wir nur die Wissenschaft, so wie sie an einer katholischen Universität betrieben werden soll, ins Auge fassen, so müssen wir erklären, daß ihr mit dem bloßen Ablesen von Collegienheften nicht gedient ist.

Eine Wissenschaft angeblich bloß um der Wissenschaft willen, mögen die Menschen mit ihr fahren wie sie wollen, eine Wissenschaft also, die selber Zweck, für die der Mensch nur Mittel ist, können wir nicht aufkommen lassen, und zwar aus dreifachem Grunde.

Einmal um der Wissenschaft selber und um ihrer Vertreter willen. Jener Pedantismus, der solange Zeit hindurch den Buchstaben=dienst als das einzig menschenwürdige Dasein gelten lassen wollte, hat bekanntlich die Wissenschaft allenthalben so in Verruf gebracht und das Professorenthum so mit dem Fluch der Lächerlichkeit bedeckt, daß wir hoffentlich nicht noch katholische Universitäten eigens für den Zweck zu gründen brauchen, um einige Tausend Anekdoten mehr über diesen ehrenwerten Stand in Umlauf zu bringen.

Zweitens haben wenigstens wir von der Wissenschaft zu hohe Begriffe, als daß wir zugeben könnten, sie sei bloß eine Beschwerde für den Kopf. Sie soll vielmehr werden: eine Erzieherin, eine Befreierin, ein Segen für den ganzen Menschen, für Geist, Charakter, Herz und Wirken.

Damit stimmt drittens auch die christliche Auffassung von der Wissenschaft überein. Diese kann sich nie einverstanden erklären mit jenem Grunddogma des in den letzten Zügen liegenden Liberalismus, kraft dessen man Mensch und Leben in möglichst viele Stücke zerhackt, bis man an eine reine intellectuelle Thätigkeit kommt, die weder mit Sitte noch mit der Praxis, an eine Sitte, die nichts mit Recht und mit Religion zu thun haben soll, an einen religiösen Seelenschlaf, bei dem Denken und Wollen und Leben grundsätzlich ausgeschlossen sind. Es hat Zeiten gegeben, wo man diese Zerstückelung als den Triumph aller Wissenschaft betrachtete, wo man nur die National=Oekonomie auf der Höhe der Zeit stehend nannte, die sich nicht um das Recht kümmerte, nur die Jurisprudenz, der Volksleben und Sittlichkeit und Volkswirtschaft gleichgiltige Dinge waren. Diese traurigen Tage der Vogel=Strauß=Wissenschaft sind im Großen und Ganzen vorüber, und die vereinzelteten Nachzügler der überwundenen Periode werden den vollständigen Umschwung der Ideen in diesem Stücke hoffentlich nicht mehr aufhalten.

Darum können wir nun auch mit viel größerer Aussicht auf Berücksichtigung die alte Anschauung der Kirche betonen, aus der die katholischen Universitäten nicht zuletzt die Berechtigung für ihre Existenz ableiten, den Satz, daß die Wissenschaft nicht um ihrer selbst willen,

daß der Mensch nicht um der Wissenschaft willen da ist, daß diese also auch nicht für sich allein ihren Zweck erfüllen kann, daß sie vielmehr, ganz abgesehen von höheren Rücksichten, schon wegen ihrer Bestimmung für die Vervollkommenung des Menschen beständige Rücksicht auf die Förderung der Sittlichkeit, und da diese ohne Religiosität nicht gedeihen kann, auch auf die Religion nehmen muß.

15. Eine katholische Universität ist also nicht bloß eine Lehranstalt, sondern auch eine Schule für das Leben, für das sittliche wie insbesondere für das öffentliche Leben.

Wir denken dabei weniger daran, daß die Universität den Studierenden die Lehren beibringt, deren Ausführung dem öffentlichen Leben vorbehalten ist. Auch das ist richtig, und schon von diesem Gesichtspunkt aus hat jede Gesellschaft das größte Interesse an dem, was an den Universitäten gelehrt wird.

Aber es gilt in einem noch viel weiter gehenden Sinne.

Lehren und Ansichten kann man ändern, und die Noth des Lebens und die Kenntniss der Wirklichkeit und die Erfahrung des reisenden Alters bringen manchen dazu, daß er die unfruchtbaren, abstracten und gefährlichen Ideen, die er in den Hörsälen eingesogen hat, von sich wirft. Was jedoch schwer und selten abgelegt wird, das ist die Geistesrichtung, die einer in diesen Jahren angenommen hat.

Nach dieser Seite hin ist aber der Einfluss, den die Universitäten üben, ungemein groß, viel größer als ihr wissenschaftlicher Einfluss. Darum darf man wohl sagen, daß die Gesundheit des Staates und der Gesellschaft zu einem großen Theil von den Universitäten abhängt.

16. Diese wenigen Betrachtungen werden es begreiflich machen, wie es kommt, daß so wenige Menschen imstande sind, die ganze Bedeutung von katholischen Universitäten zu fassen.

Wenn man die religiöse, die sittliche, die wissenschaftliche, die gesellschaftliche, die staatliche, die nationale, die internationale Tragweite einer solchen Institution recht erwägt, dann muß man sagen, daß jede Universität schon ihrer Natur nach etwas und viel von der Katholicität an sich hat. Der Name „Katholische Universität“ ist nicht bloß nichts Auffälliges oder gar ein Widerspruch, sondern eigentlich selbstverständlich.

Deshalb nehmen wir keinen Anstand, die Worte des Apostels, die freilich von etwas weit Höherem gebraucht sind, selbst auf die katholischen Universitäten anzuwenden: Gott möge allen verleihen

zu erfassen die Breite und die Höhe und die Länge und die Tiefe<sup>1)</sup> aller der Fragen, die sich an dieses Wort knüpfen.

17. Erwägt man die ganze Größe der Aufgabe, die eine katholische Universität zu lösen hat, dann dürfte man sich fast nicht darüber verwundern, wenn ein gewissenhafter Mann, dem der Antrag gemacht wird, als Lehrer an einer derartigen Schule zu wirken, gleich den Jüngern des Herrn erschrecke und spräche: „Steht die Sache so, dann ist es besser, eine solche Ehe nicht einzugehen.“

Jedoch das sei ferne, daß sich Jemand durch die Schwere dieses Berufes abschrecken lasse. Im Gegentheil, je schwerer und erhabener dieses Amt, mit desto größerer Hochherzigkeit muß es übernommen werden. Und nur deshalb sprechen wir von seinen Beschwernissen, um die Begeisterung dafür zu wecken, zunächst in uns selber, denn wir scheuen uns nicht, offen zu gestehen, daß wir oft eine Aufmunterung für uns nöthig finden.

Die Schwierigkeiten dieser Stellung haben einen doppelten Grund. Einerseits sind sie dieselben, die mit dem Lehramt an jeder Hochschule überhaupt verbunden sind, andererseits legt das Verhältnis zum katholischen Charakter eines solchen Institutes noch besondere Rücksichten und Pflichten auf.

Wir sprechen zuerst von den allgemeinen Pflichten eines Hochschullehrers.

18. Nicht ohne Absicht haben wir soeben den Namen Hochschullehrer angewendet. Dieses Wort deutet einen Begriff an, von dem man fast meinen möchte, er sei manchem noch nicht klar geworden, trotzdem daß er diesen Titel schon seit vierzig Jahren trägt. Es gibt Universitäts-Professoren, die man überall erfragen kann, außer man sucht sie in den Hörsälen ihrer Universität. Sie sind Mitglieder so und sovieler Commissionen, Ausschüsse, Vereine und Gesellschaften, sie tagen im Parlament, im Gemeinderath, im Schulrath, sie reisen in fremde Länder, um Bibliotheken und Archive zu durchsuchen, sie erscheinen auf allen Congressen, Versammlungen, Tagen, sie halten freie Vorträge, Conferenzen, sie sprechen über Politik, Socialpolitik, Kirchenpolitik und Schulfrage, sie lassen ihr Licht leuchten vor Bürgern und Bauern, vor Apothekern und Damen. Auf die Frage aber, wann sie lehren, wissen die Studierenden schwer eine

<sup>1)</sup> Ephes. 3, 18.

Antwort zu geben, und auf die allerheikelste Frage, wann sie denn eigentlich selber studieren und sich weiter bilden, wüßten sie wohl selber keine Auskunft zu geben.

Das ist entschieden ein großer Fehler gegen den eigentlichen Beruf eines Universitäts-Professors. Er ist angestellt, um zu lehren, und gegen diese Pflicht tritt alles andere zurück. Es ist schon gut, ja nothwendig, daß er auch etwas über seinen Hörsal hinaussehe und an der Bewegung der Zeit seinen Antheil nehme, um nicht zum reinen Stubengelehrten auszuarten und über den fünfzigmal corrigierten Collegienheften zur Mumie einzuschumpfen. Aber alles übrige darf nur so weit getrieben werden, als es der Lehrberuf erlaubt, und immer mit der Rücksicht darauf, daß es dazu diene, die Freude für den Unterricht und die Lebendigkeit des Vortrages zu mehren, kurz, nur unter der Bedingung, daß es die innere Kraft, die Sammlung und das Feuer für das Lehramt nicht schwäche, sondern mehre.

Denn es ist gewiß, daß der akademische Lehrberuf eine große Anspannung der ganzen geistigen Kraft verlangt. Wer sich unter einem Universitäts-Professor nur einen Mann vorstellt, der vom Katheder herab aus einem vergilbten Hefte liest, der hat wohl noch keinen gesehen. In Wahrheit muß einer in jede Vorlesung seine ganze Kraft, seine ganze Seele, sein ganzes Wesen und Sein hineinlegen und den Zuhörern bieten, sonst läßt er sie leer und kalt.

Das, was seine Vorlesung an Wissenschaft enthält, ist das allermindeste; es muß noch ganz unendlich mehr und Tieferes in ihr liegen, er selbst, der ganze Mensch; dann wirkt er nachhaltig.

Der wissenschaftliche Gehalt seiner Vorlesungen verfliegt vielleicht sehr bald; deshalb kann er doch für ein ganzes Leben wirken durch das, was er von sich selbst hineingelegt hat.

Daher die Mühe, die die Vorbereitung auf eine Vorlesung kostet, und die Erschöpfung, die sie zurückläßt. Kein Wunder, daß einer nach einer guten Vorlesung für einige Zeit so tief ermüdet ist. Es ist eben auch eine Kraft von ihm ausgegangen, ja oft kann er buchstäblich sagen, ein Stück seiner Lebenskraft.

19. Der Grund hiefür liegt darin, daß der Universitäts-Professor, der die höchste Stufe und die schwierigste Art des Lehramtes zu verwalten hat, mehr als jeder andere Lehrer einsehen muß, welch umfassende Aufgabe dieses Amt in sich begreift. Ein

Lehrer, der glaubt, seiner Pflicht genügt zu haben, wenn er die Köpfe der Zuhörer mit einigen Gegenständen des Wissens angefüllt hat, ist eine erbarmungswürdige Erscheinung, denn er verwechselt sich mit einem Blatt Papier oder einer Sprechmaschine, und die Schüler mit einer Schreibtafel. Wenn er sich nicht so weit erheben kann, daß er begreift, er müsse als Mensch zu Menschen sprechen, dann thäte er besser, den Ratheder nicht zu besteigen.

Spricht er aber zu Menschen, so muß er dahin arbeiten, daß er nicht bloß den Verstand seiner Zuhörer ausbildet, sondern auch deren Charakter und Herz vervollkommenet, sonst trifft ihn der Vorwurf, daß er einseitige Mißgestalten schaffen will.

Und spricht er als Mensch, dann darf nicht bloß sein Verstand und seine Zunge reden, sondern in jedem seiner Worte muß der ganze Mensch liegen und aus jedem der ganze Mensch leuchten, Wissen, Ueberzeugung, Feuer und völlige Hingabe an die Sache.

Das legt aber dem Lehrer an der Hochschule die Pflicht der äußersten Anstrengung auf.

Warum sein Beruf so schwierig ist, das liegt nicht bloß in dem Charakter der Gegenstände, mit denen er sich zu befassen hat, sondern noch mehr in dem Geistes- und Gemüthszustande seiner Zuhörer. Sie stehen eben in jenem Alter und in jenem Stande der Entwicklung, da sie beginnen, sich selbständig zu machen im Denken wie im Leben. In dieser Lage gilt für sie nichts, als was ihnen Achtung oder Bewunderung einflößt.

Darum muß der Lehrer weniger darauf achten, was er vorträgt, als auf die Art, wie er es vorträgt, damit er ihnen bis ins Kleinste — denn an das Kleinste halten sie sich am liebsten — als Muster des Charakters vor Augen stehe.

Mit tiefer Weisheit hat darum schon Quintilian gesagt, daß der Professor zwar gelehrt und beredt, aber noch weit mehr ein guter Mann, ein Charakter sein müsse, wie er ja auch bei den Hörern weit mehr die Sitten als die Geistesbildung zu fördern habe. Er dürfe so wenig Fehler an sich haben, als er sie dulden dürfe. Der Hauptgegenstand, auf den er alles Augenmerk verwenden müsse, sei das Rechte und das Gute. Das aber müsse er mit solch innerlicher Ueberzeugung, mit solcher Natürlichkeit, Wärme und Wahrheit einschärfen, daß die Schüler nicht anders könnten, als ihn achten und verehren. Nur so könne er es dahin bringen, daß

er sie beherrsche ohne das Mittel der Strafe, das ja hier nicht mehr anwendbar sei. Beherrschen müsse er sie aber gleichwohl, denn nicht der Lehrer dürfe von den Schülern abhängen, sondern die Schüler müßten den Lehrer als überlegen anerkennen. Das aber könne auf dieser Stufe nur dann stattfinden, wenn sie die Ueberlegenheit seines Charakters zugeben müßten.<sup>1)</sup>

20. Sollen sie aber seinen Charakter als überlegen anerkennen, dann muß er ihnen vor allem darin ein Beispiel sein, daß auch er etwas Höheres, etwas Ueberlegenes anerkennt.

Sich selbst über alles Göttliche und Menschliche hinwegsetzen und dabei verlangen, daß einen junge Männer gerade in dem Alter, wo sie mit Vorliebe an allem Göttlichen und Menschlichen rütteln, als übermenschliches Wesen anerkennen, das setzt jene naive und kindliche Unkenntnis der Welt voraus, durch die so viele Professoren ihren Stand sprichwörtlich und lächerlich gemacht haben.

Nein, ein Lehrer, der in seinen Schülern Achtung vor der Wahrheit, Festigkeit der Ueberzeugung, Unererschütterlichkeit der Grundsätze, Lauterkeit des Charakters und Treue gegen das Gewissen pflanzen will, der darf nicht mit der Wahrheit spielen, der darf die Autorität nicht zur Zielscheibe von Angriffen und von Scherzen, der darf Gewissen, Ueberzeugung und Pflichttreue der ihm Anvertrauten nicht zum Gegenstande von Experimenten machen.

Im Interesse der Achtung vor dem Lehramte selber, schon im Hinblick auf die Aufgabe der Universität und aus Achtung vor den Gewissensrechten der Zuhörer, muß also der Lehrer das sogenannte Princip der unbedingten Lehrfreiheit verwerfen. Von den religiösen Grundsätzen und von den Rücksichten auf das Wohl der Gesellschaft sprechen wir hier nicht einmal.

21. Daneben wird niemand verkennen, daß auch rein menschliche Beweggründe nicht wenig dazu mitwirken, um in der studierenden Jugend das Ansehen des Universitäts-Lehrers zu erhöhen.

Sie befindet sich ja auf dem geistigen Gebiet in dem gleichen, seltsamen, fast möchte man sagen, komischen Uebergangszustande, den man auf dem sittlichen Gebiete an ihr wahrnimmt. Da ist nichts groß, nichts schön, nichts heilig und Ehrfurcht einflößend außer einem einzigen Wesen, dem Centrum ihres Herzens, einem unreifen

<sup>1)</sup> Quintilian, 2, 2; 12, 1. 2.

Backfisch. Was dieser sagt, ist göttlich, was er wünscht, ist Befehl, alles andere ist ekel nichts.

So ist es auch in der Welt des Geistes. Keine Wahrheit, die für die Jugend mehr gilt, kein Denkgesetz, für das sie nicht etwas Besseres zu finden hofft, und dabei ein Schwören auf die Worte des Lehrers, der ihr Vertrauen gewonnen hat, daß kein Denken daneben Platz hat. Ein Kritisiren ohne Maß, und doch eine Unselbstständigkeit, die das Kind nicht einmal hat.

Darum hängt soviel davon ab, daß der Universitäts=Professor nicht bloß solides Wissen besitze und die Wahrheit lehre, sondern daß er auch, wie man zu sagen pflegt, ein wenig imponiere. Deshalb muß er daran denken, von seinem Wissen öffentlich Kunde zu geben und sich dadurch einen geachteten Namen zu verschaffen.

Die Schriftstellerei wird allerdings nicht selten auch eine Klippe für den Lehrberuf, zumal wenn sie den akademischen Lehrer auf Gebiete verleitet, die mit seiner Aufgabe nichts zu thun haben. Sie ist aber gut und nützlich, wenn sie von ihm als Hilfsmittel für seine eigentliche Pflicht betrachtet wird. Denn, recht geübt, trägt sie nicht wenig dazu bei, dem Lehrer zu größerem Ansehen, zu größerer Bestimmtheit und Klarheit im Vortrag zu verhelfen. Dabei ist sie ja selber auch ein Mittel, das Lehramt auszuüben, und zwar bis in die weitesten Kreise hinaus.

22. Soweit unterscheidet sich der Professor, der an einer katholischen Universität wirkt, nicht von jedem seiner Kollegen an jeder gewöhnlichen Hochschule. Seine eigenthümliche Stellung bringt aber auch besondere Rücksichten mit sich.

Nicht als ob ihm versagt wäre, was ihm sonst erlaubt ist, wenn er Gott, Vernunft und Gewissen als die Leitsterne seines Lebens zurathe hält. Noch auch als ob ihm hier eine rechtmäßige Freiheit entzogen wäre, oder als ob ihm Gott weiß was für entwürdigende Fesseln angelegt und für menschenunwürdige Uebungen zur Pflicht gemacht wären. Dergleichen Vorurtheile zu widerlegen überlassen wir denen, die glauben können, daß sie im Ernst und im guten Glauben vorgebracht würden.

Die Sache ist hier die gleiche wie bei der Frage um das Verhältniß zwischen Mensch und Christ. Was dem Menschen erlaubt ist, das ist es auch dem Christen. Findet einer etwas am Christenthum beschwerlich, so darf er das regelmäßig, wenigstens der Hauptsache

nach, nicht diesem zur Last legen, sondern er muß es mit dem ins Gewissen geschriebenen natürlichen Gesetz ausmachen. Das Christenthum hat diese natürlichen Pflichten nur erneuert, kräftiger eingeschärft und klarer ausgesprochen. Wir leugnen dabei nicht, daß es auch mancherlei besondere Pflichten auferlegt hat, aber diese sind entweder nur eine genauere Auslegung unserer natürlichen Obliegenheiten, oder Hilfsmittel, die uns zu deren Erfüllung unterstützen, also keine Last, sondern eine Erleichterung.

23. Zu den Verpflichtungen, die das Wirken an einer katholischen Universität auferlegt, gehört nun vor allem der Gemeingeist.

Dieser ist ganz gewiß nicht aus der Classe jener Tugenden, von denen man sagen könnte, sie legten unerträgliche Forderungen auf, oder sie seien unerhört gewesen, bis das Christenthum sie erfunden habe. Er ist vielmehr eine so selbstverständliche und nothwendige Sache, daß man sich schwer vorstellen mag, wie eine Lehranstalt ohne ihn bestehen und gedeihlich wirken könne. Nichtsdestoweniger soll er meist etwas schwer zu finden sein. So wird wenigstens behauptet, und zum Theil glauben wir das auch. Schon aus diesem Grunde muß also den katholischen Hochschulen die Pflege der Eintracht und des Gemeingeistes aufs höchste empfohlen werden.

Doch das ist nur eine äußerliche Empfehlung. Wir müssen jedoch eine weitere, viel tiefer liegende Begründung, namhaft machen.

Wir haben bereits früher bemerkt, der eigentliche Grund für die Schaffung katholischer Universitäten, und das Recht sowie die Nothwendigkeit ihrer Existenz liege darin, daß das, was anderwärts zerstreut, je nach dem guten Willen Einzelner gewirkt werden kann und vielfach auch geübt wird, hier nicht von einzelnen Persönlichkeiten allein, sondern von einer ganzen Gemeinschaft, von einer moralischen Persönlichkeit, und nicht zufällig oder gelegentlich, sondern amtlich und programmäßig durchgeführt wird. Demgemäß ist die Einheit Aller in der Verfolgung des vorgesetzten Zieles so wesentlich, daß davon der Bestand und die Bedeutung der Anstalt abhängt.

Daraus leuchtet ohne Mühe ein, daß, wie schon gesagt, auf die Einheit des Geistes und des Wirkens innerhalb einer katholischen Universität nicht genug Gewicht gelegt werden kann.

Das zu betonen ist um so nothwendiger, als sich niemand verhehlen kann, daß es nur um den Preis beständiger großer Opfer möglich ist, sie aufrecht zu erhalten. Legt das gemeinschaftliche Leben

allenthalben große Lasten auf, so ganz besonders dort, wo selbstständige Charaktere zusammen thätig sind, von denen jeder seine eigene wissenschaftliche Ueberzeugung, seine gesellschaftlichen Liebhabereien und seine persönlichen Neigungen hat. Je höher gebildet die Mitglieder einer Gemeinsamkeit sind, umsomehr Selbstverleugnung und Opfergeist brauchen sie, um eine lebendige Einheit zu bilden.

Kann man also schon von der Ehe sagen, daß sich alle vor ihr hüten mögen, die nicht ein Stück, und zwar ein gutes Stück vom Klosterberuf in sich fühlen, so darf man vollends von einer katholischen Universität sagen, daß sie an Gemeingeist hinter keinem Kloster zurückstehen darf, wenn sie nicht bald in Trümmer zerfallen und zuschanden werden soll.

24. Die Opfer, die die Uebung dieser Tugend auferlegt, sind aber so groß und so empfindlich, daß sie einen hohen Enthusiasmus voraussetzen. Es darf einer wahrhaftig von dieser Eigenschaft eine starke Gabe mit sich bringen, soll er auf die Dauer allen Anforderungen gerecht werden, die in diesem Stücke an ihn gestellt werden. Reicht seine Begeisterung dafür nicht hin, oder geht ihm der mitgebrachte Vorrath aus bei den Erfahrungen, die er darüber machen muß, daß Menschen überallhin menschliche Schwachheiten mitbringen, dann erliegt er leicht.

Er erliegt aber dann nicht bloß für sich selber, sondern er stiftet auch leicht Unheil in den Reihen der Mitstreiter.

Es ist eine der sichersten Wahrheiten in der Gesellschaftslehre, daß der Geist und das Thun jedes Einzelnen um so größeren Einfluß auf die Gesamtheit hat, je enger das Band der Einheit ist, das sie zusammenschließt. Läßt sich in einer Familie, einem Ordenshause, einem militärischen Körper ein Theil zur Entmuthigung oder zur Fahnenflucht hinreißen, so leidet die Gesamtheit schwer darunter, so schwer, daß mitunter ein einzelner Fall zur Demoralisierung des Ganzen führen kann.

So förderlich das Leben in einer Gemeinschaft ist, wenn alle in einem Geiste zusammenwirken, so ansteckend wirkt das üble Beispiel eines Einzelnen, so wehrlos werden die besseren Bestandtheile gegen dessen Einfluß. Das erklärt sich nicht aus dem moralischen und psychischen Einfluß des einen auf die andern allein, sondern vollständig nur aus der innern Natur einer organischen Einheit.

Ist dem aber so, dann bedarf es keines Wortes zum Beweise dafür, daß sich der hiezu nöthige Enthusiasmus stark und dauerhaft genug nicht findet, wo nicht kräftige höhere Beweggründe das leicht erlöschende Feuer des menschlichen Idealismus brennend erhalten.

Solche Hilfsmittel bietet nur die Religion. Niemand vielleicht bedarf dieser mehr als gerade der Gelehrte, dessen schwache Seite es ist, daß er den Menschen meist gar nicht, daß er die Welt nur aus den Büchern kennt, und daß er sofort verstimmt und entmuthigt ist, wenn der Gang der Dinge nicht den Idealen entspricht, die er sich auf der Höhe seiner Weltabgezogenheit gebildet hat.

Schrecke sich darum niemand an dem Worte „katholische Universität“. Nicht Fesseln für den ernstlich nach Wahrheit strebenden Forscher deutet dieser Ausdruck an, sondern Flügel für den nach Wissen und nach Weisheit ringenden Geist, eine willkommene Stütze für den Charakter, der vor der Aufgabe zittert, sich vor eine Schar junger bildungsfähiger Männer als Vorbild hinstellen zu sollen, und eine Quelle ausdauernder Kraft für ein Herz, das, von der reinsten Begeisterung für eine große Sache erfüllt, nur zu leicht enttäuscht wird, wenn es die Erfahrung macht, daß die Menschen auch in der Arbeit an den erhabensten Aufgaben Menschen sind und Menschen bleiben.

25. Hat aber einer seine ganze Denk- und Handlungsweise auf dieses dauernde übernatürliche Fundament des christlichen, oder sagen wir deutlicher, des katholischen Geistes aufgebaut, dann steht er nicht bloß fest und unerschütterlich da in all den schweren Anforderungen, die sein hoher Beruf an ihn stellt, sondern er wird gerade durch diese selber gefördert wie das Schiff durch die Strömung und den scharfen Wind.

Wo der rechte innere Geist fehlt, da nimmt einer von allem Schaden, vom Erfolg wie vom Mißerfolg, vom Lob wie von der Kritik, von der Nachgiebigkeit wie vom Widerstand anderer.

Denen, die im wahrhaft katholischen Sinne ihre Aufgabe erfüllen, dient alles zum Besten, die Pflege der Wissenschaft, der Umgang mit den Studierenden, der Gedanke an ihre schwere Verantwortung, der Kampf um die Aufrechthaltung der heiligen Principien, denen sie ihr Leben gewidmet haben, die Erfahrungen über die menschliche Schwäche, die jeder machen muß, und gehörte er dem vollkommensten Stand an, der auf Erden denkbar ist.

Es ist kein Stand, der den Menschen seiner Schwäche überhöbe, aber auch keiner, der ihn von der Vollkommenheit ausschöpfe. Davon macht auch der Beruf des Lehrers keine Ausnahme. Auch sein Stand kann ihn zur höchsten Vollkommenheit führen, die auf Erden überhaupt möglich ist; und er kann es leichter als die meisten andern, denn er erhebt den Geist höher als die übrigen und schärft zugleich mehr und leichter fasslich die Verpflichtung ein, mit jedem Wachsthum im Erkennen auch eine entsprechende Vervollkommnung der übrigen Kräfte und Thätigkeiten zu verbinden.

Se augenscheinlicher die Halbheit einer einseitigen Bildung an einem Manne hervortritt, der nur den Verstand ausbildet, den Charakter aber verwildern, das Herz und den Willen verkümmern läßt, je schärfer die öffentliche Meinung in Spott und Ernst über solche Caricaturen des Fortschrittes zu Gerichte sitzt, umso vernehmlicher wird jeder, der sein Leben in den Dienst der Wissenschaft gestellt hat, auf die ernste Lehre hingewiesen, daß auch er verpflichtet ist, ein ganzer Mensch zu werden, und daß er das nur dann werden kann, wenn jedem Schritt im Wissen auch ein Schritt im Leben folgt, wenn mit der Ausbildung des Verstandes die Veredlung des Herzens und die Läuterung des ganzen Innern gleichen Schritt hält, so daß er allen, die ihn sehen, stets als Muster eines harmonischen Menschen vor Augen steht.

Glücklich die Anstalt, deren Lehrer dieses Ziel vor Augen haben! Glücklich die Schüler, die sich nach solchen Vorbildern richten können!

Daß der akademische Lehrer das leichter zu leisten vermag als ein anderer, wer wird das in Abrede stellen? Denn wer sollte so leicht wie er die Erhabenheit dieser Aufgabe einsehen können?

Daß man von ihm das Streben nach diesem erhabenen Ziele — wir sagen nicht die Erreichung — ohne Ungerechtigkeit verlangen kann, ist ebenfalls unbestreitbar. Wem viel gegeben ist, von dem kann man auch viel verlangen.

Ist es aber nicht gerade allzu häufig, daß man von öffentlichen Lehrern ihre Aufgabe in diesem Sinne aufgefaßt findet, so ist das gerade für Lehrer an einer katholischen Hochschule ein Grund mehr, nach der Verwirklichung dieses schönen Zieles zu streben.

26. Da sage noch jemand, daß katholische Hochschulen keinen besonderen Zweck zu erfüllen hätten! Und wenn sie weiter gar

keinen andern hätten, — sie haben aber noch gar viele — so wären sie schon darum unaussprechlich nothwendig und zeitgemäß, weil sie bestimmt sind, die Welt von dem Fluch des Vorurtheiles zu erlösen, daß die Pflege der Wissenschaft gleichbedeutend sei mit Verkrüppelung des Lebens und mit Einseitigkeit des Menschen.

Nein, es ist gar nicht nothwendig, daß ein wissenschaftlich gebildeter Mensch auf der Welt herumgehe zum Spotte der Kinder und zum öffentlichen Aergernis, mit einem krankhaft aufgedunsenen Kopf, wie auf der einen Seite gelähmt, verkümmert an der Seele, in göttlichen Dingen unwissend wie ein Säugling und in Fragen des eigenen Seelenheiles unwissender als jede Wäscherfrau. Es ist ganz wohl möglich, daß einer mit jedem Schritte vorwärts in der Wissenschaft auch schöner werde am Herzen, weiser im Geiste, frömmere gegen Gott, harmonischer und edler in seinem ganzen Wesen.

Den thatsächlichen Beweis dafür zu liefern, dazu sind vor allem die Lehrer an den katholischen Hochschulen berufen, und sie werden diesen Beweis liefern, wenn sie nicht bloß Katholiken sind, sondern katholisch im Denken, Lehren und Leben.

## **Zur Erklärung des Heraëmeron.**

Von P. Thomas Lempl S. J., Spiritual im Priesterseminar in Klagenfurt (Kärnten).

### **(II. Artikel. Schluss.)**

11. Man kann den ersten Abschnitt der Genesis, wie wir im ersten Artikel gezeigt zu haben glauben, genügend verstehen, ohne sich auf eine Erörterung der Frage einzulassen, ob uns da Moses eine ihm selbst gewordene göttliche Offenbarung mittheilt, oder ob er nur die Kundgebung eines älteren, vielleicht uralten Propheten wiedergibt. Doch ist es gewiß von Interesse, auch diese Frage nach Möglichkeit zu beantworten, und man kann daraus namentlich einigen Aufschluß darüber gewinnen, wie es kam, daß Moses so dunkel blieb, und damit den Erregten aller Zeiten so große Schwierigkeiten bereitete.

Die Dunkelheiten der heiligen Schrift stehen so wenig im Widerspruche mit der göttlichen Weisheit, daß Gott solche — wenigstens zum Theile — sogar positiv gewollt hat. Es schreibt diesbezüglich neuestens Papst Leo XIII. in seiner Encyclika „Providentissimus Deus“: „Man muß sagen, daß die heilige Schrift mit einem gewissen heiligen Dunkel umhüllt ist. . . . Gott hat dieses (nach der allgemeinen Meinung der heiligen Väter) darum so gefügt, damit die Menschen mit mehr Wißbegierde und Eifer sie durchforschen,

und damit sie dasjenige, was sie mit Mühe darin gefunden, sich desto tiefer ins Herz und in die Seele schreiben; überdies auch, damit sie einsehen, daß Gott die heilige Schrift der Kirche übergeben hat, und daß man bei der Lesung und bei dem Gebrauche seines Wortes an sie, als durchaus zuverlässige Führerin und Lehrerin, sich zu halten habe". — Mag da die göttliche Vorsehung sich positiv wollend, oder — in anderen Fällen — bloß zulassend verhalten haben, jedenfalls bietet der Gedanke an dieselbe dem gläubigen Christen einerseits einen Schutz, daß er an den Dunkelheiten nicht Anstoß nehme, andererseits einen Sporn, daß er nach Möglichkeit um Aufklärung derselben sich bemühe, wozu einigermaßen auch die Wahrnehmung der besonderen Ursachen der Dunkelheiten selbst gehört.

Manche Kundgebungen Gottes waren anfangs dunkel, und wurden später aufgehellte, was namentlich bei Weissagungen zutrifft, die sich auf die Zukunft bezogen, und hernach in Erfüllung giengen. Andere göttliche Kundgebungen waren dagegen anfangs klar, wurden aber nachgehends verdunkelt infolge der Unachtsamkeit, Vergeßlichkeit oder auch Fahrlässigkeit der Menschen, und verschiedener Unbilden der Zeit, durch welche schriftliche, zur Beleuchtung mancher Bibelstellen dienliche Documente in Verlust geriethen. In letzterer Weise verbreitete sich Dunkel über die Kosmogonie, welche den ersten Abschnitt der Genesis bildet.

12. Der Prophet, welcher die Offenbarung des Schöpfungsvorganges unmittelbar von Gott erhielt, faßte denselben gewiß mit jener ganzen Klarheit auf, welche Gott ihm eben gewähren wollte, und hatte namentlich die richtige Idee von den „sechs Tagen“ des göttlichen Schaffens. Wer war aber dieser? Nicht Moses war es, sondern Adam, der erste Mensch und Urbater aller Menschen.

Hiefür können wir erstlich den Präsumtionsgrund geltend machen. Was Moses in allen weiteren Theilen der Genesis von den ersten Eltern und ihrer Nachkommenschaft, von Noë und seinen Söhnen, von den Ervätern des israelitischen Volkes und ihren Kindern und Kindeskindern erzählt, das hat er alles unzweifelhaft aus der Tradition geschöpft, welche in den Familien der Patriarchen sich fortpflanzte und zum Theile auch sicher schriftlich consigniert war. Somit ist zu präsumieren, daß auch dasjenige, was er uns im ersten Abschnitte des Buches darbietet, ein uraltes, der Form nach sehr fixirtes Stück der Ueberlieferung ist; zumal da der Anfang der Geschichte der ersten Eltern, welche von sich Zeugnis ablegen konnten, in das Hexaëmeron selbst hineinreicht.

Mit mehr Bestimmtheit können wir dieses zweitens aus dem Umstande schließen, daß Moses den Autor der Kosmogonie, die eine prophetische Kundgebung ist, nicht namhaft macht. Hätte er mit derselben seinen Lesern etwas Neues, bis zu seiner Zeit Unbekanntes vorgelegt, so hätte er ihren Autor — gleichviel, ob er selbst oder ein Anderer es war — nennen müssen; eben so gut, wie er das bei den

später vorkommenden Weissagungen thun mußte, und wirklich that. Seinem eigenen Lobgesange im fünften Buche z. B., der zugleich prophetischen Inhaltes ist, schickt er folgende Notiz voraus: „Also redete Moses, da die ganze Gemeinde Israels es hörte, die Worte dieses Liedes, und sprach sie bis zum Ende“ (5. Mos. 31, 30.). Da er also dem Gesange von der Schöpfung nichts dergleichen vorausschickt, muß er gewußt haben, daß derselbe seinen Lesern auch ohne ihn wohlbekannt war. Er war ein althergebrachtes Symbolum der Verehrer des wahren Gottes, und man reflectierte angesichts desselben weniger auf die Frage: wer?, als auf die Frage: was? Welcher Gottesmann den Gesang gerade in dieser Form zuerst vorgetragen hat, wußte man vielleicht schon zur Zeit Moses nicht, oder nicht sicher; aber man war auf Grund der Tradition überzeugt, daß er eine den Stammeltern des Menschengeschlechtes von Gott gewordene Offenbarung enthält, und damit gab man sich billig zufrieden. So machen sich auch die Christen keine Sorgen darüber, wer dem apostolischen Symbolum zuerst seine fixe Form gegeben; genug, daß es sicher die Lehre Christi und der Apostel enthält.

Es ist drittens in Anbetracht der Weisheit und Güte Gottes so gut wie nothwendig anzunehmen, daß er dem ersten Menschen eine Kenntniss von der Schöpfung mitgetheilt hat, welche an Vollkommenheit derjenigen, die Moses an den Tag legt, mindestens nicht nachstand. Adam schaute in geheimnißvollem Gesichte die Erschaffung seiner Gefährtin Eva, er mußte eben so bestimmt über seinen eigenen Ursprung dem Leibe und der Seele nach unterrichtet sein, gewiß hat ihm also Gott auch über die Entstehung und Einrichtung der Erde, auf welche er ihn gesetzt, und über den Ursprung der Geschöpfe, deren er sich als Herr bedienen sollte, einen angemessenen, klaren Aufschluß gegeben.

Viertens finden wir das in der heiligen Schrift selbst in einer Weise bezeugt, welche an Deutlichkeit kaum etwas zu wünschen übrig läßt. Im Buche Ecclesiasticus nämlich (17, 6. ff.) ist zu lesen: „Gott schuf für sie (die ersten Menschen) des Geistes Erkenntnis und mit Einsicht erfüllte er ihr Herz, und Böses so wie Gutes legte er ihnen dar. Er richtete sein Auge auf ihre Herzen, um ihnen zu zeigen die Wunder seiner Werke, damit sie loben den Namen der Heiligkeit, und rühmen seine Wunder, und verkünden die Größe seiner Werke“. Das Wunderbarste an den Werken Gottes ist nun aber gerade ihre Entstehung durch Gottes Allmacht. Diese vor allem wird ihnen also Gott „gezeigt“, mit ausgezeichneter Klarheit vergegenwärtigt haben.

Dafür sprechen fünftens die bei verschiedenen anderen alten Völkern vorgefundenen, und namentlich die in den neuentdeckten literarischen Ueberresten der alten Babylonier und Assyrier verzeichneten Ueberlieferungen über die Schöpfung der Welt und der Erde. Neben sehr bedeutenden Abweichungen ist nämlich zwischen ihnen und der

Darstellung Moses eine solche Uebereinstimmung zu bemerken, daß sie unverkennbar auf eine gemeinsame uralte Quelle zurückweist.<sup>1)</sup>

13. Aber rührt nicht wenigstens die Angabe von der Segnung und Heiligung des siebenten Tages von Moses selbst her? Solches haben Einige vermuthet, indem sie die besagte Angabe lediglich auf das den Israeliten gegebene Sabbatgesetz beziehen zu müssen glaubten, da von einer vormosaischen Sabbatfeier so gut wie nichts bekannt sei. Wäre das richtig, so könnte man mit gutem Grunde noch weiter gehen, und sagen: Auch die Angabe, daß Gott am siebenten Tage geruht hat, und somit selbstverständlich auch die Nennung und Zählung der vorhergehenden sechs Tage sind von Moses herrührende Einschaltungen, die er mit der alten Kosmogonie verband. Denn welche Bedeutung hätte die Offenbarung der göttlichen Woche mit ihren sieben Tagen für die Menschen der Urzeit gehabt, wenn sie ihnen nicht als Vorbild für die eigene Lebensordnung zu dienen brauchte? Eine Belehrung in chronologischer Hinsicht gewährt sie ja nicht.

Allein es ist nicht glaublich, daß Moses in diesen ersten Abschnitt der Genesis, nachdem darin mit der Erzählung der Geschichte des Menschengeschlechtes kaum der Anfang gemacht, und die Erschaffung und Segnung des ersten Menschenpaares constatirt ist, eine Thatsache habe hereinziehen wollen, welche zu der besonderen Geschichte des noch in ferner Zukunft stehenden israelitischen Volkes gehört. Wenigstens kann das der unbefangene Leser durchaus nicht im vorhinein erwarten, und somit hätte es Moses, falls er es dennoch thun wollte, ausdrücklich zu verstehen geben müssen. Das thut er nun aber nicht; vom Volke Israel steht keine Silbe da, sondern es heißt ganz einfach und allgemein: Gott segnete und heiligte den siebenten Tag. Somit ist diese Segnung und Heiligung als eine That Gottes aufzufassen, welche er bald nach vollbrachter Schöpfung gegenüber den ersten Eltern selbst vollzog. Gott erließ damit eine für das ganze Menschengeschlecht geltende Verordnung, an jedem siebenten Tage von der Arbeit zu ruhen, und besonderen Uebungen der Religion sich hinzugeben. — Eben hiefür spricht überdies positiv und unseres Erachtens geradezu entscheidend der Umstand, daß die Observanz des Sabbates auferlegt wird im Hinblick auf ein Vorbild, welches Gott bei der Erschaffung des Himmels und der Erde zu zeichnen sich gewürdigt hat. Diesem großartigen Typus kann als Antitypus nur eine das ganze Menschengeschlecht umfassende religiös-sittliche Ordnung, nicht aber eine particuläre, bloß einem einzelnen und dazu verhältnismäßig kleinem Volke vorgeschriebene Observanz passend entsprechen. Nicht für die Israeliten allein hat Gott Himmel und Erde und Meere, und alles was darin ist, in sechs Tagen erschaffen, um alsdann zu ruhen; folglich wird er auch nicht für sie allein sein großes Vorbild bestimmt haben. Es wäre das eine Missproportion, deren

<sup>1)</sup> Siebon handeln zahlreiche Publicationen neuerer Gelehrter, wir begnügen uns auf Hummelauer l. c. pag. 75 sqq. zu verweisen.

Aufstellung man dem göttlichen Geiste (unter dessen Einflusse Moses schrieb) nicht zumuthen kann.

Und wann hätte Gott die Anordnung der Sabbatfeier zuerst getroffen, wenn es nicht gleich im Anbeginn, bald nach der Erschaffung der ersten Menschen geschehen ist? Den Israeliten hat Gott, so viel wir lesen, bei keiner Gelegenheit gesagt, daß er jetzt den siebenten Tag als einen Gedenktag seiner Ruhe nach vollbrachtem Schöpfungswerke bestimme, und daß er ihn jetzt von den übrigen Tagen als einen heiligen absondere; sie bekommen vielmehr nur zu hören, daß der siebente Tag wirklich ein solcher Gedenktag der Ruhe Gottes, der Sabbattag ist, daß er dem Herrn geheiligt ist (2. Mos. 16, 23—30.). Der Act der Segnung und Heiligung dieses Tages wird als in der Vergangenheit liegend vorausgesetzt, die Heilighaltung desselben von Seite der Israeliten nicht als eine neue Pflicht auferlegt, sondern als eine schon vordem bekannte in Erinnerung gebracht und eingeschärft: „Gedenke, daß du den Sabbattag heiligest“ (2. Mos. 20, 8—11.). — Eigens bemerkenswert ist zudem der Umstand, daß dieses Gebot im Dekaloge seine Stelle fand, der sonst nur Gebote, welche als Naturgesetz alle Menschen verpflichten, umfaßt. Es ist dadurch klar angedeutet, daß eben auch das Sabbatgebot, obgleich an sich positiv und je nach Umständen sehr modificierbar, seinem Wesen nach tief in der allgemeinen Beschaffenheit der menschlichen Natur, und in dem natürlichen Verhältnisse des Menschen zu der übrigen Schöpfung und zu Gott dem Schöpfer begründet ist, und darum ebenfalls alle Menschen angeht.

Christus der Herr selbst sagt: „Der Sabbat ist um des Menschen willen gemacht“ (Marc. 2, 27.). Er ist folglich gemacht oder eingesetzt für alle Menschen aller Zeiten, denn diese allumfassende Bedeutung hat das Wort „Mensch“, wo es ohne nähere Bestimmung und Einschränkung gesetzt erscheint. Es ist kein Grund erfindlich, der da berechtigte, in dem Spruche Christi statt: „des Menschen willen“ zu setzen: „des Israeliten willen“.

Heutzutage predigen nicht nur katholische Priester viel von der Nothwendigkeit der Sonntagsruhe und Sonntagsheiligung, sondern es sind von derselben auch zahlreiche einsichtsvolle Männer aus dem Laienstande, katholische und nichtkatholische, gleich überzeugt, und haben dieser Ueberzeugung mehrfach öffentlichen und werththätigen Ausdruck gegeben. Es lehren eben vielfache traurige Erfahrungen, daß die Vernachlässigung oder gewaltsame Verhinderung der Sonntagsfeier nebst sonstigen Nachtheilen religiöse Verkommenheit und sittliche Verwilderung zur Folge hat. Nun, wenn die Nothwendigkeit der Feier des siebenten Tages heute besteht, so bestand sie zu allen Zeiten seit dem Sündenfalle der ersten Eltern; denn der Hang der Menschen zum Irdischen war und bleibt immer der gleiche. Zur Anwendung allgemein nothwendiger Heilmittel pflegt aber Gott der Allweise auch durch allgemeine Gebote zu verpflichten, und als ein

solches wird somit auch das Sabbatgebot seit dem Sündenfalle existiert haben. — Vor dem Sündenfalle war eine Sabbatfeier allerdings weniger nothwendig, aber immerhin angemessen, und darum steht der Annahme nichts entgegen, daß Gott die „Segnung“ und „Heiligung“ des siebenten Tages bereits ausgesprochen hat, als die ersten Eltern noch unschuldig waren. Nur hatte sie für diese Zeit kaum den Charakter eines förmlichen Gebotes, sondern den einer einfachen väterlichen Anordnung, welcher die Unschuldigen und Begnadigten leicht und gerne entsprechen mochten. Eine ebenfalls schon im Paradiese gegebene Anordnung war auch die der Einheit und Unauflöslichkeit der Ehe; sie wurde aber damals noch nicht als Gesetz gefühlt.

Für einzelne alte Völker, namentlich für die Aegyptier und Babylonier, wurden bestimmtere historische Zeugnisse entdeckt, daß sie lange vor Moses und den Israeliten den siebenten Tag der Woche als einen heiligen Ruhetag begingen.<sup>1)</sup> Würden für jene graue Vorzeit vielseitigere und reichlichere historische Quellen sich öffnen, so würden wahrscheinlich zahlreichere Zeugnisse dieser Art gewonnen werden. Fände man indessen auch weniger, als man erwartet, so wäre das immer noch kein Grund, die fortwährende Existenz und Verbindlichkeit des Sabbatgebotes in Zweifel zu ziehen; es wäre nur eine weitere Bestätigung der schon sonst bekannten Thatsache, daß die Menschheit sich nach dem Sündenfalle immer mehr der göttlichen Leitung entzogen hat. Die Israeliten selbst ließen sich hinsichtlich der Sabbatobservanz große Untreuen zuschulden kommen, weshalb sie von Gott durch die Propheten sehr strenge Verweise und Drohungen vernehmen mußten. (Jerem. 17, 19. ff. Ezech. 20, 13. ff.) Läßt es sich dann von andern Völkern, welche das erste Gebot des Dekalogs so schmachlich beiseite gesetzt hatten, vermuthen, daß sie das dritte sonderlich achteten? —

Alles also, was wir im ersten Abschnitte der Genesis lesen, hat Gott dem Urvater des Menschengeschlechtes, Adam, geoffenbart; die Kenntniss, welche Moses davon besaß, hat die Tradition ihm vermittelt.

14. Von der Art und Weise, wie Gott den ersten Menschen jene verhältnismäßig vollkommenen Kenntnisse und Einsichten, welche sie besaßen, mitgetheilt hat, werden wir zwar nie eine ganz klare Vorstellung bilden können, doch gibt uns die heilige Schrift darüber Andeutungen, welche befriedigen. Wir erfahren zunächst, daß Gott mit Adam und Eva verkehrte, wie ein Mensch mit Menschen, und mit ihnen eine durch das leibliche Ohr vernehmbare Sprache redete. Jedoch diese Art allein war für jene ganze Mittheilung offenbar unzulänglich; Gott ließ also sein Licht auch unmittelbar in ihre Seelen und Herzen hineinstrahlen. Dies ist im Buche Ecclesiasticus deutlich gesagt, wo es heißt, daß Gott seine Augen auf ihre Herzen

<sup>1)</sup> Hummelauer p. 79.

richtete, um ihnen die Wunder seiner Werke zu zeigen (oben 12.). Gott belehrte sie durch eingegossene Ideen, „per species infusas“, wie der heilige Thomas mit Recht sagt;<sup>1)</sup> und da die geistigen Ideen, deren sie bedurften, eine Fülle materieller Objecte auszudrücken hatten, so erweiterte er auch ihr inneres sinnliches Erkennen weit über dasjenige hinaus, was sie mit den äußeren Sinnen erreichen könnten. Besonders beachtenswert ist überdies der tiefe Schlaf, welchen Gott über Adam kommen ließ, um während desselben die Gefährtin Eva ihm zu erschaffen. Kein einfacher, natürlicher Schlaf und Traum war das, sondern eine übernatürliche, innere, geistig-sinnliche Vision, in welcher dem Adam die Natur und der Zweck der Ehe klar wurde. In Anbetracht dieser Vision, und zugleich mit Berücksichtigung der vorhin angezogenen Worte des Ecclesiasticus, muß man es, wo nicht gewiß, so jedenfalls im höchsten Grade wahrscheinlich finden, daß Adam auch über den ursprünglichen Zustand und über die darauffolgende Einrichtung und Ausschmückung der Erde binnen „sechs Tagen“ durch das Mittel einer geistig-sinnlichen Vision Kenntniss erhielt.

Gott öffnete dem ersten Menschen die inneren Augen und enthüllte vor seinem Geiste jene geheimnisvollen und unermesslichen vergangenen Zeiten, durch welche hiedurch er ihm die Erde zum wohnlichen und reizenden Heim einrichtete; er öffnete seine inneren Ohren, daß sie sein allmächtiges Wort vernahmen, kraft dessen alles sich vollzog; er wirkte auf seine Phantasie und seinen Verstand ein, daß er auch die göttliche Wochenordnung erkannte, nach deren Vorbilde er — der Mensch — die Ordnung seiner sechs Werktag und seines Ruhetages einzuhalten haben wird. Hievon sprach hernach Adam seinen Kindern und Kindeskindern, und bediente sich dabei einer gehobenen und bilderreichen Sprache, weil während des Erzählens jene erhebenden Eindrücke, welche er in der Vision empfangen, mit mehr oder weniger Lebendigkeit in seinem Geiste sich erneuerten. Natürlich läßt es sich kaum denken, daß Adam bei der oftmal wiederholten Mittheilung derselben Sache stets ganz die gleiche Form eingehalten habe; aber zu irgend einer Zeit geschah es, daß entweder er selbst, oder sonst ein gottesleuchteter Patriarch aus seiner Nachkommenschaft der Mittheilung eine Form gab, welche hernach in den gläubigen, gottgetreuen Familien als eine stereotype, als ein nicht weiter zu veränderndes Symbolum bewahrt, und zur Erbauung, und zur religiösen Unterweisung der Jugend benützt wurde. Es liegt nahe, zu denken, daß man es besonders an Sabbaten viel recitierte und besprach. Und wie Moses dieses Symbolum in den Familien der Patriarchen vorgefunden, so nahm er es, und ließ es passend den ersten und grundlegenden Abschnitt seines Schriftwerkes bilden.

15. Falls also Jemand sich versucht fühlt, über Moses ungehalten zu sein, daß er die Kosmogonie nicht deutlicher formulierte,

<sup>1)</sup> Summa I. qu. 94. art. 3.

dafs er namentlich die Allegorie von den sieben Tagen nicht um etwas klarer als solche zu erkennen gab, so bedenke er zunächst, dafs schon die Religiosität Moses ein genügender Grund war, ihn davon abzuhalten. Die Kosmogonie ist nicht sein eigenes Werk; sie war vor ihm da, und er erkannte in ihr ein wichtiges Stück der überlieferten Uroffenbarung Gottes. Das Document war ihm zu heilig, als dafs er es hätte für erlaubt halten können, etwas daran zu ändern. — Zudem aber wissen wir auch nicht, wie weit überhaupt die Kenntniss und Einsicht Moses selbst reichte, um etwaigen Fragestellern über die Kosmogonie Genüge zu leisten. Er war ein inspirierter Schriftsteller, ja, aber was folgt daraus? Es folgt, dafs er dasjenige, und nur dasjenige niederschrieb, was zu schreiben der Geist Gottes ihn antrieb; und ferner, dafs er es getreu niedergeschrieben hat. Keineswegs aber müssen wir glauben, dafs Gott den inspirierten Schriftstellern eine ganz vollkommene Einsicht in Alles und Jedes gewährte, was sie niederschrieben; sonst käme man dahin, zu meinen, die Apostel und Evangelisten hätten eine adäquate Einsicht in die Mysterien der Dreieinigkeit Gottes, der Fleischwerdung des ewigen Wortes, der Eucharistie u. s. w. gehabt, was sicher nicht zutrifft.

Besser, als sonst Jemand, verstand die Kosmogonie sammt dem Gleichnisse von der göttlichen und menschlichen Woche ohne Zweifel Adam, und zwar auch noch nach dem Sündenfalle, wenn auch nicht mehr so klar, wie zuvor. Er wird sich auch gewifs, so lange er lebte, recht bemüht haben, seinen Kindern und Enkeln davon eine richtige und möglichst vollkommene Vorstellung beizubringen. Zudem kann man mit Grund vermuthen, dafs Gott der Herr selbst zu einer Zeit nach dem Sündenfalle den Menschen eine neue Belehrung hinsichtlich der Sabbatfeier zukommen ließ, da diese jetzt nothwendiger geworden war, und wohl auch einer Modification bedurfte. Vielleicht hängt es mit einer solchen neuen göttlichen Belehrung zusammen, was wir von Enos, dem gottesfürchtigen Enkel Adams lesen: „Dieser fieng an, den Namen des Herrn anzurufen“ (1. Mos. 4, 26.). — Aber nach und nach, bei den späteren Generationen, gerieth der Commentar, welchen die Patriarchen der Urzeit zur Kosmogonie zu geben wußten, in theilweise Vergessenheit; die Sorgen des Lebens, der irdische Sinn, der Mangel an Interesse für höher und ferner liegende Dinge brachte das so mit sich. Diese Vergessenheit konnte schon bis zur Zeit Moses recht starke Fortschritte gemacht und bewirkt haben, dafs auch er selbst außerstande war, über manche Punkte der Kosmogonie, welche später den christlichen Bibelerklärern Schwierigkeiten machten, sichere Aufschlüsse zu geben. Was Gott den Herrn betrifft, so war er nicht schuldig, den Menschen neuerdings Kenntnisse mitzutheilen, welche sie durch ihre Schuld verloren hatten. Er konnte diese theilweise Verdunklung seiner ursprünglichen Offenbarung umso leichter zulassen, da sie im Verhältnisse zu anderen Strafen und Folgen der ersten Sünde nur ein recht geringes Uebel ist. Denn sie betrifft ja doch

nur Punkte, welche für das Heil der Seelen, den endlichen Zweck aller göttlichen Offenbarungen, von weniger Belang sind. Es ist zum Heile nicht nothwendig, genau zu wissen, welche Bewandnis es eigentlich mit der Erschaffung der Sonne und der übrigen Gestirne unter dem Zeichen des vierten Tages hatte. Es brachte den guten Israeliten und den guten Christen, Lehrern wie Hörern, keinen Schaden an der Seele bei, wenn sie unzutreffende Meinungen über die Beschaffenheit der sechs Schöpfungstage hegten. Das göttliche Vorbild für die religiöse Ordnung der Woche und die Feier des siebenten Tages verblieb in seinem Bestande und seiner Wirksamkeit, mochten die Menschen jene Tage Gottes unseren irdischen gleich, oder anders und größer sich vorstellen. Wenigstens so lange verursachten diesbezügliche unzutreffende Gedanken keinen Schaden, als man ihnen ungestört nachhängen konnte.

Aber heutigen Tages könnte es wohl den Seelen selbst schädlich werden, wenn solche, denen der religiöse Unterricht des christlichen Volkes, und insbesondere der christlichen Jugend obliegt, bei der Behandlung der Schöpfungsgeschichte einfach gemäß der Meinung der Mehrzahl der heiligen Väter und Scholastiker verfahren wollten. Verließe das Kind die Schule mit dem fixen Gedanken, jene sechs Schöpfungstage seien unseren natürlichen Tagen mit ihren Nächten gleich, so könnte seine gläubige Ueberzeugung eine bedenkliche Erschütterung erleiden, wenn es später einmal, ohne darauf vorbereitet zu sein, vernimmt, daß heute diesbezüglich ganz andere Meinungen und Ueberzeugungen herrschen. Wenigstens wird es leicht in eine mißtrauische Stimmung versetzt werden, als ob die Katecheten mit den Kindern, und überhaupt die Priester mit dem Volke nicht sehr aufrichtig umgingen. Es ist somit ein Gebot der Klugheit, auch Kindern schon die Thatsache der Meinungsverschiedenheiten über diesen Punkt zur Kenntniß zu bringen, wobei natürlich wenigstens eine Andeutung beigelegt werden muß, wie die sechs Tage anders, als buchstäblich, verstanden werden können. Die allegorische Erklärung, wie wir sie vorgelegt und begründet haben, ist der Hauptsache nach auch für Kinder faßlich genug. Was ein Gleichniß sei, weiß das Schulkind, da es verschiedene Gleichnisse vernommen, welche Christus der Herr vorgetragen hat; somit wird es ihm auch genugsam verständlich sein, wenn man ihm sagt: Gott hat in der Ordnung der Schöpfung den Menschen ein Gleichniß, ein Vorbild aufgestellt, wie sie sechs Tage arbeiten, am siebenten ruhen sollen; es ist darum nicht nöthig zu meinen, daß die Tage Gottes unseren irdischen Tagen gerade gleich seien. In Gleichnissen ist das, was verglichen wird, jenem Anderen, womit es verglichen wird, wohl mehr oder weniger ähnlich, aber nicht gleich.

16. Anhangsweise wollen wir die eigenthümliche Meinung Hummelauers über den Sinn der „Tage“ im Hexaëmeron zur Sprache

bringen, und die Gründe angeben, warum wir derselben nicht beipflichten können.

Hummelauer begnügt sich nicht mit der Annahme, daß der mosaische Schöpfungsbericht eine Vision Adams zur Quelle habe, sondern meint, daß der Verlauf dieser Vision der Gegenstand selbst sei, den Moses erzählt: „*Cosmogoniâ . . . referri visionem ipsi (Adamo) factam*“.<sup>1)</sup> Dem ersten Menschen schien es, da er sich in der Vision befand, daß er sechs natürliche Tage und eben so viele Nächte in Betrachtung der göttlichen Schöpfungen zubringe, wie es einem Träumenden vorkommen kann, daß er eine Reise von mehreren Tagen mache.<sup>2)</sup> Diese in der Vision den inneren Augen Adams dargestellten Tage, den natürlichen Tagen ganz gleich sehend, seien es, welche durch das sechsmal wiederholte Wort „Tag“ ausgedrückt werden.<sup>3)</sup> Die Visionstage selbst sind Bilder der wirklichen Schöpfungszeiten, deren Dauer eine unberechenbar lange ist.

Hiegegen haben wir erstlich einzuwenden, daß der verehrte Exeget damit dem Verfasser der Genesis ein Verfahren zumuthe, welches beispiellos ist; und beispiellos deshalb, weil es dem Zwecke der Rede, sich wahrheitsgemäß und verständlich mitzutheilen, unbedingt zuwiderläuft. Nicht nur darum geben die Propheten, wo sie Visionen mittheilen, dieses immer ausdrücklich zu verstehen, um ihre Auctorität als Gesandte Gottes hervorzuheben (wie Hummelauer gegen Lamy vorgibt), sondern auch schon einfach darum, weil die Sache es so erforderte. Passend vergleicht Hummelauer die göttliche Vision mit einem Traume, es werden wirklich auch in der heiligen Schrift selbst natürliche Träume als „*visiones*“ bezeichnet (Job. 20, 8. vgl. Sir. 40, 7.). Wie wäre es nun, wenn Jemand in die Erzählung seiner wirklichen äußeren Erlebnisse die Erzählung eines Traumes, den er gehabt, einschalten würde, ohne zu sagen, daß das ein Traum war? Stellte das Traumgesicht etwas vor, was sich ganz gut auch in Wirklichkeit hätte zutragen können, so werden die Zuhörer ihn nothwendig mißverstehen. Im gegentheiligen Falle, wenn nämlich der Traum als Wirklichkeit gedacht als etwas Unmögliches und darum Unglaubliches erscheint, wird man den Erzähler auf keine Weise verstehen; man wird über seine Rede nur betroffen sein, und falls er sich nicht bald erklärt und in einer ernsthaften Haltung beharrt, die peinliche Vermuthung schöpfen, es sei bei ihm eine Geistesstörung eingetreten. Wie also die Erzählung eines Traumes stets die ausdrückliche Angabe heischt, daß man einen Traum mittheile, so auch die Erzählung einer eigentlichen Vision. — Etwas Anderes ist die Quelle, aus welcher ein Erzähler die Kenntniss der erzählten Thatfachen geschöpft hat, und etwas Anderes der Gegenstand der Erzählung, die Thatfachen selbst. Von der Angabe der Quelle kann ein Erzähler aus verschiedenen Gründen entbunden sein, aber immer

<sup>1)</sup> Pag. 19. Cf. pag. 75. — <sup>2)</sup> Pag. 80. et 81. — <sup>3)</sup> Pag. 72.

muß er die Thatfachen von anderen Thatfachen, mit denen sie sonst verwechselt werden könnten, genügend unterscheiden. Nun ist zwischen visionären Vorgängen, und den durch sie etwa dargestellten äußeren, objectiven Thatfachen ein gewaltiger, höchst wesentlicher Unterschied. Da nun die Mittheilung der einen wie der andern sonst mit den gleichen Wortzeichen geschieht, und kaum anders geschehen kann, so ist in dem Falle der Mittheilung einer Vision die ausdrückliche Angabe, daß eine solche in Rede stehe, ganz unerlässlich.

Die anthropomorphe Darstellung Gottes des Herrn und seiner Thätigkeit in der mosaischen Kosmogonie kann als Ersatz für die besagte ausdrückliche Angabe nicht gelten. Man kennt ja allgemein diese Sprache, und weiß, daß sie eine bildliche (metaphorische) ist. Sie ist nicht nur in der heiligen Schrift oft anzutreffen, wo gewiss keine Visionen mitgetheilt werden, sondern wir Menschen können sie wegen unserer beschränkten, von der Phantasie abhängigen Denkweise überhaupt zu keiner Zeit ganz entbehren. Daß diese Art zu reden in unserer Kosmogonie regelmäßiger und stärker, als sonst gewöhnlich auftritt, ist ein unwesentlicher Unterschied.

Weiters erinnern wir, daß die „Tage“, die da als erster, zweiter u. s. w. gezählt werden, als gleichartige Größen gedacht werden müssen. Hummelauer sagt selbst ausdrücklich, das sei ein durchaus richtiges Princip,<sup>1)</sup> aber mit seiner Erklärungsweise verstoßt er ganz offenbar gegen dasselbe. Um von dem sechsten Tage nichts zu sagen, mit welchem er mit sich selbst nicht ganz ins Reine gekommen zu sein scheint, den siebenten Tag nimmt er als wirklichen natürlichen Tag. Nun sind aber ein wirklicher Tag in der Natur und ein Tag in einer Vision so ungleichartige Größen, wie ein Mensch und ein Spiegelbild oder ein lebensgroßes, gutgetroffenes Porträt eines Menschen. Wären also die vorangehenden fünf oder sechs Tage in unserer Kosmogonie nur Visionstage, so könnte ihnen der Ruhetag Gottes ebensowenig als der siebente Tag beigezählt werden, als man ein Spiegelbild oder Porträt eines Menschen und einen wirklichen Menschen als einen ersten und zweiten Menschen zählen kann.

Endlich ist Hummelauers Erklärungsweise unvereinbar mit der Parallelstelle 2. Mos. 20, 8. ff. Den Satz: „In sechs Tagen hat der Herr Himmel und Erde gemacht“ in diesen andern zu verwandeln: „In sechs Bildern von Tagen hat der Herr die Erschaffung von Himmel und Erde geoffenbart“ — kann ja fürwahr nicht erlaubt sein, und es paßt, wenn man die Verwandlung doch vornimmt, das weitere Wort nicht dazu: „Aber am siebenten Tage ruhte er“. — An dieser Stelle sowohl, als auch in der Kosmogonie selbst wird die Gotteswoche als das Vorbild, als die *causa exemplaris* der Wochenordnung bei den Menschen hingestellt. Die Menschen aber ahmen, wenn sie diese Ordnung beobachten, nur den thätigen und

<sup>1)</sup> Pag. 63.

ruhenden Gott in ihrer kleinen Weise nach, nicht den die Schöpfung offenbarenden.

Es muß also das Wort „Tag“ im Hexaëmeron vielmehr direct auf je einen bestimmten realen Zeitraum des Schöpfungsvorganges bezogen, und bei der Annahme, daß die Zeiträume weitaus länger als unsere gewöhnlichen Tage sind, als ein bildlicher oder allegorischer Ausdruck betrachtet werden. Der Gegenstand der gesangartigen Erzählung im ersten Abschnitte der Genesis ist der wirkliche, objective Vorgang der Schöpfung, die Vision Adams ist nur das Mittel, durch welches Gott diesen Vorgang dem ersten Menschen, und durch ihn seiner Nachkommenschaft zur Kenntniß gebracht hat. Adam wird den Hergang der Dinge in einer Weise geschaut haben, welche ihn sehr anregte, bei Mittheilung desselben sich einer bilderreichen Sprache zu bedienen; mehr ins Einzelne gehende Hypothesen über dieses sein Schauen aufzustellen, erscheint jedoch überflüssig; es genügt zu wissen, daß Gott der Herr reich ist an Mitteln, um auf die Phantasie, den Verstand und die Sprache des Menschen determinierend einzuwirken.

## Die Hysterie und deren seelsorgliche Behandlung.

Eine Studie von J.-P. Baustert, Vicar in Weiler-3-Thurm (Luxemburg).

„Es gibt eine Krankheit“, schreibt P. Touroude,<sup>1)</sup> „welche immer häufiger wird, und die in den Familien sowohl als in den religiösen Genossenschaften viel Kummer und Verlegenheiten, manchmal auch großen Scandal herbeiführt: es ist die Hysterie“. Auch für den Seelsorger und Beichtvater, zumal wenn er noch nicht die Erfahrung, die Vorsicht und Menschenkenntnisse des reiferen Priesters besitzt, oder wenn er keine Ahnung von dieser eigenthümlichen Krankheit hat, kann dieselbe manche Sorgen und Unannehmlichkeiten haben. „Man muß sich wirklich wundern“, sagt Dr. Holst,<sup>2)</sup> „daß diese Krankheit, die so alltäglich ist, und die seit Jahrhunderten eine Plage der Menschheit, und ich kann es wohl sagen, im Großen und Ganzen auch eine Plage der Aerzte (und der Seelsorger) ist, nicht besser gekannt oder erkannt wird“. Daß dadurch viele Mißgriffe entstanden sind, liegt auf der Hand.

Darum dürfte es schon angezeigt erscheinen, in diesen Blättern auch einmal etwas über Hysterie zu schreiben, obgleich dieses Wort noch vielfach schlecht aufgefaßt wird, und bei einer gewissen Classe von Leuten noch geistige Krämpfe hervorrufen kann. Wenn wir das nun thun, lassen wir uns dabei ein wenig auch von der Ansicht des P. Anselm Ricker O. S. B. leiten, daß „ein Priester, der psychiatrische

<sup>1)</sup> L'hystérie, Étude par l'abbé Touroude, prêtre de la Congrégation des ss. Coeurs, dite de Picpus. Nouvelle Edition. La Chapelle — Montligeon 1896. — <sup>2)</sup> Die Behandlung der Hysterie, der Neurasthenie etc. von Dr. B. Holst in Jüga. Stuttgart, Ferd. Enke 1891.

Kenntnisse sich erworben, klug und milde die Seelenkranken behandelt, von manchen Menschen das größte Unglück abwenden kann“.<sup>1)</sup>

I. Wir fragen nun zunächst: Was ist Hysterie? — Die Frage „was ist Hysterie?“ schreibt Dr. Bruns<sup>2)</sup> ist trotz allen Scharfsinnes auch heute noch nicht entschieden, so nahe vielleicht auch manche Erklärungen der Wahrheit kommen. Dagegen sind die Sachverständigen im Allgemeinen einig, wenn es sich um bestimmte Symptome handelt zu sagen: das ist Hysterie oder hysterisch.“

Vielfach hält man die Hysterie gar nicht für eine Krankheit, sondern für Ungezogenheit, Launenhaftigkeit, Uebertreibung und Verstellung. Diese Ansicht ist falsch, denn „sie ist nicht nur ebenso eine Krankheit wie jede andere, sie ist sogar eine sehr schwere Krankheit, deren Träger mehr Mitleid verdient als mancher andere Kranke. Wenn das Factum auch nicht zu leugnen ist, daß es eine häufig vorkommende Eigenthümlichkeit dieser Kranken ist, ihre Leiden zu vergrößern, um Mitleid oder allgemeines Erstaunen zu erregen, so ist das eben auch ein Krankheits symptom bei ihnen, das zum größten Theil provociert wird durch die falsche Behandlung, die ihnen von Seiten ihrer Umgebung oder leider auch oft ihrer Aerzte zutheil wird.“ (Dr. Holst.)

Lange hielt man die Hysterie auch für eine specielle Geschlechtskrankheit des weiblichen Geschlechtes, wie der Name das andeutet (ὑστέρησις). Daher der berühmte Aphorismus in Platos Schrift (Timaeus): „nubat illa et morbus effugiet“, womit man Jahrhunderte hindurch diese Krankheit zu heilen geglaubt hat. Jedoch das Auffallendste hierbei ist, daß man so lange nicht eingesehen hat, daß durch die Ehe die Krankheit nicht verschwand. „Das normal veranlagte Weib ist an und für sich weniger geschlechtsbedürftig wie der Mann und die sexuelle Nichtbefriedigung spielt keine so große Rolle bei der Entstehung der Hysterie wie vielfach behauptet wird. Nicht auf die Sinnlichkeit, sondern auf die Nichtbefriedigung idealer Gefühle (gesicherter Lebensstellung als Ehefrau, Mutter etc.) legt v. Krafft-Ebing (Psychiatrie. F. Enke Stuttgart) den Hauptaccent beim Weibe.“<sup>3)</sup> „Weder Uterus noch Magen, noch irgend ein anderes inneres Organ ist als Ursache der Hysterie zu beschuldigen, sondern allein der Kopf: das Gehirn ist afficiert“. (Dr. Gilles de la Tourette).<sup>4)</sup> Aber heute sehen wir ja die Hysterie auch bei Männern, selbst bei Kindern sehr häufig auftreten, so daß man diese Krankheit nicht mehr einzig und allein dem weiblichen Geschlechte zuschreiben kann. „Sollen wir nun

<sup>1)</sup> Pastoral-Psychiatrie von Dr. Anselm Ricker O. S. B. 2. Auflage. Wien 1889. Heinrich Nirsch. — <sup>2)</sup> Die Hysterie im Kindesalter von Dr. Bruns, Nervenarzt an der Hannover'schen Kinderheilanstalt Halle a. S. Karl Maxhold 1897. — <sup>3)</sup> Dr. W. Griesingers Pathologie und Therapie der psychischen Krankheiten. 6. Auflage von Dr. W. Levinstein-Schlegel Berlin. Aug. Hirschwald 1892. — <sup>4)</sup> Hysterie nach den Lehren der Salpêtrière von Dr. Gilles de la Tourette Deutsche Ausgabe von Dr. A. Grube. Leipzig und Wien, Franz Deuticke 1894.

unsere Ansicht über die wirkliche und verhältnismäßige Häufigkeit der männlichen Hysterie aussprechen, so müssen wir sagen: „die männliche Hysterie ist sehr häufig, ja sie scheint mit täglich wachsender Kenntnis häufiger zu werden. Gegenwärtig haben wir bei den ins Hospital aufgenommenen und den poliklinisch behandelten Kranken der Salpêtrière, wo im Gegensatz zum Bureaucentral vorwiegend die mittleren Stände in Behandlung kommen, einen hysterischen Mann auf zwei bis drei hysterischen Frauen beobachtet“. (Dr. Gilles de la Tourette.)

Auch betrachtet man vielfach die Hysterie noch als eine schimpfliche Krankheit, und manche Frau findet sich nicht beleidigt, wenn man zu ihr sagt sie sei nervös, während sie es für einen Schimpf ansieht, hysterisch erklärt zu werden. „Von einer Frau behaupten, sie ist hysterisch“ bedeutet wenigstens in der nichtmedizinischen Welt — sie ist schamlos. Nichts ist unrichtiger! Die Ausweisung der Sinne ist bei ihnen psychisch (mental) nicht physisch. Sehr oft vollzieht sie nur mit dem äußersten Widerwillen die legitimsten Acte der Ehe.“ (Dr. Gilles de la Tourette.) „Wenn die Hysterische“ sagt Dr. Legrand du Saulle „hie und da in den großen Krisen Neigung zu den unanständigsten Handlungen zeigt, so gehören diese Neigungen nicht zum Wesen der Krankheit; sie sind nur die Wirkung der allgemeinen Nervenregung, des Dranges nach Auffälligem, der Sucht nach Aufregung, mehr als des Wunsches sexueller Befriedigung. Oft sieht man Jungfrauen von der besten Erziehung, die vor ihrer Krankheit sehr eingezogen und sitzsam waren, von einer vorübergehenden Leidenschaftlichkeit gegen ihren Arzt oder ihren Beichtvater befallen; wenn sie seine Tritte vernehmen, werden sie aufgeregt, sie denken an Heirat und unmögliche Verbindungen, aber dies alles ist gewöhnlich ohne Wirkung; jeden Augenblick ändert Subject und Object in diesen Wahnideen. Schließlich können die keuschesten und ehrbarsten Frauen hysterisch werden; denn die Hysterie ist eine Nervenkrankheit, die nichts mit gewissen sinnlichen Genüssen zu thun hat.“

Das Wesen der Hysterie besteht nach Dr. Benedikt darin, daß alle Theile des Nervensystemes, sowohl die centralen Partien (Gehirn und Rückenmark) sowie deren Leitungsorgane (die anderen Verzweigungen der Sinnes- und Bewegungsnerven) in einem Zustand labilen Gleichgewichtes sich befinden, aus welchem sie durch verschiedene stürmisch oder allmählich einwirkende Momente in einen Zustand erhöhter oder verminderter Erregbarkeit gebracht werden können. Dr. Marx definiert die Hysterie als „eine Nervenkrankheit, die sich durch abnorme Reizbarkeit in den Nervengebieten, die das Gefühl und die Bewegung vermitteln, kennzeichnet“, <sup>1)</sup> „eine Krankheit der Nervenfunctionen ohne anatomisch nachweisbares Substrat.“ „Bei der Hysterie handelt es sich hauptsächlich um Störungen der niederen

<sup>1)</sup> Pastoral-Medicin von Dr. Ferd. Marx, Paderborn. F. Schöningh 1894.

psychischen Functionen“ (Gefühle, Stimmungen und Triebe in *cognitione et appetitu sensitivo*) „bei den Geisteskranken um Störungen der höheren psychischen Functionen“ (Denken, Wollen). Nach dem Zeugnis von Sydenham und Charcot vermag die Hysterie die meisten Krankheiten zu simuliren, welche den Menschen befallen können, so daß dann nur ein erfahrener und intelligenter Arzt die Diagnose richtig stellen kann.

II. Nachdem wir nun das Wesen der Hysterie auf Grund ärztlicher Aussagen angegeben haben, gehen wir zur Zeichnung des Krankheitsbildes über. Wir folgen dabei wiederum den Capacitäten der Medicin, insoweit sie auf ihrem eigenen Gebiete verbleiben, dem natürlichen nämlich; aus dem übernatürlichen Gebiete müssen wir sie zurückweisen.

Dr. Kraepelin<sup>1)</sup> entwirft von der Hysterie folgendes Bild. „Als wirklich einigermaßen charakteristisch für alle hysterische Störungen dürfen wir vielleicht die außerordentliche Leichtigkeit und Schnelligkeit ansehen, mit welcher sich psychische Zustände in mannigfaltigen körperlichen Reactionen wirksam zeigen, seien es Anästhesien (Empfindungslosigkeit), Parästhesien (Verwerftheit der Empfindungen), seien es Ausdrucksbewegungen, Lähmungen, Krämpfe oder Secretionsanomalien.

„Zuerst ist es die Stimmung, welche eine krankhafte Störung erkennen läßt. Die Patienten werden reizbar, leicht heftig, launenhaft; aus unmotivierter Ausgelassenheit verfallen sie binnen kürzester Frist und bei geringfügigstem Anlasse, oder auch ganz ohne denselben, in zornige, entrüstete, in bittere, weltchmerzliche oder in schwärmerisch sentimentale Gefühlsregungen. Dazu kommt, daß der Ausdruck ihrer Gemüthsbewegungen den Charakter des Maßlosen und Excentrischen gewinnt; während doch der wahre innere Affect des Kranken nicht im Entferntesten dem äußerlich hoffnungslosen Schmerze, der exaltierten Freude entspricht.“

„In innigem Zusammenhang mit dieser Veränderung steht 2) die Concentration des gesammten Interesses auf die Zustände und Beziehungen der eigenen Person. Die Kranken werden gleichgültiger gegen ihre Umgebung, oft auch gegen ihre allernächsten Angehörigen. Dafür aber vertiefen sie sich mit einem gewissen Raffinement in ihre eigenen Empfindungen und Stimmungen, so daß sie schließlich bisweilen wahre Virtuosen des Egoismus werden. Vor allem bemächtigt sich ihrer der mehr oder weniger klar aufgefaßte Wunsch, bemerkt, beachtet zu werden. Aus ihm entwickelt sich die Neigung zum Affectirten, zum Auffallenden, zu einer enormen Aufbauschung der Wichtigkeit aller jener Verhältnisse, welche das eigene Ich unmittelbar angehen. Nicht selten treibt sie das Verlangen, um jeden Preis die Aufmerksamkeit der näheren oder ferneren Umgebung

<sup>1)</sup> Psychiatrie von Dr. Kraepelin, Professor in Dorpat. 2. Auflage. Leipzig, Ambr. Abel 1887.

auf sich zu richten, zu den seltsamsten, ja sogar zu unmoralischen Handlungen, zur Verdrehung von Thatfachen, zur Lüge und Verleumdung. Namentlich das religiöse Gebiet ist es, welches ihnen nach dieser Richtung hin einen willkommenen Spielraum darbietet, und die Geschichte der Schwärmer und Schwindler hat daher eine nicht geringe Anzahl von Hysterischen unter ihren Größen zu verzeichnen.

Mit dieser Neigung, die eigene Person auf ein gewisses Piedestal zu setzen, hängt auch 3) das ungemein anspruchsvolle Wesen sowie die geradezu erstaunliche Empfindlichkeit der Hysterischen gegenüber vermeintlichen Zurücksetzungen und Vernachlässigungen zusammen. Aus ihr erklärt sich ferner die eifersüchtige Aufmerksamkeit, mit welcher sie die Beachtung und Behandlung anderer Personen zu verfolgen, und die Leidenschaftlichkeit, mit welcher sie auf eine vermeintliche Bevorzugung derselben zu reagieren pflegen. Diese egoistische Ausbildung ihres Charakters bei vollständiger Erhaltung der Besonnenheit und Intelligenz, diese Empfindlichkeit und Launenhaftigkeit, die Neigung, zu flätischen, zu schmähen, zu verleumden sind es, durch welche sie zum Schrecken der Aerzte und Anstalten werden können.“

Auf dieser allgemeinen hysterischen Grundlage können sich nun eine Reihe verschiedener specieller Krankheitsbilder entwickeln in bald vorübergehenden, bald dauernden Zuständen. Mit Dr. Grasslet unterscheidet P. Touroude drei Grade oder Formen der Hysterie: 1. die leichte, normale Hysterie, wozu die obige Beschreibung Dr. Kraepelins vortrefflich paßt; 2. die Hysterie mit leichten Krisen, und 3. die große Hysterie mit Convulsionen.

III. Einige Fälle von leichter Hysterie erzählt uns Legrand du Sault: „Emilie B., 24 Jahre alt, wohnt bei ihren Eltern, ist hysterisch, leicht erreg- und reizbar. Bei der mindesten Widerwärtigkeit wird sie aufgeregt, hat Erstickungsanfälle, Zusammenschnüren der Kehle und weint bitterlich. In allem fehlt ihr Ruhe, Selbstbeherrschung und Mäßigung. Ihr Schlaf ist oft gestört von Angstfällen oder Träumen, in denen sie laut spricht oder schreit, sie ist intelligent, nicht irrsinnig, und deshalb verantwortlich für ihre Handlungen. Ein anderes Beispiel erzählt er uns von einem jungen Mädchen, das auf Anregung seiner Eltern in eine exaltierte Frömmigkeit gerieth. Zu 20 Jahren trat sie als Novizin in ein Kloster mit Clausur ein. Nach 6 Monaten hatte sie die deutlichsten Anzeichen von Hysterie: sie wurde streitsüchtig, phantastisch, eitel; mißbrauchte das Vertrauen von jedermann, erfand hunderterlei lügenhafte Erzählungen, schrieb anonyme Briefe und trat schließlich aus. Zuhause begann sie Romane zu lesen, alkoholische Getränke zu genießen, schlechte Gesellschaften zu besuchen, ihre Eltern und Dienstboten zu schlagen, bis sie eines Tages verschwand. Sie war mit einem Handlungsreisenden ins Ausland gezogen, und hat dort das ausschweifendste Leben geführt. Mit 27 Jahren starb sie in einem Spital an der schmerzlichsten und schimpflichsten Krankheit.

Wenn man sich die obige Charakteristik Dr. Kraepelins vergegenwärtigt, so erkennt man die Personen mit leichter Hysterie sehr leicht im Beichtstuhl und auch außerhalb desselben an dem affectvollen, oft weinerlichen oder seufzenden Tone ihrer Stimme oder Ausdrucksweise, an den lebhaften, glänzenden, oft auch mit Wasser angefüllten Augen, an ihrer unbegründeten Aufregung, Schüchternheit, Verwirrung, oder an ihrem hysterischen Husten. Sie ziehen absichtlich ihre Beichten in die Länge, suchen sich stets zu entschuldigen, und dem Beichtvater, der sie nicht in ihrem gewöhnlichen Leben näher kennt, eine gute Meinung von sich beizubringen.

„Man kann nach der Art des Empfindens drei Classen von Hysterischen unterscheiden“, schreibt Dr. Briquet: „Die Mehrzahl ist in hohem Grade empfindlich, sie nimmt an allem Anstoß, ärgert sich über ein Nichts, sie ist argwöhnisch; die übrigen zerfallen fast zu gleichen Theilen in aufbrausende, heftige und schwer zu behandelnde Charaktere, und in zarte, empfindsame und wahre Dulderinnen.“ Zu dieser letzten Art gehören auch die „betsüchtigen“ Hysterischen.

Ein Mädchen, sonst sehr anständig und religiös, hatte bereits zu 15 Jahren eine Bekanntschaft mit einem jungen Manne und insofgedessen eine gewaltige Zuneigung zu ihm. Die Eltern widersezten sich ohne Grund auf das Energischste einer Heirat, und in Folge davon hatte sie häufig die aufgeregtesten Scenen in ihrer Familie. Später sagte sie auf Drängen ihrer Angehörigen scheinbar jeder Heirat ab, ergab sich der Frömmigkeit, und sollte Haushälterin bei einem ihrer Brüder werden. Der Bruder starb und der junge Mann, mit dem sie die lange Bekanntschaft gehabt, heiratete. Diese zwei Ereignisse brachten heftige Gemüthsregungen bei ihr hervor, und sie wurde hysterisch. Sie legte sich zu Bett, klagte über Schwäche, über Magenbeschwerden etc., und magerte ab. Ihre Umgebung glaubte, sie sei schwindsüchtig. Monatelang hütete die Kranke das Bett, wollte oft die heiligen Sterbesacramente empfangen, und ließ den Priester oft rufen. Nachdem dieser Zustand 5 — 6 Monaten angedauert hatte, erklärte der Arzt, sie sei körperlich ganz gesund und solle aufstehen, nur sei sie „hypochondrisch und melancholisch“. Nun war ihre Bettsucht bald geheilt, sie wurde wieder rüstig wie zuvor, aber ihr Gemüthsleiden blieb. Sie hatte furchtbare Angstfälle und Seelenqual über ihr vergangenes Leben, und erklärte selbst, „sie habe sich ins Bett gelegt, ohne daß ihr etwas gefehlt habe.“

IV. Die Hysterie mit leichten Krisen, ohne Convulsionen. „In diesem Grade sind die physischen und psychischen Störungen heftiger und mannigfaltiger. In Folge einer Unpäßlichkeit, eines Widerspruches, eines Kammers oder oft auch ohne nachweisbare Ursache, befällt die Hysterische brennende Hitze oder eisige Kälte an den Händen, Frösteln, Herzklopfen, Zuckungen, Krämpfe. Sie kann auch bewußtlos niedersinken, aber immer unter dem Schlage einer moralischen Aufregung. Die Glieder werden schlaff, der Puls schwach, nach kurzer Zeit kommt die Besinnung zurück, und der Anfall ist vorüber.“ (P. Touroude.)

Die organischen Störungen, welche in diesem Stadium der Hysterie vorkommen, sind die Störungen der Sensibilität, und in erster Linie die Analgesien oder Anästhesien, wie die Aerzte sich auf gut deutsch auszudrücken pflegen. „Die größte Mehrzahl der Hysterischen sind alle an einer Seite des Körpers oder doch an einigen Stellen gefühllos. Ohne den leichtesten Schmerz hervorzurufen, kann man Nadeln in ihr Fleisch, ihre Stirne oder Hand eintreiben, und oft ohne daß auch ein Tropfen Blut kommt. Dieses Phänomen ist umso auffallender, weil es zum normalen Zustande der Hysterie gehört, in dem die Kranke sich noch vollständig beherrscht.“ (P. Touroude.) „Diese Empfindungslosigkeit kann nur einige Monate dauern und von selbst oder durch ärztliche Behandlung verschwinden, sie kann aber auch jahrelang unverändert fort dauern.“ (Briquet.)

Das Phänomen allgemeiner oder partieller Sensibilitätsstörungen gab in der alten Zeit Veranlassung zu bedauernswerten Irrthümern, schreibt P. Touroude. „Weil man diese sonderbaren Symptome, welche plötzlich auftraten, und die größte Verwirrung in den Bewegungs- und Empfindungsfunktionen hervorbrachten, und oft plötzlich und spurlos heilten, nicht verstand, bildete man sich damals ein, daß wohl die directe Dazwischenkunft des Teufels die Ursache davon sein könnte. Im ganzen Mittelalter wurde die Hysterie daher als eine Krankheit übernatürlichen Ursprunges angesehen, und die Empfindungslosigkeit als ein unfehlbares Zeichen von Teufelsbesessenheit. Zu dieser Zeit, und unter dem Einfluß dieser Anschauungen, führte die Hysterie direct zum Scheiterhaufen. Wenn damals eine Person unter der Anklage von Teufelsbesessenheit stand, begannen die mit der Untersuchung betrauten Magistratspersonen mit der Beibringung der moralischen Beweise. Ehe sie jedoch ihren Urtheilsspruch fällten, suchten sie noch die Hexenmale oder die „stigmata diaboli“ auf. Dies waren Körpertheile, an denen die Sensibilität verschwunden, oder doch so abgestumpft war, daß man Stecknadeln hineintreiben konnte, ohne daß der Patient den geringsten Schmerz verspürte.“ (Dr. Pitres.)

„Unter den Erscheinungen von Teufelsbesessenheit“, schreibt Dr. Gilles de la Tourette, „welche die Kirche seit den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens als solche anerkannt hat, finden wir neben dem Emporheben des Körpers in die Luft etc., auch besondere Abzeichen, welche die Dämonen dem Körper der Besessenen aufdrücken. Diese stigmata diaboli waren unempfindliche Stellen der Haut etc.“

Aber warum die Kirche dieser Grausamkeiten beschuldigen, wenn „die Unwissenheit der Aerzte“ dieselben doch an erster Stelle veranlaßt hat? Dr. Pitres selbst schreibt: „Daß die Aerzte die Irrthümer und den Aberglauben ihrer Zeit theilten, und daß sie sich auch dazu hergaben denselben möglichst zu verbreiten“. „Aber“, so fährt er fort, „was für uns ein Gegenstand der Verwunderung und Verdemüthigung bleiben muß, ist, daß mehrere Jahrhunderte hin-

durch die Aerzte das Bestehen eines banalen, gemeinen, leicht zu beobachtenden Symptomes vom ärztlichen Standpunkt aus nicht erkannt oder dessen Bedeutung unterschätzt haben, und durch ihre Unwissenheit die Verbreiter thörichten Aberglaubens und die Mitschuldigen verwerflicher Grausamkeiten wurden."

Neben der sensitiven oder sensoriellen Unempfindlichkeit bilden die Hyperästhesien (die Ueberempfindlichkeit) eines der häufigsten „Stigmata“ der Hysterie. Infolge dessen empfinden die Hysterischen bei der geringsten Berührung dieser Stellen heftigen, stechenden Schmerz, besonders bei der Berührung gewisser Metalle. Diese Empfindlichkeit kann so groß sein, daß die Kranken bei der Berührung dieser Stellen einen hysterischen Anfall mit Krämpfen oder Convulsionen bekommen: es sind dies „die hysterogenen Zonen“. Auch soll es wenige Hysterische geben, welche nicht an verschiedenen Körpertheilen dumpfe oder stechende Schmerzen spüren. „Heute steht fest, daß eine größere oder geringere Störung der Geschmacksempfindungen, Schwächung des Gehörs oder Geruches, Einengung des Gesichtsfeldes die ersten und einzigen Anzeichen der Hysterie sein können. (Dr. Gilles de la Tourette.) Auf der andern Seite können aber die Sinne eine ungeheure Feinheit erlangen.

V. Kommen wir nun zu den psychischen Störungen, welche in diesem Stadium der Hysterie auftreten. Mit Dr. Kraepelin wollen wir zunächst bemerken, daß bei der Hysterie überhaupt die „Intelligenz und das Gedächtnis nicht wesentlich zu leiden pflegen; vielmehr lassen beide in einzelnen Fällen sogar eine frappierende Schärfe erkennen. Was aber regelmäßig nach und nach durch die Krankheit in Mitleidenenschaft gezogen wird, das ist die Art und Weise der gemüthlichen Reaction und das Handeln der Kranken. Auf diesem Gebiete vollzieht sich im Laufe längerer Zeiten fast ausnahmslos eine fortschreitende Veränderung, welche man ein Recht hat, als eine mehr oder weniger hochgradige moralische Verblödung aufzufassen.“ „Man muß die Hysterie nehmen für das was sie ist, nämlich „für eine psychische Krankheit par excellence“, sagt Dr. Charcot und daher finden wir bei ihr vor allem psychische Störungen. In dem Krankheitsstadium, das wir besprechen, zeigt sich die Reactionsfähigkeit des Körpers auf psychische Eindrücke größer. „Jede Gemüthsbewegung erschüttert den widerstandslosen Organismus, und ruft an irgend einer Stelle reelle, krankhafte, neuralgische und vasomotorische Erscheinungen hervor. Da selbst nur der peinigende Gedanke, daß etwas derartiges eintreten kann, vermag die schweren hysterischen Erscheinungen bis zu Convulsionen und Lähmungen zu erzeugen. Umgekehrt wirkt körperliches Unwohlsein und Mißbehagen deprimierend auf das Gemüth zurück. Diese wechselnde Abhängigkeit der Psyche von dem für jeden Eindruck übermäßig leicht empfänglichen Körper, erzeugt eine krankhafte Launenhaftigkeit, es kommt zu keiner soliden, consequenten Denkungsweise, immer nur Affect und wieder Affect. Egoismus und

Launenhaftigkeit sind größer. Um sich interessant zu machen, scheuen sie sich nicht, heftige Schmerzen zu erheucheln oder zu verheimlichen. Dieselbe Neigung bringt es in seltenen Fällen auch zu einer moralischen Verirrung, in der die Kranken eine Lust am zwecklosen Lügen und böshafte Verleumdungen vermeintlich vorgezogener Personen zeigen. Die Geschlechtsphäre zeigt wie jede Willensäußerung beträchtliche Intensitätsschwankungen. Bei dem einen Individuum besteht erhöhtes Geschlechtsbedürfnis, demselben wird sogar rücksichtslos gefröhnt, andere Hysteriker dagegen sind von vornherein psychisch impotent, sogar theilweise mit einem Zuge ins Perverse behaftet.“ (Dr. Griesinger).

Da ist eine Person, welche Widerspruch oder Verletzung in ihrer Launenhaftigkeit erfahren; sie grollt, ist aufgebracht, eifersüchtig, weiß nicht an wem sie ihre Bitterkeit auslassen soll, und ist bereit, jedermann anzuklagen. In ihrer Aufregung geht sie eiligst von Hause fort zu einer Verwandten oder Freundin. Da beklagt sie sich mit Unrecht über ihren Mann, ihre Schwiegermutter, ihre Nachbarin, ihren Arzt, ihren Beichtvater. Alle geheimen Angelegenheiten ihrer Familie plaudert sie aus, entdeckt oder erlügt Geheimnisse, begeht üble Nachreden ohne Maß, gelegentlich auch Verleumdungen. Dann macht sie sich breit mit ihren Tugenden, Verdiensten und edlen Eigenschaften.

„Sie ist zu gut“, sagt sie, man versteht sie nicht, sie ist sehr unglücklich. Darauf kommt nun gütliches Zureden, Bedauern oder Tröstung von Seiten ihrer Freundin; die Aufregung läßt nach, sie kehrt nachhause zurück, und da ist sie wieder liebevoll, zuvorkommend, das Gewitter ist vorüber. Am andern Tage vielleicht stille Gewissensbisse, innere Vorwürfe und etwas Schweigsamkeit und Niedergeschlagenheit.

Diese Scenen können sich nun ins Unendliche ändern, und um einzusehen, wieviel Plagen und Herzeleid Hysteriker in ihren Familien bereiten, müßte man die vielen Familienscenen kennen, die sich so ist, besonders in den vornehmeren Familien abspielen.

Dr. Legrand du Saulle entwirft uns folgendes Bild einer „frommen“ Hysterischen: „Oft begeistern sich Hysterische für die Religion, stellen sich an die Spitze der Vereine und Bruderschaften, und treten auch wohl schließlich in eine religiöse Genossenschaft ein. Andere bleiben in der Welt, und da bethätigen sie sich etwas geräuschvoll an allen guten Werken der Pfarrei, indem sie dabei auch wohl die Sorge für ihre Familie oder die Geschäfte ihres Hauses vernachlässigen. Diese Frauen fühlen ein Bedürfnis, die Aufmerksamkeit auf ihre guten Werke zu lenken, Complimente zu empfangen und für große und tugendhafte Personen angesehen zu werden.“

Andere verlegen sich mehr auf die Frömmigkeit; dann hat man den Typus dieser verstellerischen, klatschhaften, eifer- und rachsüchtigen Personen, die man unter dem Namen „Betschwester“ bezeichnet. Sie sind in allen Bruderschaften, bringen oft mehrere Gebetbücher mit in die Kirche, empfangen öfters in der Woche die heilige Communion. In Städten kommt es auch vor, daß sie sogar mehrmals am Tage die heilige Communion in ver-

schiedenen Kirchen empfangen. Sie laufen von einem Beichtvater zum andern, bis sie einen gefunden haben, der ihre Praktiken billigt, und sie gehen sogar soweit, Verbrechen und Schandthaten zu beichten, die sie nicht begangen haben, um zu hören was der Beichtvater sagen mag.

VI. Die voranstehenden Betrachtungen beziehen sich besonders auf die Frauen. Um unsere Beschreibung vollständig zu machen, wollen wir den psychischen Zustand der hysterischen Kinder und Männer in einigen Worten besprechen. Nach Dr. Charcot's Beobachtungen „hat die Hysterie bei Kindern in der Regel einen transitorischen Charakter. Bei der Feststellung der Antecedentien der erwachsenen Hysterischen findet man in seltenen Fällen, daß die Neurose vor der Pubertät bereits bestanden hat. Es hat darin seinen Grund, daß das kindliche Gehirn noch in voller Entwicklung begriffen ist; die empfangenen Eindrücke mögen sehr lebhaft empfunden werden, aber sie hinterlassen meist keine dauernden Spuren.“ (Doctor Gilles de la Tourette.) Dem widerspricht etwas Dr. Moreau,<sup>1)</sup> wenn er schreibt: „Es ist rationell anzunehmen, daß ein Kind, welches die reinen Merkmale der Hysterie an sich trägt, viel Aussicht hat, sein Leiden durch die Jugend ins reifere Alter hinüberzutragen.“

„Mit seltenen Ausnahmen“, sagt Dr. Briquet, „haben die Hysterischen seit ihrer frühesten Kindheit ein aufgeregtes Wesen. Alle, die ich beobachtet habe, waren sehr empfänglich für fremde Eindrücke, als Kinder waren sie alle sehr furchtsam, und gegen harte Worte sehr empfindlich. Größer geworden, zeigten sie starke Gefühls-empfindungen bei den unbedeutendsten Anlässen, und weinten, wenn sie eine rührende Geschichte hörten. Fast alle waren sehr anschniegfam. Die Mehrzahl dieser Kinder hatte einen fröhlichen lebhaften Charakter, und nur die Minderzahl einen ruhigen und traurigen.“

„Abgesehen von einer delirösen Form unterscheidet sich der psychische Zustand des hysterischen Kindes nicht wesentlich von demjenigen der Frau oder des Mädchens. Die Träume, das Alpdrücken, die nächtlichen Angstzustände spielen auch hier die Hauptrolle. Aber eine verständig geleitete psychische Hygiene und die einfache Entwicklung der geistigen Fähigkeiten sind stärker als die Anfälle und überwinden sie. Was ist häufiger als hysterische Epidemien in Schulen und Pensionaten, aber wie leicht beseitigt man auch alles durch die Isolierung. (Dr. Gilles de la Tourette.) Dr. Moreau findet das mädchenhafte Gebaren bezeichnend für hysterische Knaben.“

„Der psychische Zustand des hysterischen Mannes scheint auf den ersten Blick von demjenigen der hysterischen Frau verschieden. Er ist doch derselbe. Die Hauptrolle spielt die pathologische Suggestibilität. Nur das Inwirkungtreten derselben ist anders.“ Auch hier finden wir Träume, welche den Schlaf beunruhigen, so wie die

<sup>1)</sup> Dr. Paul Moreau, der Verstand im Kindesalter. Deutsche Ausgabe von Dr. E. Galatti, Stuttgart, Ferdinand Enke 1889.

leidenschaftlichen Geberden bei den Anfällen. Denn gerade diese Kranken leiden an Convulsionen und Gedächtnisschwäche". (Dr. Gilles de la Tourette). Die Hystero-Neurasthenie ist eine unter den Armen, Verlumpten und Landstreichern, welche die Gefängnisse, die Nachtasyle und die Armenhäuser bevölkern, häufige Krankheit. (Dr. Charcot.)

VII. Die schweren Anfälle von Hysterie mit Convulsionen. „Diese Anfälle“, sagt Dr. Briquet, „kommen nicht bei allen Personen vor, welche hysterisch sind. Es gibt deren, welche lange Zeit hindurch alle anderen Krankheitserrscheinungen darbieten, ohne je diese Anfälle zu haben.“ In diesem Stadium gleicht die Hysterie den Anfällen von Epilepsie, obgleich man doch beide Krankheiten von einander unterscheiden kann. Wir wollen nicht die verschiedenen Anfälle dieser Art beschreiben, angefangen von jenen, wo die Kranke die Arbeit oder den Gegenstand, den sie in den Händen hat, fallen läßt, und das Bewußtsein für einen Augenblick verliert, bis zu jenen, wo sie bewußtlos wird, schreit, ungeordnete Bewegungen ausführt, heftige Convulsionen und gewaltige Krämpfe hat.

Eines Abends wurde ich zu einer Kranken gerufen, um dieselbe „zu versehen“. Es war ein junges Mädchen, das als Novizin vor einem halben Jahre aus einem Kloster ausgetreten war, weil es dort, wie es sagte, zu schwere Arbeit zu verrichten hatte. Nach ihrem Austritt aus dem Kloster hatte sie fast jeden Tag Erbrechen, nachdem sie gegessen, und die Mutter erklärte mir, nach ihrer Uezeugung habe ihre Tochter Magentuberculose. Als ich zu der Kranken kam, lag sie auf dem Bett, den Kopf zurückgeworfen, röchelte wie eine Sterbende und hatte Krämpfe und Zuckungen in den Gliedern. Bald darauf begann sie zu reden, und hatte Delirien und Visionen. Noch nie hatte diese Person einen ähnlichen Anfall, der ganz spontan aufgetreten sein soll, und mehrere Stunden gedauert hat.

Diese heftigen Anfälle zeigen sich jedoch gewöhnlich vorher an durch die „hysterische Aura“. Die Kranken fühlen sich unruhig, traurig, sonderbar, geändert. Sie sind gerne allein, möchten ohne Grund weinen oder lachen. Oft fühlen sie sehr lebhaften Schmerz an verschiedenen Theilen des Körpers; bald Oppressionsgefühl auf der Brust, an der Kehle, oder Magenschwäche. Manche Kranken haben das Gefühl, wie wenn eine Kugel aus ihrem Leibe oder von einer Seite her aufsteigend, sich bis zur Gurgel erhebt, und dort die Erscheinung des globus hystericus (boule hystérique) hervorruft. (Dr. Pitres.) Die Kranken glauben den Hals zugeschnürt zu haben und ersticken zu müssen, machen häufige Schluckbewegungen, bis die „Kugel“ wieder hinabsteigt oder sonst verschwindet. Eines der gewöhnlichsten und charakteristischsten Zeichen der Hysterie ist, wie der globus hystericus so der clonus hystericus (clou hystérique). Letzterer besteht in einem heftigen, stechenden Schmerzgefühl an einem bestimmten Theile des Schädels, wie wenn ein Nagel da hineingetrieben wäre. Einseitiges Kopfschmerz überhaupt kommt sehr häufig vor, sowie die oben

erwähnten hysterogenen Zonen oder Punkte, an denen die Hautempfindung so gesteigert ist, daß durch deren Compression unangenehme Empfindungen, und schließlich der Anfall hervorgerufen wird. Hysterische Lähmungen oder Contracturen treten in diesem Stadium häufig auf, oder lösen sich ab.

Dr. Charcot erzählt mehrere Beispiele, unter anderm auch das einer Frau, bei der eine bereits 7 Jahre lang bestehende Contractur nach einem hysterischen Anfall plötzlich verschwand. Eine andere Hysterische erhält unerwartet die Todesnachricht ihrer Mutter, sie sinkt zusammen, und als sie aufsteht, ist sie gelähmt. „Hallucinationen und Delirien treten auf, in denen die ausdrucksvollen Stellungen der Kranken verrathen, daß sie ein früheres Erlebnis hallucinieren. Die Ereignisse, welche sie früher am tiefsten bewegt haben, werden wiedererlebt, und rasch folgen sich heitere und traurige Scenen. Haltung, Miene und Worte drücken bald Schrecken und Drohung, bald Lockung und Lüfternheit, bald Ekstase, Spott oder Klage aus.“ (Dr. Griesinger).

„Eine unserer poliklinischen Kranken“, schreibt Dr. Gilles de la Tourette, „ein 19jähriges, sehr neuropathisches Mädchen, lenkte am 9. December 1889 unsere Aufmerksamkeit auf eine „rothe Stelle“, welche an der Innenseite der rechten Tibia saß, und die sie am selben Morgen beim Ankleiden bemerkt hatte. Am Abende vorher hatte die Kranke nach einem lebhaften Disput einen Weinanfall gehabt, ihr Schlaf war durch schreckliche Träume beunruhigt worden, und gegen Morgen hatte sie an der Innenseite des rechten Beines einen heftigen Schmerz verspürt. Sie war sehr überrascht, beim Ankleiden an eben dieser Stelle „den Fleck“ zu finden, der die Form eines aufrechtstehenden Ovals hatte, ungefähr 5 Centimeter in der Länge, und drei Centimeter in der Breite. Die Kranke versicherte, sich nicht gestoßen zu haben, sie war sicher, daß der Fleck am Abend noch nicht bestanden hatte. Da wir wissen, welchen Einfluß die Psyche bei Hysterischen auf den Körper hat, zögerten wir nicht die Echinmose mit einem Traum in Verbindung zu bringen, über dessen Wesen wir freilich nichts erfahren konnten, da die Kranke keine Erinnerung mehr an einen solchen hatte. So hervorgerufene Stigmata sind nicht immer sichtbar, aber ihre Schmerzhaftigkeit, die übrigens rein psychisch ist, besteht doch, wie folgende, der Selbstbiographie der heiligen Theresia entnommene Stelle beweist.“ Dann führt er jene Stelle an, in welcher uns die Heilige ihre inneren und äußeren Leiden, sowie die Vision, in der ihr Herz durchbohrt wurde, beschreibt.<sup>1)</sup>

<sup>1)</sup> Wir lassen des Zusammenhanges wegen den folgenden Exkurs auf die Stigmatisation mancher Heiligen stehen, dann aber auch deshalb, weil der Herr Verfasser selber dagegen reagiert, und weil der gebildete Leser den saltus, welchen die gelehrten Aerzte machen, indem sie vom natürlichen Gebiet auf das übernatürliche sich begeben, sofort bemerkt. Wenn wir ihnen auf natürlichem Gebiete nur eine bedingte Autorität zuerkennen, da ja erfahrungsgemäß ihre Wissenschaft durch einen Wald von Arrislimern zu gehen pfelegt, so sprechen wir ihnen in der höheren Sphäre eine solche vollends ab. Die Redaction.

Für Dr. Gilles de la Tourette und dessen Lehrer Dr. Charcot ist diese Vision weiter nichts als eine krankhafte Hallucination. Wie die Leute, die stets auf Wissenschaftlichkeit pochen, doch auf religiösem Gebiet mit einer leichtsinnigen Oberflächlichkeit und eigenthümlicher Trivialität zuwege gehen! Eine Blutaustretung unter der Haut, schreibt Dr. Gilles de la Tourette einem Traume zu, ohne auch nur den geringsten Beweis zu geben, und obgleich man das Phänomen noch auf manche andere Art erklären kann. Und daraus schließt er, daß die Offenbarungen der heiligen Theresia auch auf Träumen und Hallucinationen beruhten. Zudem gibt er noch gerne mit Dr. Charcot zu, daß die Heilige, eine Frau von feinem Verstand und von Genie gewesen sei, und sie konnte sich und die Welt so gewaltig täuschen?

Daselbe Urtheil fällt derselbe Arzt über den heiligen Franciscus und Louise Lateau. Was Louise Lateau betrifft, so kann das Factum der Entstehung der Stigmata vom Donnerstag auf Freitag mehrere Jahre hindurch nicht geleugnet werden. Ist nun die Ursache dieser Erscheinung hysterische Hallucination, wie Dr. Gilles de la Tourette behauptet, oder eine außernatürliche Ursache entweder göttlichen oder diabolischen Ursprunges? Obgleich man über diese Frage viel geschrieben und viel untersucht hat, so ist sie noch nicht entschieden. Als Louise Lateau starb, war alles ruhig, und man kümmerte sich nicht mehr um sie.

Was jedoch den heiligen Franciscus betrifft, so ist es leicht zu beweisen, daß dieser Heilige nicht hysterisch war, daß darum auch seine Stigmatisation nicht auf diese Ursache zurückgeführt werden kann. Wenn der gelehrte Doctor nun das Gegentheil behauptet, so hätte er das auch beweisen sollen, statt seine Leser mit der wohlfeilen Aussage abzufertigen, „daß man darüber nicht den geringsten Zweifel mehr habe, wenn man sein Leben gelesen.“ Wir glauben jedoch, daß es für die meisten vorurtheilsfreien Menschen viel leichter sein wird, mit der Kirche ein Wunder anzunehmen, als mit Dr. Gilles de la Tourette zu glauben, ein Traum oder eine Hallucination habe genügt, um plötzlich diese Nägel an Händen und Füßen und die Seitenwunde, die mehr als zwei Jahre und bis zum Tode des Heiligen geblutet hat, hervorzubringen. Bei diesen Leuten aber steht einmal fest, daß es nichts Uebernatürlichen und Präternatürlichen gibt, sie wollen aber alles erklären, und da muß Logik und Wissenschaftlichkeit sich fügen. αὐτός ἐπα.

Mit derselben „Wissenschaftlichkeit“ und Ehrlichkeit urtheilen diese Aerzte auch über die Wunder, besonders über jene, die sich täglich zu Lourdes ereignen. Hören wir das Urtheil eines Mannes, der heutzutage soviel Autorität in Bezug auf Hysterie besitzt, Doctor Gilles de la Tourette: „Die Stummen, welche reden, die Blinden, welche sehen, die Tauben, die hören, die Lahmen, die gehen, und die Todten, die auferstehen, sind Hysterische. Die Hysterie bringt jene Heilungen hervor, die man als wunderbar bezeichnet hat.“

(Citirt von P. Touroude.) Anderswo fügt er hinzu: „Niemand kann heute mehr leugnen, daß die sogenannten wunderbaren Heilungen etwas anderes sind, als die Bethätigung suggestiver Phänomene.“ Um das zu beweisen, führt er Beispiele an: „Das unwahrscheinlichste Beispiel dieser Art, das ich erlebt habe, ist folgendes: Eine Hysterische hörte in ihrer Jugend irgend eine ungeschickte Person behaupten, daß die mit ihren Leiden behafteten Personen zur Zeit der Menopause sterben müßten. Zwanzig Jahre später, als sich die ersten Zeichen des Klimacteriums zeigten, bereitet sie sich aufs Sterben vor, bekommt Erstickungsanfälle, und wäre vielleicht gestorben, wenn wir nicht hinter diese Aeußerung gekommen, und ihr nicht ohne Mühe eine andere Ansicht beigebracht hätten. Sie beschloß weiter zu leben, und seitdem befindet sie sich ganz wohl.“

Eine Kranke Dr. Charcots sah plötzlich eine Contractur verschwinden, infolge eines Verweises. Als ausschlagender Beweis dient nun folgendes Beispiel:

„Ein Mädchen von 40 Jahren lag bereits 9 Jahre leidend zu Bett. Den linken Arm und das linke Bein hatte sie heftig zusammengezogen. Ferner zeigte sich eine Contractur an der Zunge so daß sie auch stumm war, und mit dem linken Auge konnte sie kaum das Licht erblicken. Um ihren bedauernswerten Zustand noch vollständig zu machen, hatte die Unglückliche noch eine Contractur an der Speiseröhre, so daß sie auch nichts essen konnte, und täglich gab man ihr mit der Sonde ein Ei und etwas Wein. 1872 zeigte Charcot sie seinem Cursus öffentlich und sagte, daß jede ärztliche Behandlung fehlgeschlagen habe, aber sie könne doch noch einmal plötzlich geheilt werden. Drei Jahre später beehrte die Kranke, daß ihr beim Vorübergehen der Frohnleichnamsprozession das Allerheiligste auf den Kopf gestellt werde. Als dies geschah, zitterte sie, verlor das Bewußtsein und bekam hysterische Krämpfe. Als sie nach fünf Minuten wieder zu sich kam, war sie geheilt. (Citirt von P. Touroude.) Dr. Pitres fügt hinzu: „Stellet euch nur vor, diese Sache wäre mehr in die Öffentlichkeit gedrungen, die Salpêtriére ein Wallfahrtsort geworden, so ist es sehr wahrscheinlich, daß noch viele andere Wunder dort geschehen wären. (P. Touroude.) Daraufhin müssen nun alle Wunder durch Hysterie oder höchstens durch Suggestion oder durch aufgeregte und gespannte Einbildungskraft hervorgerufene Heilungen sein, so will es die Wissenschaft.“

Aber die katholische Kirche und die katholischen Theologen werden sich hüten, diese Art Heilungen als wunderbar zu erklären, wie diese Aerzte das anzunehmen scheinen. Das sind Wirkungen, deren Ursache für uns ungewiß ist, und über die wir uns nicht entscheiden können, und wahrlich, wenn nur solche Heilungen zu Lourdes oder im Leben der Heiligen vorkämen, so würde die Kirche sich nicht mit ihnen beschäftigen. Hätten Dr. Gilles de la Tourette und Consorten Recht, so müßten alle Krankheiten, wenigstens die, welche wunderbar geheilt werden, auf Hysterie beruhen, und müßten beweisen, daß Krebs, Gangrän, Knochenbruch, Caries der Knochen,

Geschwulste, eiternde Wunden, Schwindsucht, durch Suggestion oder Hysterie geheilt werden können. Dafs diese und ähnliche Krankheiten aber wunderbar geheilt werden, dafür haben wir die unwiderleglichsten Zeugnisse. So mögen diese gelehrten Herrn Wunder dieser Art an der Salpêtriére wirken, und ihre Sache ist bewiesen.

VIII. Die psychischen Störungen bei der „großen Hysterie“. Auf intellectuellem, besonders aber auf moralischem Gebiete können die größten Störungen in diesem Krankheitsstadium auftreten. Wir haben bereits gesehen, wie in den leichteren Graden dieser Krankheit die Hysterischen so empfänglich für Eindrücke sind, wie sie anspruchsvoll, zornmüthig, eitel, eifersüchtig sind. Schließlich hat dies jedoch gewöhnlich keine weiteren Folgen, als die Belästigung ihrer Umgebung. Bei der großen Hysterie können sich diese Pervertitäten aber zu einem staunenswerten Höhepunkt steigern.

Tiefe Trauer und Melancholie befällt oft die Kranken, sie wollen jeden Augenblick sterben, und zeigen sogar eine gewisse Tendenz zum Selbstmord. Häufig auch vollführen sie Betrügereien, die mit der größten List und Berechnung hie und da ausgeführt werden, so dafs sie wirklich eine Gefahr für ihre Umgebung werden können. „Der Drang, Aufsehen zu erregen, wird so gebieterisch, dafs die Kranken nicht vor den unverschämtesten Lügen und den niedrigsten Verleumdungen zurückschrecken. Sie gehen sogar bis zur öffentlichen Anzeige, machen falsche Aussagen bei Gericht, thun falsche Eide, und schreiben anonyme Briefe. Sie stellen sich hin als Opfer furchtbarer Angriffe, beschuldigen die unschuldigsten Personen, und drohen mit Mord oder Selbstmord.“ (P. Touroude.)

„Die Anklagen, welche Hysterische mit besonderer Vorliebe gegen Personen erheben, denen sie schaden wollen, sei es aus Eifersucht oder weiblicher Eitelkeit oder aus Haß, das sind die Angriffe auf die Schamhaftigkeit. Natürlich sind es die Aerzte und die Geistlichen, die durch ihren Stand den Anschuldigungen dieser Art am meisten ausgesetzt sind. Das begreift sich, weil sie durch ihre socialen Pflichten gezwungen sind, mit Hysterischen oft allein zu sein. Glücklicherweise werden diese Anschuldigungen häufig mit einem Charakter von Betrug vorgenommen, dafs sie ohne weiteren Folgen bleiben. Aber leider ist es auch mehr als einmal vorgekommen, dafs die Angeklagten sich den Anschuldigungen nicht entziehen konnten, und wir könnten einige Mißgriffe der irregeführten Justiz anführen.“ (Dr. Regrand du Saulle bei P. Touroude.)

Die Instruction vom 6. August 1897 an die Officialate, vom Cardinal Parocchi unterzeichnet, hat diesem Umstand mit weiser Vorsicht Rechnung getragen, und schreibt genau und im Einzelnen die Fragen vor über die Person, die einen Priester der Sollicitation anklagt, und verlangt, dafs sie von glaubwürdigen Zeugen beantwortet, und feierlich beschworen werden müssen.

„Neben den lasterhaften, verleumderischen, gefährlichen Hysterischen“, sagt Dr. Legrand du Saulle, „gibt es noch unschädliche, die nicht weniger krank sind, bei denen aber die intellectuelle Störung ein eigenartiges Gepräge annimmt. Dieses besteht in einer übertriebenen, grenzenlosen Frömmigkeit, die mit der Ekstase endet. Viele heilige und selige Frauen waren weiter nichts als einfache Hysterische.“ — Wir wollen hier nicht in Abrede stellen, daß „Visionen“ und Hallucinationen häufig, sogar sehr häufig bei Hysterischen vorkommen, denn wir haben deren mit eigenen Augen beobachten können; wir wollen auch nicht leugnen, daß Hysterische im Himmel sein können, aber die Kirche hat nie jemanden wegen Ekstase und hysterischer Frömmigkeit heilig gesprochen. Hätte Dr. Legrand du Saulle auch nur die geringste Idee von Heiligkeit, und von den Bedingungen, die für die Canonisation gestellt sind, er hätte nie solche gottlose Albernheiten schreiben können.

Wenn die Hysterischen die meiste Neigung zu excentrischen und außergewöhnlichen Handlungen, mehr als zu wirklichen Verbrechen haben, so ist dennoch wahr, daß Diebstähle, Feuersbrünste, die unsittlichsten Handlungen und verbrecherischsten Attentate das Werk dieser Kranken sein können, und die intellectuelle Störung kann sogar bis zum Wahnsinn gehen. — Am 27. Juni 1893 stand vor dem Assisenhof von Paris eine Frau, welche wegen ihres schlechten Betragens von ihrem Manne verlassen worden war, und den sie daraufhin zu Vincennes erschossen hatte. Auf dem Gerichtssaal bekam die Angeklagte nervöse Anfälle und die Gerichtsärzte Brouadel, Motet und Garnier hatten erklärt, sie sei zwar nicht irrsinnig, aber sie trage verminderte Verantwortlichkeit für ihr Verbrechen. Daraufhin sprach das Gericht sie frei, und nun bekam sie wieder einen heftigen Anfall mit Convulsionen. Wenn das Gericht auch hier auf Freisprechung erkannt hat, so kann nicht behauptet werden, daß eine Hysterische gewöhnlich unzurechnungsfähig sei, denn nach der Aussage der ärztlichen Autoritäten werden nur die affectiven Fähigkeiten durch diese Krankheit erschüttert, die intellectuellen Fähigkeiten, besonders das freie Wollen bleiben, nur tritt verminderte Zurechnungsfähigkeit ein.

IX. Die seelsorgliche Behandlung Hysterischer. P. Ign. Schüch<sup>1)</sup> hat wohl recht, wenn er meint: „Die Krankenpflege hysterischer Personen erfordert große Vorsicht“ und darunter versteht er auch offenbar die seelsorgliche Behandlung derselben. „Der Seelsorger soll sich möglichst vor den Hysterischen hüten“, schreibt Dr. Capellmann in seiner Pastoral-Medicin, (2. Aufl., Barth, Aachen,) und an einer anderen Stelle: „So kommt der Seelsorger und besonders der jüngere nur zu oft in die Gelegenheit, von solchen Kranken wirklich belästigt zu werden, und gelangt oft zu spät zu der Erkenntnis, daß er sich

<sup>1)</sup> Handbuch der Pastoral-Theologie. Von P. Ign. Schüch, neu herausgegeben von Dr. Grimnich. 10. Aufl. Innsbruck. Rauch. 1896.

mit denselben besser gar nicht eingelassen hätte". Dr. von Olfers<sup>1)</sup> warnt noch deutlicher vor den Hysterischen, wenn er schreibt: „Die Hysterie ist keine eingebildete, sondern eine wirkliche Krankheit, die nur durch ärztliche Behandlung, nicht aber durch geistlichen Zuspruch geheilt werden kann, wenn auch die Patientinnen dem Nichtarzt körperlich völlig gesund erscheinen. Wohl aber kann gerade in diesen Zuständen ein unerfahrener Geistlicher den Kranken an Leib und Seele unersetzlichen Schaden zufügen und nicht allein das, er kann auch selbst bei dieser Gelegenheit in die bedauerlichsten Irrthümer hineingeführt werden". „Es gibt nichts Gefährlicheres für unerfahrene Beichtväter (vor denen die Kranken instinctiv oft den erotischen Charakter ihrer Phantasien schlau zu bemänteln wissen), als solche mysteriöse Führungen Gottes, geheimnisvolle Offenbarungen und ähnliches, wovon hysterische Frauenzimmer ihnen zu erzählen wissen. Das ganze Wesen der hysterischen Krankheit bringt es mit sich, daß der intime Verkehr mit hysterischen Schwärmerinnen auch eine ernste moralische Gefahr für den Geistlichen mit sich bringt, wenn er jung und nicht gegen alle Angriffe der Sinnlichkeit gewappnet ist. Ich glaube, es geht aus dem Gesagten von selbst hervor, sich möglichst wenig mit Hysterischen abzugeben, ganz besonders, weil bei dieser Krankheit Nichtbeachtung der Symptome eine vorzügliche Unterstützung der Cur ist“.

Man sieht daraus leicht ein, wie wichtig es für den Seelsorger ist, etwas von Hysterie zu wissen, und wie sehr er auf seiner Hut sein muß gegen diese Gemüthskranken, die heute so häufig sind, „denn die ganze Welt ist voll von diesen“, sagte uns vor Kurzem ein befreundeter Arzt. Was die Hysterischen noch gefährlicher macht, ist der Umstand, daß sie gewöhnlich darauf ausgehen, auf Personen, die sie nicht näher kennen, den besten Eindruck zu machen.

Soll man nun diese Personen vollständig vernachlässigen und sie dem Arzte und ihrem Schicksal allein überlassen? Das dürfen wir nicht als Seelsorger, und diese Personen haben gerade die Hilfe der Religion nothwendig, nicht so sehr im letzten Stadium der Hysterie, wo die großen Krisen auftreten, sondern in den ersten Stadien der Krankheit, und Dr. von Olfers geht etwas zu weit, wenn er behauptet, die Hysterie könne nur durch ärztliche Behandlung, nicht durch geistlichen Zuspruch geheilt werden. Dr. Kraepelin behauptet dagegen: „Den beiweitem wichtigsten Theil der Behandlung Hysterischer bildet indessen die psychische Einwirkung“ und Dr. Holst schreibt: „Also auch ich halte die psychische Behandlung im weitesten Sinne des Wortes, vielleicht richtiger gesagt, die erzieherische Behandlung für eine *conditio sine qua non*, bei der Behandlung der an einer functionellen Neurose (Hysterie) leidenden Patienten. Und doch ist

<sup>1)</sup> Pastoral-Medicin. Von Dr. von Olfers. 2. Auflage. Freiburg i. B. Herder. 1893.

diesen Kranken wohl durch nichts so viel Schaden zugefügt worden, als durch eine vermeintliche psychische Behandlung, sowohl von Aerzten, als von Laien. Dieser Umstand findet seine Erklärung nur darin, daß diese Kranken nur zu oft nicht als Kranke angesehen werden, sondern als ungezogene, launenhafte und energielose Individuen, und daß die Behandlung eben nur dieser Auffassung entspricht, das heißt, entweder in Lächerlichmachen des Kranken, oder in rücksichtsloser Strenge und in der ewigen Predigt, sich nicht gehen zu lassen, sich zusammenzunehmen, sich zu zwingen, zu dem was verlangt wird u., besteht“.

Der kluge Seelsorger und Beichtvater wird somit schon frühzeitig, selbst bei Kindern, Dispositionen zur Hysterie zu erkennen suchen und diesen mit Zeiten entgegen arbeiten. Denn von Kindheit an besteht bei den Hysterischen ein besonderer Zustand von Empfindlichkeit. Die Gefühle sind lebhaft, Geste und Bewegungen schnell, die Entschlüsse plötzlich und veränderlich. Oft bemerkt man etwas Auffälliges und Sonderbares in ihrer Haltung und in ihren Reden. Die Gesundheit ist oft schwächlich, sie fallen leicht in Ohnmacht. Hier trifft nun zu, was Dr. Koch<sup>1)</sup> schreibt: „Manchem, das das Nervensystem ungünstig zu beeinflussen vermag, kann der Einzelne in unserer Zeit nicht völlig ausweichen. Allein, man kann sich widerstandsfähiger machen gegen das, was dabei oft am meisten schadet.“

Immer wieder wird von tiefblickenden Irrenärzten auf frühzeitig geübte Selbstbeherrschung und Entsagungsfähigkeit, auf eine Stärkung des Pflichtgefühles u. s. w. als auf Mittel hingewiesen, sich geistig gesund zu erhalten. Daß aber nach meiner Ueberzeugung am widerstandsfähigsten der ist, dessen Schutz aus einem lebendigen religiösen Verhältnis zu Gott entspringt, das soll nicht verschwiegen sein“.

Bei diesen nervenschwachen Personen, welche Anlage zur Neurose verrathen, kann nur die Entwicklung der Krankheit durch sorgfältige Erziehung zurückgehalten werden. Jede gefährliche und aufregende Lesung muß ihnen verboten werden. Von weltlichen Festen, von Bällen, Tanz, Theater müssen sie absolut fern bleiben und sich einer ernstesten, thätigen Lebensweise hingeben, die keine Zeit zu Träumereien übrig läßt. Solide Tugend und Frömmigkeit vermögen fast immer die krankhaften Nerven-Dispositionen zu neutralisieren.

Ist nun die Krankheit wirklich ausgebrochen, „so liegen sehr häufig in der Umgebung der Kranken, wie sie sich von selber oder unter deren Einflusse gestaltet hat, oder in der ganzen Lebensführung Schädlichkeiten, welche immer von Neuem das Entstehen der krankhaften Erscheinungen begünstigen. Hier müssen diese Erscheinungen womöglichst geändert werden. Für die weitere psychische Einwirkung

<sup>1)</sup> Die psychopathischen Minderwertigkeiten. Von Dr. Koch, Director der St. W. Staats-Irrenanstalt Zwiefalten. Ravensburg. Otto Maier. 1891.

lassen sich allgemeine Vorschriften kaum entwerfen, da sie sich in jedem Falle der besonderen Eigenthümlichkeit der Kranken anzupassen hat. Vor allem ist es nothwendig, sich das unerschütterliche Vertrauen, und damit die unerläßliche Autorität über die Kranken zu verschaffen, ein Ziel, welches nicht durch barsches Entgegentreten, sondern durch ruhiges, ernstes Festhalten an dem einmal formulierten Behandlungsplan erreicht wird“. (Dr. Kraepelin.)

Der Priester muß diesen Kranken imponieren, und bei ihnen in strengem Respect sein. Ihn gegenüber dürfen sie keinen eigenen Willen haben, denn sie müssen in der That streng erzogen werden, aber freilich ohne Härte. Man muß wissen, was man von ihnen fordern kann und dann das Geforderte aber auch mit eiserner Consequenz durchführen. „Weil die Hysterischen in den allermeisten Fällen sehr gequält sind, durch eine innere Unruhe, durch fortwährendes Schwanken im Entschluß, durch den Kampf zwischen guten Vorsätzen und dem Mangel an Kraft und Energie, sie auszuführen, sind sie unstät und zersfahren in ihrem ganzen Wesen. Darum ist es wesentlich bei ihnen, sie an Regelmäßigkeit, Consequenz, Ausdauer, wir fügen hinzu an Selbstverleugnung und Abtödtung zu gewöhnen“. (Dr. Holst.)

Das ist meist dann zu erreichen, wenn ihnen ihre Lebensweise bis aufs kleinste Detail vorgeschrieben wird. Lesen, Musik und eine sitzende Lebensweise sind soviel wie möglich einzuschränken und auf eine körperliche Beschäftigung ohne Anstrengung und Aufregung festzuhalten. Die Gebetsübungen und überhaupt die Uebungen der Frömmigkeit müssen kurz und nach genauesten Vorschriften gehalten werden. Geduld im Leiden und festes Gottvertrauen, sowie Energie des Willens, werden hier die besten und größten Wirkungen hervorbringen.

Dr. Bruns schreibt: „Ebenso würde ich mich der kundgegebenen Absicht gegenüber verhalten, die Heilung durch eine Wallfahrt nach einem wunderthätigen Muttergottesbilde oder etwa nach dem heiligen Rock in Trier, zu erreichen. La foi, qui guérit. Der Glaube ist es, der heilt, das gilt für alle therapeutischen Maßregeln bei der Hysterie, und deshalb kann, wie wir übrigens aus Erfahrung wissen, eine solche Wallfahrt bei dieser Krankheit sehr wirksam sein. Man denke nur, welche gewaltige psychische Erregungen und Unstimmungen bei gläubigen Gemüthern durch alles, was mit einer solchen Maßnahme zusammenhängt, hervorgerufen werden, und wie günstig diese bei der Hysterie zu wirken pflegen“.

X. P. Touroude hat die für unseren Gegenstand so praktische und delicate Frage behandelt: „Soll man die natürliche Neigung eines Mädchens, das zur Hysterie disponiert ist, begünstigen oder nicht? Alle alten Aerzte hätten nicht einen Augenblick gezögert, die Ehe anzurathen. Jedoch die Erfahrung hat gezeigt, daß die Ehe die Hysterie nicht immer zurückhielt.“

Dr. Briquet zählt 50 Fälle von Hysterischen auf, die er beobachtet, und in denen die Ehe schädlich, 31, in denen sie ohne

Einfluss, weder zum Besseren noch zum Schlechteren war, und 17, in denen sie entweder eine bedeutende Besserung, oder die Heilung zur Folge hatte.

Dr. Gilles de la Tourette schreibt über diesen Gegenstand also: „Die in der Zeit der Geschlechtsreife stehenden Hysterischen verlangen viel mehr nach den Aufmerksamkeiten und Zärtlichkeiten des Mannes, als nach dem Geschlechtsacte, den sie häufig überhaupt nur dulden. Nach einiger Zeit des Besizes kann eine Spannung eintreten, die bis zum Bruche gehen kann. Wieviele unter den glücklichsten Auspicien begonnene Ehen, bei deren Eingehung die Frau den künftigen Gatten umsomehr zu lieben glaubte, als ihr Geist infolge der Suggestibilität leicht, vielleicht auf Kosten der Sinne übertrieb, werden wahre Höllen! Der Geschlechtsact war für die Hysterischen nur eine Zerstörung ihrer Illusionen. Die Ideen, die sie sich über die Liebe gebildet hatten, verschwinden, und man sieht leicht die Consequenzen: Die eheliche Gemeinschaft aufgehoben, der Gatte anderswo das Vergnügen suchend; die Frau trostlos, zum erstenmale vielleicht von convulsiven Anfällen heimgesucht, die immer mehr zunehmen u. c. c.“ Daher, so schließt P. Touroude, muß man sehr vorsichtig sein, wenn es sich darum handelt, einer Hysterischen einen Rath über das Heiraten zu geben. Für ihn scheint Dr. Briquet die Frage in ihrer Realität aufgefaßt zu haben, wenn er schreibt: „Betrachtet man die Ehe vom speculativen Standpunkte als einen Stand, welcher das vollkommene Glück wäre, ohne daß dasselbe durch die leiseste Sorge oder Widerwärtigkeit getrübt würde, so wäre ich der erste, sie anzurathen, da ja ein ungetrübtes Glück das beste aller Mittel gegen Hysterie ist, und das meiner Meinung nach alle andern überflüssig machen kann“.

„Es gibt jedoch Umstände“, fährt P. Touroude fort, in denen die Heirat vortheilhaft für ein Mädchen sein kann, das Dispositionen zur Hysterie zeigt. Dies tritt dann ein, wenn die Eltern ungeduldig sind, sie unter die Haube zu bringen, und wenn sie ihrerseits darnach verlangt, aus der Vormundschaft mürrischer und strenger Eltern herauszukommen. Wir setzen voraus, daß es sich um eine hysterische ersten Grades handelt, das heißt, deren Krisen einfach darin bestehen, daß sie nervös sehr empfänglich für Eindrücke, launenhaft, unbeständig, tückisch, ungeduldig, leicht verletzbar, bald ohne Grund froh, bald auch traurig ist. Wenn eine solche Person in ihrem Manne Stütze und Zuneigung findet, sowie auch etwas Aufmerksamkeit, an die sie nicht gewohnt war, so wird ihr Glück die bösen Wirkungen ihres Temperamentes paralyisiren.“

„Dasselbe sagen wir von einem jungen Mädchen, das zu 14 oder 15 Jahren infolge einer lebhaften Aufregung, eines heftigen Stoßes, oder großer Furcht u. c., eine Krise von großer Hysterie mit Delirien oder Convulsionen hatte. Dieser Anfall hat sich nicht wiederholt, aber in ihr einen Druck von Traurigkeit und Mangelstlichkeit

zurückgelassen. In diesem Falle ist zu hoffen, daß eine Heirat diese verderblichen Gedanken verscheuchen wird, wenn sie das Glück hat, einen Mann von sanftem Charakter zu heiraten."

"Ganz anders hingegen wäre es mit einem Mädchen, das periodisch, in größeren oder kleineren Zwischenräumen, Krämpfe, Zuckungen, Delirien u. empfindet. Da zögern wir nicht, dieser zu sagen, daß sie von der Heirat abstehe und in ihrer Familie verbleiben soll. Heiratet sie, so wird sie fast unfehlbar unglücklich sein, und das Unglück und Kreuz des Mannes werden".

Was die Hysterische des zweiten Grades betrifft, so ist es hier bedeutend schwerer sich auszusprechen. Hat die Person nur sehr leichte Krisen, die auch nur selten auftreten, hat das Leben in ihrer Familie nur Trauer, Widerspruch und Langweile für sie, oder ist Aussicht, daß sie einst sich selbst überlassen sein wird ohne Stütze, so kann das Heiraten für sie vortheilhaft sein. Wenn die Anfälle hingegen ziemlich heftig oder häufig sind, und wenn das Leben in ihrer Familie erträglich für sie ist, so wird sie besser thun, auf die Ehe zu verzichten. Diese Person muß aber soviel wie möglich Gesellschaften vermeiden, in denen sie mit jungen Leuten ihres Alters zusammen kommt. Eine Höflichkeit, eine Aufmerksamkeit, ein freundliches Wort, das ohne Bedeutung für eine Person von gesundem Geiste wäre, könnte in den Augen dieser Hysterischen eine große Bedeutung erlangen und tausend Illusionen in ihr hervorrufen. Wenn sie dann endlich erfahren müßte, daß ihre Hoffnungen nicht verwirklicht werden könnten, so könnte es dadurch zu den furchtbarsten Anfällen bei ihr kommen. Es wäre auch gut, dieser Person von Zeit zu Zeit, aber ohne den Schein zu erwecken, das berühren zu wollen, die Leiden und Sorgen auch des glücklichsten Ehestandes, vorzuhalten.

XI. Wie verhält es sich mit dem Beruf zum Ordensstand für Hysterische, welchen Rath soll der Seelsorger oder Beichtvater da ertheilen? Denn factisch gibt es nicht wenige Hysterische, die ins Kloster wollen. Hier sagt P. Tourroude wieder: „Hat ein Mädchen einen dieser großen Anfälle von Hysterie gehabt, mit Convulsionen u., so zögern wir nicht nach unserem Dafürhalten zu erklären, daß man nie eine solche Person in eine religiöse Genossenschaft aufnehmen sollte. Denn man darf nicht vergessen, daß insolge einer heftigen Aufregung, einer Ueberraschung, eines Zornanfalles u. s. w. der hysterische Anfall wieder eintreten kann und dadurch große Unannehmlichkeiten fürs Kloster entstehen könne. Anders wäre es, wenn die Hysterie noch nicht so klar und bestimmt vorhanden ist, denn diese entwickelt sich ja je nach den Verhältnissen, in denen die Person lebt, und je nach der Erziehung, die sie bekommt. Bekommt diese Person von Seiten ihres Beichtvaters, ihrer Oberin und Novizenmeisterin eine sachgemäße Behandlung, so kann sie trotz ihrer „Migränen, Herzschwäche und sonstigen Uebel doch noch eine brauchbare Person werden. Hier wollen

wir jedoch bemerken, daß Bitterkeit bei den Vorwürfen, Strenge bei Verweisen und schlechte Behandlung diese Person nicht besser machen werden, sondern ihr zerrüttetes Nervensystem nur noch mehr aufregen. Die Lectüre muß controliert werden, sie soll keine Romane lesen, natürlich spreche ich nur von guten, keine Bücher von hoher Mystik oder Lebensbeschreibungen von Heiligen, in denen Visionen, Offenbarungen oder Teufelsbeseßlichkeiten erzählt werden. Auch sollen diese Personen nie die Leitung des Gesanges oder der Musik haben, wie dies so oft vorkommt. Jedoch wollen wir hinzufügen, daß trotz der besten Verhältnisse eine hysterische Person auch im Kloster hysterisch bleiben kann, und daß sie es leicht dort werden kann, wenn ihre innere und äußere Leitung und Erziehung mangelhaft ist“.

Was schließlich die Heilung der Hysterie betrifft, oder deren Dauer, so schreibt Dr. Briquet: „Unter der großen Anzahl Kranker, die ich behandelt, haben viele mich verlassen, ohne hysterische Anfälle mehr zu haben. Trotzdem wäre ich aber verlegen, wenn ich die Dauer der Hysterie genau angeben sollte. Ich betrachte sie als eine Krankheit des ganzen Organismus, deren Anfälle man ziemlich leicht abschwächt, die man aber selten heilt, und deren Heilung stets sehr mangelhaft ist und von den Umständen abhängt, in denen der Patient sich befindet.“

## Die priesterlichen Gewänder.

Von P. Beda Kleinschmidt Ord. Min. in Wiedenbrück (Westfalen).

(Vierter Artikel.)<sup>1)</sup>

### 2. Die Albe.<sup>2)</sup>

Unterschied sich auch in den ältesten Zeiten die liturgische Kleidung in Schnitt und Stoff durchaus nicht von der antiken, umsomehr aber von der modernen Profangewandung, so bediente sich doch der Liturge schon in jenen Zeiten eines Kleidungsstückes, das er auch jetzt noch am Altare gebrauchen muß, nämlich der Albe, die wir nunmehr näher behandeln wollen. Läßt sich der Gebrauch derselben beim heiligen Messopfer in den ersten Jahrhunderten auch

<sup>1)</sup> Hätten wir beim Beginne unseres bescheidenen Versuches der Geschichte der liturgischen Gewänder es mit Recht noch beklagen können, daß es uns an einer guten Darstellung dieses Gegenstandes mangle, so können wir jetzt zu unserer Freude mittheilen, daß gegen Ende des verflossenen Jahres diese Lücke in unserer deutschen Literatur ausgefüllt ist durch eine Schrift des P. Joseph Braun S. J. „Die priesterlichen Gewänder des Abendlandes nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Mit 30 in den Text gedruckten Abbildungen.“ (Ergänzungsheft der „Laacher Stimmen“.) S. 180. Freiburg 1897. Ausgerüstet mit dem nothwendigen wissenschaftlichen Apparate, den eine gründliche Erörterung des Gegenstandes erheischt, hat der hochw. Verfasser in exacter Darstellung, die auf schriftlichen wie monumentalen Studien beruht, die Entwicklung

<sup>2)</sup> Vergl. Quartalschrift 1898, S. 63.

nicht mit voller Gewissheit aus schriftlichen Quellen nachweisen, so dürfen wir doch daran nicht im mindesten zweifeln, daß man sie im kirchlichen Dienste gebrauchte. War ja die Albe oder wie damals die Römer sagten, die Tunika, das hauptsächlichste, häufig das einzige Kleidungsstück, dessen sich Männer wie Frauen im gewöhnlichen Leben bedienten; nur bei feierlichen Anlässen oder auch bei Ausgängen trug man noch einen Ueberwurf, eine Toga oder ein Pallium. Erregte es damals vielfach Anstoß, wenn einzelne z. B. Aristides von Athen, Justin, Heraklas aus allzugroßer Strenge nur den Philosophenmantel, das einen Theil des Oberkörpers bloßlassende Pallium trugen, so sind wir zweifelsohne zu der Annahme berechtigt, daß die christlichen Liturgen bei der Feier der heiligen Geheimnisse sich der allgemein gebräuchlichen Tunika bedienten, umsomehr, da dieses lang herabwallende Kleid so ganz geeignet ist, die Würde und den Charakter des opfernden Priesters zu kennzeichnen. Mag man in jener Zeit auch hin und wieder bei der heiligen Messe vielleicht nur das Pallium gebraucht haben, jedenfalls sind solche Fälle als Ausnahmen zu betrachten.

2. Die Tunika der Römer glich, wie wir schon früher bemerkten, im allgemeinen unseren Hemden; jedoch hatte sie gar keine oder nur kurze Ärmel und war unten auch wohl von größerer Weite. Langärmelige Tuniken kommen zwar schon zur Zeit der Republik vor, doch hielt man das Tragen derselben vonseiten der Männer noch für weichlich und weibisch. Was die Länge derselben angeht, so reichte sie nur bis zu den Knien, wurde auf Reisen auch wohl noch höher hinaufgezogen; man trug sie in der Öffentlichkeit immer gegürtet; eine Ausnahme fand vielleicht nur bei der mit dem Clavus verzierten Tunika der Senatoren statt. In Afrika herrschte allerdings ein anderer Brauch, dort war die ungegürtete Tunika üblich. Noch zur Zeit Ciceros galt es für unanständig, lang herabwallende Tuniken zu tragen. Indes die allmächtige Mode wirkte auch hier sehr umgestaltend, was uns bei dem bis ins Ungeheuerliche angewachsenen Luxus der Römer nicht wundernehmen darf. Im dritten Jahrhundert nach Christus waren langärmelige und lang herabwallende Tuniken allgemein im Gebrauch. Interessant ist eine

---

der sechs priesterlichen Kleider dargelegt und durch 30 Textillustrationen erläutert. Wie es heute bei einer geschichtlichen Darstellung eines auf die heilige Messe bezüglichen Gegenstandes nicht anders möglich ist, hat auch er das voluminöse, kostbare Werk von Rohault de Fleury (*La Messe, Etudes archéologiques sur ses monuments*, 8 vol. Paris 1883—1889, mit 681 Taf.) mehrfach herangezogen, auf welches auch wir im folgenden uns noch wiederholt berufen müssen. Der Text dieses wertvollen Werkes läßt allerdings, wie Kraus (*Geschichte der christlichen Kunst* II 458) sagt, manches zu wünschen übrig. Wenn wir trotz Brauns Publication in den späteren Artikeln, die im großen Ganzen schon längere Zeit fertig gestellt sind, auf die Entwicklung der drei letzten priesterlichen Gewänder weitläufiger eingehen, so entspricht dieses nur unserer ausführlichen Darstellung der liturgischen Kleider im allgemeinen.

hierauf bezügliche Bemerkung des hl. Augustinus. „Talaris et manicatas tunicas habere apud Romanos veteres flagitium erat, nunc autem honesto loco natos cum tunicati sunt, non eas habere flagitium est.“<sup>1)</sup> Weil sie bis zum Knöchel hinabreichte, nannte man sie auch *talaris* (von *talus*, der Knöchel), bei den Griechen *ποδήρης* (von *πῶς*, der Fuß). Die in den oberägyptischen Gräbern zu Sakkarah gefundenen Tuniken sind zweierlei Art: 1. Kurze Ärmeltuniken, etwa bis zu den Knien reichend, nach Kiegl von Männern getragen; 2. lange Ärmeltuniken, bis zu den Füßen reichend, von Priestern oder anderen männlichen Standespersonen getragen.<sup>2)</sup>

Dass die ersten Christen sowohl Männer als Frauen die Tunika getragen, eine innere und eine äußere, darüber lassen die Abbildungen der Katafomben keinen Zweifel. Auch Christus, die allerseeligste Jungfrau und die Apostel erscheinen gewöhnlich mit der langen Tunika bekleidet. Ob die Tuniken der Liturgen kurz oder lang gewesen, darüber geben die Bildwerke uns wohl keinen Aufschluss.<sup>3)</sup> Unter dem Bilde des guten Hirten erscheint Christus nicht selten in der bis über die Kniee aufgeschürzten Tunika mit kurzen Ärmeln.<sup>4)</sup>

3. Als spezifisch liturgisches Gewand erscheint die Tunika in schriftlichen Quellen zum erstenmale wohl in dem Briefe des hl. Hieronymus an Heliodor; durch diesen übersandte der sterbende Priester Nepotian dem heiligen Kirchenlehrer eine Tunika, die er im Dienste (in ministerio) Christi getragen hatte. „Diese Tunika, welche ich im Dienste Christi trug, schicke dem geliebten Manne, der mir Vater dem Alter, dem Amte nach Bruder war.“<sup>5)</sup> Woran können wir hier anders denken, als an eine beim heiligen Opfer gebrauchte Albe? In eigenthümlicher Weise finden wir dann die Albe erwähnt unter den Canones der sogenannten vierten Synode von Rathargo, die am Ende des vierten Jahrhunderts entstanden sein sollen. Das Concil gebietet, dass der Diacon nur ‚tempore oblationis vel lectionis‘ die Albe tragen soll.<sup>6)</sup> Selbstverständlich war ihnen das Tragen der Tunika im gewöhnlichen Leben nicht untersagt; es muss also in diesem Canon die Rede sein von jener Tunika, welche die Diaconen im kirchlichen Dienste trugen, also von der liturgischen. Abbé Martigny<sup>7)</sup> folgert aus diesem Canon weiter, dass von den Bischöfen und Priestern der afrikanischen Kirche die liturgische Albe auch im Privatleben getragen wurde, was den niederen Clerikern verboten

<sup>1)</sup> De doctrina christ. I. III. c. 12. Migne XXXIV 74. — <sup>2)</sup> Die ägyptischen Textilsfunde im k. k. österreichischen Museum (Wien 1889) S. VIII. — <sup>3)</sup> Wilpert Fractio panis, Die älteste Darstellung des eucharistischen Opfers, S. 81. f. — <sup>4)</sup> Aringhi. Roma subterranea (Paris 1659) I 309, 319, 325, II 125, 127, 139. — <sup>5)</sup> Epist. 60 ad Heliod. n. 14. Migne XXII 590. — <sup>6)</sup> Harduin Collectio concil. I 931. Gesele Conciliengeschichte II<sup>2</sup> 72. — <sup>7)</sup> Dictionnaire<sup>7</sup> 782. Vergl. Mabillon De liturg. Gallie. I. I. c. 7.

war. In der gallischen Kirche geschieht ihrer zuerst Erwähnung von Sulpicius Severus,<sup>1)</sup> nach dem der hl. Martinus von Tours beim heiligen Opfer die Kasel und die Tunika trug. Gregor von Tours spricht von einem Archidiacon, der in der Albe am Weihnachtsfeste dem Bischöfe entgegengeht und zum Altare geleitet.<sup>2)</sup> Eine etwas befremdende Verordnung erließ auch die Synode von Narbonne (589) in Betreff der Albe; sie gebietet nämlich, daß die Cleriker die Albe nicht vor Beendigung der heiligen Messe ablegen sollen. *Nec diaconus aut subdiaconus certe vel lector, antequam missa consumatur. alba se praesumat exuere* (can. 12).<sup>3)</sup> Wenn die Albe das gewöhnliche Kleid der Cleriker nicht nur beim Gottesdienste, sondern auch im Privatleben war, wie muß man dann diesen Canon verstehen, nachdem die genannten Cleriker die Albe überhaupt abgelegt haben? Die lange antike Kleidung wurde im vierten und fünften Jahrhundert bei den Laien durch die kurze germanische verdrängt, während die Cleriker an der alten Gewandung festhielten. Manche von diesen fanden jedoch das germanische Kleid bequemer und trugen ebenfalls im Privatleben kurze Kleider; sie verließen noch vor Beendigung des Gottesdienstes die Kirche, legten ihre lange Albe ab und den kurzen Rock an. Gegen diesen Uebelstand schritt das genannte Concil ein. So erklärt Hefele den Canon.<sup>4)</sup> Einfacher ist es anzunehmen, daß manche Cleriker ihre liturgische Albe ablegten, noch bevor die heilige Messe beendet war. Als allgemein bekanntes Gewand begegnet uns die Tunika schon einige Jahre früher in der spanischen Kirche, wo die Synode zu Braga (563) verordnet, daß die Diaconen die Stola nicht unter der Tunika tragen und die Sänger in der Kirche nicht in weltlicher Kleidung psallieren sollten.<sup>5)</sup> Nehmen wir beide Bestimmungen zusammen, so leuchtet wohl von selbst ein, daß hier von einer liturgischen Tunika (Ober-tunika) die Rede ist. Seitdem geschieht der Albe öfter in kirchlichen Erlassen Erwähnung.

4. Fehlten einige Cleriker dadurch, daß sie aus allzugroßer Leichtfertigkeit ihre liturgische Albe zu früh ablegten, so vergingen sich andere dadurch, daß sie aus noch größerer Gemächlichkeit und Bequemlichkeit sich der privaten Albe selbst beim Gottesdienste bedienten. Wiederholt hatten die kirchlichen Obern einzuschärfen, daß die Priester nicht in jener Albe celebrieren sollten, die sie im Privatleben trugen. Die erste derartige Bestimmung erließ Leo IV. († 855), wenn die diesem Papste zugeschriebene *Admonitio de cura pastoralis* wirklich von ihm herrührt; ihm folgte Hinkmar von Rheims (882), der Abt Regino von Prüm († 915).<sup>6)</sup> Bischof Riculph von Soissons verordnete im Jahre 889: „Niemand unter-

<sup>1)</sup> Dialog. I. II. c. 1. Migne XII 390. — <sup>2)</sup> Histor. Franc. I. IV. c. 38. Migne LXXI 306. — <sup>3)</sup> Harduin III 493. — <sup>4)</sup> Beiträge zur Kirchengeschichte u. s. w. II 169. — <sup>5)</sup> Harduin III 351. — <sup>6)</sup> Diese Stellen bei Cange Glossarium s. v. alba.

lange sich, in der Albe, welche er zuhause gebraucht, Messe zu lesen.“<sup>1)</sup> Aus diesen Erlassen geht zugleich deutlich hervor, daß die Albe damals noch profanes wie liturgisches Gewand der Geistlichen war. Von den Laien, meint Martigny, wurde sie in Frankreich seit dem sechsten Jahrhundert nicht mehr getragen und war hier seit dieser Zeit ausschließlich kirchliches Gewand geworden, während sie sich in gewissen Gegenden Deutschlands bis ins neunte Jahrhundert im profanen Leben hielt.

5. Zur Bezeichnung unseres Gewandes dienen bei den Kirchenschriftstellern die Worte: *linea alba*, *talaris linea*, *tunica*, *supparus* (von *ὑψος* = Mantel, Gewand) *subucula*, auch *camisia*. „*Postea camisia induimus, quam albam vocamus*“, sagt Amalar.<sup>2)</sup> War die Farbe der Tunika auch seit alters die weiße, so kommt doch der Name *alba* ohne den Beisatz *tunica* zur Bezeichnung der Profantunika erst im dritten Jahrhundert bei dem Schriftsteller Trebellius Pollio,<sup>3)</sup> zur Bezeichnung der kirchlichen Tunika zuerst in der spanischen, gallischen und afrikanischen, am spätesten in der römischen Kirche vor. Hier führt sie gewöhnlich den Namen *camisia* oder *linea*.

6. In Betreff der Form herrscht ein großer Unterschied zwischen der neutestamentlichen und der levitischen Albe. Diese war eng an den Leib anschließend; es war, wie Flavius Josephus<sup>4)</sup> und nach ihm Hieronymus sagt „*nulla omnino in veste ruga*.“ So beschreibt sie auch Isidor von Sevilla:<sup>5)</sup> „*poderis est tunica sacerdotalis (levitica) linea corpori adstricta usque ad pedes descendens*.“ Die neutestamentliche Albe hingegen war ihrem Ursprunge gemäß wie die Tunika der Römer und Griechen ein weites, faltenreiches Gewand. Dieses ist auch nach Amalar<sup>6)</sup> der Hauptunterschied zwischen der Albe des neuen und alten Bundes: „*In eo distat vestimentum istud (alba veteris testamenti) a nostro, quod illud strictum est, nostrum vero largum*.“

Zahlreiche, schon früher erwähnte monumentale Zeugnisse bestätigen die Angabe Amalars. An erster Stelle ist die Statue des hl. Hippolytus zu erwähnen,<sup>7)</sup> der in langer, faltenreicher Tunika dargestellt ist. Interessant sind ferner rücksichtlich der Tunika die Mosaiken in der St. Georgskirche zu Thessalonich (aus dem vierten Jahrhundert), auf denen der Priester Romanus in langer, weißer *tunica interior* und brauner *exterior*, der Bischof Philipp ähnlich dargestellt ist, während die Laien nur eine dunkle Tunika von derselben Gestalt tragen.<sup>8)</sup> Ueberhaupt hat auf allen

<sup>1)</sup> Winterim, Deutsche Concilien III 325. — <sup>2)</sup> De eccles. offic. I. II. c. 18. Migne CV 1094. — <sup>3)</sup> Vita Claudii c. 14 und c. 19. — <sup>4)</sup> De antiquit. III 7, 2. — <sup>5)</sup> Orig. I. XIX. c. 21. — <sup>6)</sup> De eccl. offic. I. c. Migne P. L. CV 1095. Prabanus Maurus allerdings anders: „*strictam habent lineam sacerdotes*“. De cleric. inst. I. I. c. 16. — <sup>7)</sup> Abbild. bei Kraus Gesch. der christl. Kunst I 230. — <sup>8)</sup> Abbild. bei Mariott Vestiarium christian. pl. XVIII ss.

Abbildungen geistlicher Personen bis zum elften Jahrhundert die Albe noch ganz die Gestalt der alten Tunika; sie ist lang, fließend, weit, gewöhnlich außer den Claven ohne jede Verzierung, meistens auch, wodurch sie sich ebenfalls von der jetzigen unterscheidet, mit auffallend weiten Ärmeln, die gleichfalls am Ende gewöhnlich mit farbigen Streifen verziert sind. Die weiten Ärmel treten sehr deutlich hervor, z. B. an den Tuniken der Cleriker auf dem mehrfach erwähnten Mosaikbilde zu St. Vitale in Ravenna, ferner an der Darstellung des Erzbischofes Ursicinus in der Kirche Apollinare zu Classe bei derselben Stadt aus dem sechsten Jahrhundert, des Papstes Symmachus in St. Agnese (fuori le mura) aus dem siebenten Jahrhundert. Im zehnten Jahrhundert scheint eine erhebliche Veränderung mit der Tunika vor sich gegangen zu sein, die Tunika wurde zur Albe im heutigen Sinne. Diese Aenderung tritt uns deutlich entgegen auf dem Fresko in der Unterkirche von St. Clemente aus dem elften Jahrhundert, wo der heilige Papst Clemens die heilige Messe celebrierend dargestellt ist. Die Tunika ist ersetzt durch eine Albe, die in allem, soweit die uns vorliegende Abbildung erkennen läßt, unserer heutigen Albe gleicht, deren Namen sie allerdings schon seit langer Zeit getragen hatte. Eine andere Aenderung, welche auf dieser Darstellung freilich nicht bemerkt werden kann, war mit der Albe auch vielleicht schon seit derselben Zeit vorgegangen. Während das Bruststück derselben eng und anliegend war, wurde sie nach unten hin ungewöhnlich weit ausgeschweift; man setzte unter den Ärmeln nach unten sich stark erweiternde, spitzwinkelige Einsätze ein. Das älteste Zeugnis für diese Gestalt liefert uns wohl eine Albe, welche der hl. Gerard († 994), Bischof von Toul, getragen haben soll und die man bis zur Revolution noch aufbewahrte; ihre Gestalt kennen wir jetzt nur mehr aus einer Abbildung, die wir Montfaucon verdanken. Sie zeigt unten eine ungewöhnliche Weite. Mit der Abbildung<sup>1)</sup> stimmt die Beschreibung Ruinarts überein, der sie noch sah; sie maß unten 4,30 Meter. Von derselben Gestalt ist eine andere zu Utrecht aufbewahrte Albe, die des hl. Bernulph († 1056), Bischofs dieser Stadt.<sup>2)</sup> Seit dem zwölften Jahrhundert trat auch an dem Theile, wo die Ärmel an der Albe angenäht sind, und an diesen selbst eine ähnliche Erweiterung ein, so daß sie nur in der Mitte eng an den Körper anschließt. Aus den zahlreichen Liturgikern dieser Periode erfahren wir diese Veränderung, welche die erhaltenen Abbildungen und Alben bestätigen. Honorius von Autun schreibt:<sup>3)</sup> „Haec vestis in medio coangustatur, in extremo dilatatur multis in commissuris multiplicatur.“ Diese Beschreibung paßt genau auf eine Albe, welche der hl. Thomas von Canterbury während seiner Verbannung in Sens trug und die man daselbst als theure Reliquie in Ehren hält.<sup>4)</sup> Auch die Ärmel der=

<sup>1)</sup> Fleury La Messe, VII pl. 519. — <sup>2)</sup> Fleury, ibid. — <sup>3)</sup> Gemma animae l. I. c. 302 Migne CLXXII 605. — <sup>4)</sup> Fleury, pl. 520.

selben sind von außerordentlicher Weite. Nach der Handwurzel hin verengen sie sich sehr. — Im 14. Jahrhundert verließ man jene Gewohnheit, die Albe in der Mitte zu verengen. Karl Borromäus verordnete, die Albe messe in der Länge 1,78 Meter, in der Weite 2,66 Meter; die Länge der Ärmel sei 0,67 Meter, die Weite des Ärmels an der Schulter 0,40 Meter, welche sich aber bis zu den Händen allmählich verengt.<sup>1)</sup>

7. Wie das alttestamentliche Kethoneth, so wurde auch die Tunika seit frühester Zeit aus Leinwand und solange das Morgenland dem Occidente den kostbaren Byssus lieferte, der selbst die Seide oft an Wert übertraf, auch aus diesem Stoffe angefertigt. *Fit alba de bysso vel lino . . . est autem byssus linum aegyptiacum.*<sup>2)</sup> Doch kommen auch seidene oder halbseidene Alben vor, welche nicht, wie manche annehmen, zum erstenmale in der Lebensbeschreibung des Papstes Benedict III. (855—858) erwähnt werden, wonach König Ethelwulf von England der Peterskirche in Rom geschenkt habe *albas sigillatas holosericas cum chrysoclavo*. (Alben? oder Altartücher? mit kleinen Figuren ganz aus Seide und mit einem Goldstreifen versehen), schon früher besorgte Angilbert († 814), der kunstbegabte Freund Kaiser Karls des Großen, der Klosterkirche St. Riquier bei Abbeville (Dep. Somme) außer anderen liturgischen Geräthen *dalmaticas XXIV sericas albas romanas cum amictis suis auro paratas VI. albas lineas CCLX*.<sup>3)</sup> Welch ein Reichthum liturgischer Kleider! Es fällt in der Aufzählung der Name „römische Alben“ auf. Man wird darunter Untertuniken verstehen können, die man nach römischer Weise schürzte, im Gegensatz zur ungegürteten gallitanischen Obertunika. Bischof Konrad von Halberstadt brachte im Jahre 1208 vom Kreuzzuge mit *Albam nobilem de sericis filis textam*. Im allgemeinen gab man aber immer dem Leinen den Vorzug. Weil der Leinenstoff beim öfteren Waschen einem schnellen Verschleiß unterworfen ist und das Leinen unbrauchbar gewordener Alben vielfach zu anderen Zwecken verwendet werden kann, so sieht man leicht, warum gerade Alben aus dem Mittelalter am wenigsten auf uns gekommen sind. Das älteste Exemplar, welches Bock auf seinen Forschungsreisen fand, stammt aus dem 14. Jahrhundert.<sup>4)</sup> Sie besteht aus einfachem, mittel-feinem Leinenstoffe. Die Nähte sind durch Nadelarbeit in rother Seide verziert, am unteren Saume und an den Ärmeln befinden sich Paruren.

8. Gehen wir zu den Verzierungen der Albe über, so bemerken wir auf den alten Abbildungen, dass die Christen den Gebrauch der Alten beibehielten, die Tunika der Länge nach mit schmalen, parallelen Streifen, den Claven, zu verzieren. Die in Aegypten

<sup>1)</sup> Vergl. Geiger, Notizen über Stoff . . . der heiligen Gewänder, S. 11.

— <sup>2)</sup> Durandus, Rationale I. III. c. 3. ed. Hagenau 1509 fol. 32.

<sup>3)</sup> Migne CLXXIV 1248. — <sup>4)</sup> Gesch. der liturg. Gewänder II, 85. Tafel III.

gefundenen alten Tuniken sind geziert: 1. durch einen Halssaum (meistens gewebte Posamenterie-Erzeugnisse); 2. durch zwei Spangen oder Claven, die parallel zu einander über Brust, Schultern und Rücken laufen, beiderseits gewöhnlich in einem runden oder eiförmigen Abschluß endigen und bei den kurzen Tuniken in der Gürtelgegend, bei den längeren bis zum unteren Saume des Gewandes herablaufen, der mit einer breiten, gewebten Borte besetzt ist; 3. runde, quadratische oder blattförmige Einsätze, je einer auf jeder Achsel, sowie über dem unteren Saume der Tunika, beiderseits rechts oder links, häufig auch je einer seitwärts von den Spangengegenden unter der Brust; 4. einen Ärmelbesatz an der Handwurzel (gewöhnlich die verdoppelte Spange), zu der häufig am Ende des Ärmels noch ein aufgenähtes, gewebtes Börtchen hinzutritt.<sup>1)</sup>

Ob auch die kirchlichen Tuniken in dieser Weise reich verziert waren, ist aus den frühmittelalterlichen Viturgikern nicht zu ersehen; doch scheint es manchmal der Fall gewesen zu sein. Hier müssen wir jedoch eine andere Verzierung der Alben im Mittelalter erwähnen. Die Schatzverzeichnisse unterscheiden nämlich häufig zwischen *albae simplices sive purae* und *albae frisiatae sive fimbriatae sive paratae*. Die ersteren bestehen, wie schon der Name andeutet, aus einfacher Leinwand, ohne jede Verzierung oder Verbrämung; sie schließen unten mit einem schlichten Saume ab. Solche Alben trugen die Täuflinge und niederen Altardiener, aber auch Priester bei der Feier der heiligen Messe an Wochentagen. Die *albae paratae* waren mit künstlerischem Schmucke versehen und wurden besonders von dem Bischofe bei den Pontifical-Functionen und von den Priestern an Festtagen getragen. Die Verzierung befand sich am Halse, an den Ärmeln und am unteren Saume und bestand in einem oder mehreren Streifen, welche sich aus Goldstickereien (*chrysoelavus*), oder aus einer in Seide ausgeführten Stickerei (*alba sigillata*) oder aus doppelt gefärbtem Purpur zusammensetzten. Im allgemeinen waren diese Randverzierungen jedoch nicht so breit, daß sie der fließenden Form des Gewandes Eintrag gethan hätten und waren gewöhnlich nur aufgenäht, um sie leicht losrennen zu können, wenn die Albe gewaschen werden mußte. Zuweilen erreichte diese Verzierung allerdings eine nicht unbedeutende Breite. So schenkte die Kaiserin Agnes, Mutter Heinrichs IV., dem Kloster Monte Cassino eine Albe, die vorn an den Ärmeln und am Halse mit einer Borte, am unteren Saume mit einem 1½ Fuß breiten Zierstreifen versehen war. *Obtulit . . . albam a scapulis et capite ac manibus friso decenter ornatam, a pedibus vero frisea nihilominus lista, mensuram ferme cubiti in longitudine habens (?) circumdata.*<sup>2)</sup> Vom 11. bis 17. Jahrhundert liebte man es, den Zierstreifen nicht ganz am Saume herumzuführen, man gebrauchte nur sogenannte *Paruren* (von

<sup>1)</sup> Vergl. Riegl a. a. O. S. VIII. — <sup>2)</sup> *Chronica Mont. Cassin. auctore Petro l. III. n. 31. ed. Pertz Monumenta IX 722.*

paratura oder parura von parare). Parura nannte man ein in farbiger Stickerei ausgeführtes Ornament, das die Form eines Quadrates oder länglichen Viereckes hatte und an vier Stellen der Albe, nämlich an den Ärmeln nahe der Hand und am vorderen und hinteren Saume der Albe angebracht war. Da auch der sichtbare Theil des Amikts mit einer Parura geschmückt, die Farbe der fünf Paruren aber häufig die rothe war, so betrachtete man sie als ein Symbol der fünf Wunden des göttlichen Erlösers und nannte sie daher auch *p'agae* oder *plagulae*. Diese Paruren waren häufig mit kunstvoll verschlungenen, bezeichnenden Schrifttexten versehen, oder mit Figuren, die der animalischen oder vegetabilischen Schöpfung entlehnt waren, auch mit Bildern Christi und seiner heiligsten Mutter, selbst mit Edelsteinen geschmückt. Ruinart bemerkt ausdrücklich, daß an der Albe des hl. Gerard solche Paruren angebracht waren. „*Albae assuta sunt ad extremitates panni pretiosissimi frusta quadratae figurae.*“<sup>1)</sup>

Wie man ferner in jenen Zeiten die Albe verzierte, dafür nur ein Beispiel. Bischof Ellenhart von Freising († 1078) vermachte der Stiftskirche St. Andreas daselbst eine reich mit symbolischen und biblischen Figuren gestickte Albe von Linnen. „An dem Theile der Albe, welcher vom Halse bis zur Brust reicht, hat der Phrygio oder Nadelmaler mit Gold- und Seidenfäden von verschiedener Farbe (*filis aureis ac bombycinis varii coloris*) das Bild Christi dargestellt, den Nikodemus vom Kreuze ablöst, während Maria, die Mutter Jesu und der Liebesjünger Joannes in der Nähe stehen. Auf dem Vordersaume erblicken wir Christus mit den zwölf Aposteln in ähnlicher Kunst abgebildet. Christus sitzt in der Mitte; zu seiner Rechten steht Petrus, den Schlüssel in der Rechten, das Buch in der Linken haltend; zur Linken steht Paulus mit einem Buche. An diese schließt sich Andreas an. . . . Auf dem mittleren Saume auf der Rückseite erblickt man die Gestalt einer Frau, die in der Rechten ein Messer, in der Linken eine große Bücherrolle trägt; die Synagoge, wie die Aufschrift anzeigt. Zu ihrer Rechten sehen wir König David mit einem Diadem und einer gleichen Rolle, zur Linken aber den Propheten Isaias. . . .“<sup>2)</sup> Welch prachtvolle und geistreiche Darstellung, und doch klagt der Geschichtsschreiber, dem wir diese Beschreibung verdanken, daß die Bilder nicht künstlich für seine Zeit ausgeführt seien! — Nicht allein die Albe, alle kirchlichen Gewänder wurden in jener glaubensvollen und opferwilligen Zeit aufs reichste und herrlichste mit Stickereien verziert. Es sei gestattet, hier die Ausführungen eines geschätzten Kunsthistorikers anzuführen, die auch für die folgenden Gewänder Geltung haben. Jacob von Falke, † Director des k. k. österreichischen Museums für Kunst und Industrie, schreibt in seiner Geschichte des deutschen Kunstgewerbes:

<sup>1)</sup> Vergl. Gerbert. *Liturgia Aleman.* I 236. — <sup>2)</sup> Meichelbeck, *Historia Frising.* Aug. Vindel. 1724. I 257.

„In jener aufblühenden Zeit, wo die Kirche in allen Zweigen der Cultur vorangien und eine so außerordentliche Macht besaß . . ., dienten Stickereien gleich den gewirkten Stoffen zur Kleidung der Wände, umhüllten als Vorhänge den Ciborienaltar, umgaben als Antependien den Altartisch, dienten als Decken, ganz vor allem aber zierten sie die Kleidung des Priesters jeder Art von der Mitra herab bis zu den Handschuhen und Schuhen. Alben, Tuniken, Caseln, Dalmatiken, Bluviale, alles wurde mit Stickereien versehen und nicht bloß mit Bordüren und ornamentalen Verzierungen, sondern ganze biblische, selbst gelehrte theologische Darstellungen breiteten sich über die vollen Flächen der Gewänder aus. Vergleichen ist nun, selbst aus dieser frühen Zeit, noch mancherlei erhalten, so z. B. in der Bitter in Halberstadt, im Domschatz zu Bamberg, auch in österreichischen Klöstern. Nicht alles ist Klosterarbeit, denn auch die vornehmen Damen arbeiteten für die Kirche und was aus den Klöstern stammt, ist nicht alles Frauenarbeit, denn auch in den Männerklöstern wurde die Stickerei geübt, sei es von den Mönchen selber im Stift oder in den mit demselben verbundenen außerhalb befindlichen Werkstätten.“<sup>1)</sup>

Seit dem Anfange des 16. Jahrhunderts begnügte man sich nicht mehr damit, auf den Alben Leinwandstickereien in mancherlei Mustern anzubringen, man fieng an, den Saum der Albe selbst künstlich zu durchbrechen, es kamen die Spizen an den Alben auf. „Als nämlich mit dem Beginne der Renaissance an der spanischen Staatskleidung zur Zeit Karl V. die großen aufgesteckten Spizenfragen allgemeine Aufnahme fanden und die Säume der Hofkleider mit dieser sogenannten wälschen Arbeit umrandet wurden, begann man, auch den unteren Saum der Albe, sowie die übrigen kirchlichen Weißzeugstücken mit dem *œuvre de Venise* zu verziern.“ Damals verfertigte man nämlich aus einem künstlichen Gewirke von Finnenfäden die später so berühmt gewordenen niederländischen Ranten, welche von der prunkhaften, augenfälligen Schmuck liebenden Zeit auch im kirchlichen Dienste verwertet wurden.<sup>2)</sup> Im 17. und vollends im 18. Jahrhundert erreichten diese meist kostbaren Spizen in künstlerischer und technischer Hinsicht ihren Höhepunkt. Da diese Brabanter Spizen aus Leinen bestehen, so passen sie wenigstens rücksichtlich des Stoffes zur Albe und sind daher nicht ganz und gar zu verwerfen. Leider blieb man hierbei nicht stehen. Man verwendete statt der theuren Brabanter Spizen bald Tüll-, Filet-, gehäkelte und

<sup>1)</sup> Geschichte des deutschen Kunstgewerbes, Berlin 1888. (5. Band der deutschen Kunstgesch.) S. 70. vergl. S. 110, 165. — <sup>2)</sup> Daß die Spizen nicht so späten Ursprunges sind, wie man bis in neuere Zeit anzunehmen geneigt war, beweisen die ägyptischen Textilsunde. Die Gräber von Sakkarah lieferten eine Anzahl Spizen, meist aus rother Wolle gefertigt und unseren Näh- und Klöppelspizen ähnlich, welche zeigen, daß die Alten den Reiz solcher Arbeit wohl zu schätzen wußten. Kiegl a. a. D. S. XVI. Taf. VIII.

gestickte Spitzen. Dazu kam meistens noch eine ganz ungewöhnliche Breite derselben, so daß schließlich von der eigentlichen Albe nicht viel übrig blieb und man nicht mehr von einer Albe mit Spitzen, sondern von einer Spitze mit der Albe reden konnte. „Der moderne Alltagsgeschmack, sagt Bock, unterschied bei Ausstattung der Albe kaum mehr zwischen Altar und Concertsalon, indem derselbe die Albe bis zum Gürtel durchsichtig gestalten und so aus dem ursprünglich ernstesten Priestergewande aus dichtem Leinwand fast ein transparentes Tüllkleid zurichten ließ.“ Man verfertigte endlich nicht nur baumwollene Alben, man schuf sogenannte (durchsichtige) Schleieralben, welchen man zur Hebung der transparenten Wirkung oft eine Unterlage von rothem Nessel gab. Und welches waren die in solchen Spitzen vorkommenden Muster? Dieselben, welche man auch an der Ballgarderobe der Damen findet: Blumenguirlanden und Bouquette, Fruchtkörbe, Arabesken ohne jede künstlerische Anordnung, ohne jede Spur eines zugrunde liegenden höheren Gedankens. Mit Enttäuschung nennt der ebenso fromme wie gelehrte Thalhofer diese Alben mit salonmusterigen und fadenscheinigen Tüllspitzen „einen Unsinn und Gräuel an heiliger Stätte.“<sup>1)</sup> Ob mit Unrecht? die Tüllspitzen, ein Erzeugnis des Mechanismus der Webestühle haben offenbar Aehnlichkeit mit Spinnweben und die Häkelspitzen mit Fischernetzen, beide sind im Grunde nur Faden und Schein, erinnern somit an die Fadenscheinigkeit und Effecthascherei, an den Glitter und leeren Tand der modernen Welt; ähnliches gilt von den meisten gestrickten und gewebten Spitzen. Schon der alte Rubricist Gavantus bemerkt: „Nimis labor in his vestibis ornandis vanitatem sapit et levitatem.“<sup>2)</sup> In neuerer Zeit ist man von solchem Glitter vielfach zurückgekommen und hat die alten, bewährten Ornamente wieder zum Muster genommen. Will man denn einmal Spitzen an der Albe haben, so scheint es am besten, Saum und Ärmel zu einer etwas schmälern aber künstlerisch durchbrochenen Spitze in der Leinwand selbst auszunähen. Besser jedoch thut man, mit ungebleichtem, wenigstens nicht schreiend farbigem Garn eine Zeichnung in den Stoff zu sticken, was aber nicht ausschließt, daß Festalben auch mit kostbaren Säumen in Seide und Gold geschmückt werden können.<sup>3)</sup>

9. Noch bleibt uns eine Frage zu beantworten, bevor wir zur Bedeutung der Albe übergehen. Wer gebrauchte seit alters die Albe? Es trugen sie nicht wie jetzt nur die Subdiaconen und

<sup>1)</sup> Liturgik, I 866. — <sup>2)</sup> Vergl. Bock Gesch. d. lit. Gew. II 31–50, 209–241; ders. über d. Gesch. der Spitzen im Organe für christl. Kunst, Wien 1865, S. 27 ff. Vergl. auch J. v. Falke a. a. O. S. 166 ff. Gut ist dieser Gegenstand behandelt in dem großen Werke von Melchior zur Strassen, Spitzen des 16. bis 19. Jahrh. aus den Sammlungen des Kunstgewerbe-Museums zu Leipzig. Zwei Theile mit 30 Lichtdrucktafeln. Dem ersten Theile ist ein Text von Max Heiden „Ausblick auf Technik und Herkunft der Spitze“ beigegeben. Leipz. 1894. (H. W. Hirsemann). — <sup>3)</sup> Vergl. Jakob, Die Kunst im Dienste der Kirche, 4. Aufl. S. 356.

höheren Rangstufen, es gebrauchten sie vielmehr alle Cleriker. Es ist dieses für die ältesten Zeiten nach dem oben Gesagten eigentlich selbstverständlich. So sind auch auf dem berühmten Costümbilde zu St. Vitale in Ravenna aus dem sechsten Jahrhundert die den Bischof Maximianus begleitenden Cleriker mit langer, fließender Tunika bekleidet. Die schon erwähnte Bestimmung des zweiten Concils von Braga, daß die Lectoren in der Kirche nicht im profanen Gewande psallieren sollen, fällt in dieselbe Epoche; sie sollten somit ohne Zweifel in der Kirche die Tunika anlegen. Diese Auslegung findet ihre Bestätigung durch das ausdrückliche Zeugnis Amalars, daß die Cantoren die Albe trugen. *Albam sine casula portat lector seu cantor in singulari officio.*<sup>1)</sup> Die weiße Kleidung der Cantoren gibt ihm sogar Stoff zu einem ganzen Capitel allegorischer Auslegung. Zwei monumentale Zeugnisse bestätigen Amalars Worte. Das erste ist das Sacramentar Gregors des Großen in der Dombibliothek zu Autun aus dem neunten Jahrhundert, in welchem auf einer interessanten Miniatur die Minoristen und der Subdiacon mit den ihnen eigenen Attributen, den Schlüsseln, Leuchtern, Buch, Aquamanile, Kelch abgebildet sind. Alle tragen die Albe.<sup>2)</sup> Ebenso in dem berühmten Pontificale Vandulphs, aufbewahrt in der Minerva, vielleicht aus derselben Zeit. Beim Empfange der Weihe, welche darin dargestellt wird, tragen auch die Minoristen die Albe.<sup>3)</sup> Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß auch der Diacon bei kirchlicher Feierlichkeit nicht ohne Albe erschien. In einigen Mönchsorden bedienten sich alle, welche am Chorgebete theilnahmen, auch die Laienbrüder, der Albe. Die Worte Lanfranks: *in coenobiis monachorum etiam laici . . . albis induuntur* werden durch verschiedene alte Mönchsritualien bestätigt, welche eingehende Vorschriften über das Tragen der Albe beim Chordienste enthalten und die von dem gelehrten Mauriner Martene in seinem interessanten Werke über die Riten der alten Mönche gesammelt sind; nach ihm trug sie auch der Sacristan wenigstens in den vorzüglichen Festen.<sup>4)</sup> Zur Zeit des Durandus trugen die Minoristen neben der Albe, dem Gürtel und dem Amikte noch ein anderes Kleidungsstück, das Superpellicium, welches ihnen allein verblieben ist. *Ostiarii, lectores, exorcistae, acolythi utuntur . . . superpelliceo, amictu et alba et batheo.*<sup>5)</sup> Das Superpellicium wird zum erstenmale erwähnt im Jahre 1050 von einer spanischen Synode zu Coyaca, welche die priesterlichen Gewänder aufzählt und als erstes das Superpellicium nennt.<sup>6)</sup> Seit

<sup>1)</sup> De eccl. offic. l. III. c. 15 Migne CV 1023. — <sup>2)</sup> Abbild. bei Fleury, I pl. 7. Kraus, Real-Encyclopädie II 556. — <sup>3)</sup> Fleury VII pl. 544, 574. — <sup>4)</sup> De antiq. Monachorum ritibus, Lugd. 1690. Beispielsweise heißt es: Ad Vesperas omnes albis induebantur ex Dionisianis Compendiis et consuetudinibus l. III. c. 4. p. 294 Cfr. ibid. p. 443, 453, 489, 490. — <sup>5)</sup> Rationale l. III. c. 1. ed. cit. fol. 31. — <sup>6)</sup> Mehreres über das Superpellicium bei Hefele Beiträge II 174. ff.

dem 13. Jahrhundert war es in Rom schon das ausschließliche Kirchengewand der niederen Cleriker.

10. Im allegorischen Sinne gedeutet, erinnert die Albe an das weiße Gewand, womit Herodes und seine Höflinge den Heiland verspotteten und lächerlich zu machen suchten; so nach Durandus: „Haec vestis repraesentat albam vestem, in qua Herodes illudit Christum.“ Im weiteren Sinne sinnbildet sie nach Alexander von Hales und dem hl. Bonaventura die wunderbare Reinheit und Unschuld Christi, der keine Sünde gethan und in dessen Munde keine Falschheit gefunden ward. „Alba, lauten die Worte Alexanders, munditiam sive innocentiam vitae, quam habuit Christus, significat, quae in ejus transfiguratione significabatur.“<sup>1)</sup> Die moralisch-ascetische Bedeutung der Albe begründet sich vorzüglich auf den Stoff und die Farbe derselben. Der Stoff der Albe ist nach uraltem Gebrauch gewöhnlich reines Leinen. Hieran knüpfen die Liturgiker des späteren Mittelalters z. B. Honorius von Autun, Innocenz, Rupert von Deuz ihre Betrachtungen und zwar nach dem Vorgange der älteren z. B. Amalari,<sup>2)</sup> welche wiederum Anhaltspunkte schon bei Hieronymus und selbst bei Flavius Josephus fanden. Das Leinen ist bekanntlich nicht von Natur weiß und glänzend; es kommt von der Leinpflanze; bis er seine weiße Farbe erhält, muß der Lein vielfach gewaschen, gedörft, geschlagen, gebrochen, gebleicht, u. s. w. werden. Daran knüpfen die alten Liturgiker an. Sie sehen in der Leinwand, somit auch in der Albe nicht nur ein Abbild der weißen Grabtücher des göttlichen Heilandes (sie heben die Eigenschaften des Leinens meistens bei der Betrachtung des Corporale hervor), sondern auch der nur durch entsetzliche Martern und Peinen erlangten ewigen Herrlichkeit des Gottmenschen, wie auch der nur durch Entsagung und Mühen zu erlangenden Heiligkeit seiner mystischen Glieder, der Christen. So sagt Rupert von Deuz: „Linum quippe de terra natum multis attritum pressuris ad nivei candoris honorem et levem sublimitatem pervenit. Grossum et ingloriosum e terra consurgit, sed inter manus prementium opificum subtiliatur et candescit. Tribulationem ergo Domini in lino corporali advertimus.“<sup>3)</sup> Innocenz III. aber schreibt: „Wie das Leinen seine weiße Farbe nur durch vieles Schlagen und Klopfen künstlich erhält, so wohnt auch in dem Menschen die Reinigkeit nicht von Natur, sondern man erlangt dieselbe nur durch die Gnade der Abtödtung.“<sup>4)</sup> — Rücksichtlich der Farbe bedeutet die Albe die „novitas vitae, quam Christus habuit et docuit et tribuit in baptismo.“<sup>5)</sup> Wegen ihrer weißen Farbe galt die Albe ferner immer als ein Sinnbild der heiligmachenden Gnade, die uns erst durch das Blut des Lammes verdient wurde. Beide Bedeutungen faßt die

<sup>1)</sup> Sent. III. q. 36. m. 6. art. 1. — <sup>2)</sup> De offic. eccl. l. III c. 19. —

<sup>3)</sup> De offic. div. l. II. c. 23. — <sup>4)</sup> De sacros. myst. Miss. l. I c. 51. —

<sup>5)</sup> Durandus l. c.

Kirche zusammen in dem Gebete, welches der Priester beim Anlegen der Albe sprechen muß: „Mache mich weiß, o Herr, und reinige mein Herz, damit ich weißgewaschen im Blute des Lammes, ewig dauernde Freuden genießen möge“.

## Bemerkungen zu einer „Nachlese“, betreffend die Frage, wie oft Ordensfrauen communicieren sollen.

Von P. Max Huber S. J., Spiritual im Noviziate S. J. zu St. Andrä in Kärnten.

Auf den in dieser Quartalschrift 1896, Heft I, erschienenen Artikel: „Das päpstliche Decret „Quemadmodum omnium“, bezüglich der öfteren Communion. Einige Bedenken“ — ist in einer theologischen Zeitschrift unter dem Titel: „Nachlese zur Frage, wie oft Ordensfrauen communicieren sollen“ reagiert worden. Die daselbst vorgebrachten Ausstellungen wurden von uns möglichst objectiv geprüft und legen wir die Resultate dieser Untersuchung in Folgendem nieder. Polemische Form ist möglichst vermieden, weil sie die Verständigung mehr hindert, als fördert. Aus den Ausführungen selbst werden die geehrten Leser unschwer die Berichtigung dessen, was von gegnerischer Seite vorgebracht wurde, entnehmen; meistens liegt die Berichtigung in der Vertiefung und eingehenden Behandlung des controvertierten Gegenstandes.

Nach dieser kurzen Vorbemerkung wollen wir sogleich in medias res eintreten und folgende Fragepunkte erörtern.

1. Was bedeutet das Wort: „fervor“ in dem Satze des päpstlichen Decretes: „quoties ob fervorem et spiritualem alicujus profectum Confessarius expedire iudicaverit, ut frequentius accedat, id ei ab ipso Confessario permitti poterit“. Haben wir in der Broschüre: „Das päpstliche Decret „Quemadmodum omnium“ (Regensburg. Pustet 1892) richtig übersezt: „Dem Beichtvater aber steht es allein zu, einen öfteren Empfang der heiligen Communion zu gestatten, so oft er einen solchen mit Rücksicht auf den Eifer und den geistlichen Fortschritt eines Ordensmitgliedes für erspriesslich erachtet?“ Ist die Deutung und Wiedergabe des Wortes „fervor“ mit: „inbrünstiges Verlangen“ nicht vorzuziehen?

An und für sich sind fervor und desiderium (communio) keineswegs das Gleiche, sondern fervor hat eine viel weitere Bedeutung als desiderium communio (flagrans), es bedeutet den Eifer der Ordensperson in allen Dingen, die zum Ordensleben gehören. Daß man wegen des Contextes fervor vielleicht mit „inbrünstiges Verlangen“ übersetzen könne, wollen wir nicht ganz in Abrede stellen, würden jedoch das Wort „Andacht“ vorziehen, denn der fervor gegenüber der heiligen Communion besteht nicht bloß in inbrünstigem

Verlangen nach derselben, sondern auch in eifriger Verrichtung aller Acte, die zu einer guten Communion gehören, und das nennt man Andacht. Dafs man aber von der eigentlichen Bedeutung des Wortes fervor und dessen allgemeinen Sinn hier abgehen und denselben auf das desiderium communionis einschränken müsse, mit anderen Worten, dafs die Uebersetzung „inbrünstiges Verlangen“ geboten sei, das vermögen wir nicht zu erkennen.

Es solle, so wird wohl behauptet, fervor deshalb mit „inbrünstigem Verlangen“ übersetzt werden müssen, um fervor von dem beigelegten „spiritualis profectus“ unterscheiden zu können. Zwischen diesen beiden besteht aber einmal offenbar der Unterschied, dafs fervor (Eifer) Ursache, profectus spiritualis (Fortschritt im Geiste) Wirkung ist, und Ursache läfst sich doch leicht von Wirkung unterscheiden. Dann aber bedeutet fervor (Eifer) das eine Motiv der Erlaubnis öfterer Communion und ist in gewissem Sinne terminus a quo, profectus spiritualis (Fortschritt im geistlichen Leben), aber das andere Motiv, gleichsam einen terminus ad quem. Der Eifer verdient die öftere Communion als Lohn, ist causa meritoria, der geistliche Fortschritt aber ist das anzustrebende Ziel und bewegt als causa finalis den Beichtvater zur Gestattung öfterer Communion. Während Letzterer bei fervor von etwas Vorhandenem ausgeht, strebt er rücksichtlich des profectus spiritualis etwas noch nicht Vorhandenes an. Der fervor ist endlich auch die conditio sine qua non des durch öftere Communion zu erzielenden geistlichen Fortschrittes, der letztere ist das conditionatum. Es läfst sich also Eifer und geistlicher Fortschritt leicht voneinander unterscheiden und braucht das ‚fervor‘ keineswegs mit ‚inbrünstigem Verlangen‘ übersetzt zu werden.

Hiezu kommt aber noch ein psychologischer Grund, der uns die Annahme nahe legt, dafs der Verfasser des Decretes das Wort fervor nicht als desiderium communionis aufgefaßt hat und auch nicht als solches aufgefaßt und gedeutet wissen will. Es ist ja bekannt, dafs inbrünstiges Verlangen nach öfterer Communion nicht immer aus legitimen Gründen hervorgeht und zuweilen sogar den bösen Geist zum Urheber hat, also unter Umständen sehr verdächtig ist. Somit läfst sich nicht annehmen, dafs der Papst ein so zweifelhaftes Kriterium einfachhin als Norm für die Gewährung einer öfteren Communion bezeichnet und aufgestellt haben konnte. Nein, nicht das zweifelhafte inbrünstige Verlangen, nicht subjective Gefühle, sondern der Eifer im Streben nach Tugend, das heifst Handlungen, unzweideutige Zeugen des Verdienstes und höherer Tugend, sie allein bieten die verlässige Norm für Gewährung öfterer Communionen und sie allein verdienen dieselbe.

Wir halten die Erledigung dieser Frage nicht für unwichtig, denn es handelt sich hier nicht etwa um eine philologische Streitfrage und Spitzfindigkeit, sondern um eine Norm für das Vorgehen der Beichtväter in der Leitung der Seelen und um richtige Anwendung

des päpstlichen Decretes in den einzelnen praktischen Fällen. Es ist durchaus nicht gleichgiltig, ob der Beichtvater bei Gestattung von überzähligen Communionen in Hinsicht der Disposition des Beichtfindes bloß auf inbrünstiges Verlangen oder auch auf den Eifer im Ordensleben Rücksicht nimmt. Wenn eine Ordensperson nicht eifrig ist im vollen Sinne des Wortes, in der ganzen Ausdehnung ihrer Pflichten -- das bloße inbrünstige Verlangen nach öfteren Communionen gibt ihr kein Recht darauf.

2. Was bedeutet der Ausdruck: „Permittatur“ in dem Decrete Innocenz XI. über die tägliche Communion?

Wir haben in der früheren Abhandlung die Decrete Innocenz XI. und Leo XIII. bezüglich der Ausdrucksweise miteinander verglichen und zu erkennen geglaubt, Innocenz XI. gehe noch weiter als Leo XIII., indem ersterer anordnet, daß jenen Ordensfrauen, welche sich durch Reinheit der Seele auszeichnen und von Eifer des Geistes so glühen, daß sie öfteren oder auch täglichen Empfanges des heiligen Sacramentes würdig erscheinen können, dieser Empfang gestattet werden solle, während Leo XIII. nur von gestattet werden können redet.<sup>1)</sup>

Haben wir genügende Anhaltspunkte für unsere Interpretation des Permittatur? Dieser Ausdruck kann nach den Regeln der Grammatik als milde Imperativform genommen werden, aber auch als Optativ-, Consultativ- oder Concessiv-Form: es möge, wolle oder darf erlaubt werden. Die erste Bedeutung will uns als die magis obvia erscheinen, von der man nicht ohne triftigen Grund abgehen soll; zum wenigsten kann man den Ausdruck so auffassen. Es tritt aber noch ein Moment hinzu, das uns berechtigt, zu behaupten, man müsse denselben im Sinne des Auftrages oder Befehles fassen. Denn man muß sicher annehmen, daß der Gesetzgeber wußte, das Permittatur könne in der Imperativbedeutung gefaßt werden. Wenn er also diese Bedeutung hätte ausschließen wollen, so hätte er das ausdrücklich erwähnen müssen. Und er hätte dies auch ohne allen Zweifel gethan, besonders wenn er der Meinung gewesen wäre, daß der Gestattung von überzähligen Communionen in vielen Fällen jene Bedenken entgegenstünden, welche unsere Gegner vorbringen. Unter diesen Umständen hätte sich Innocenz XI. unumöglich so einfachhin einer Ausdrucksweise bedienen können, die sehr leicht als Imperatio aufgefaßt werden konnte. Somit glauben wir mit Fug und Recht annehmen zu dürfen, der Papst habe mit dem Permittatur eine

<sup>1)</sup> („Si quae [Moniales] vero puritate mentis eniteant et fervore spiritus ita incaluerint, ut dignae frequentiore aut quotidiana Sanctissimi Sacramenti perceptione videri possint, id illis a Superioribus permittatur“. Decret. circa Commun. Quotidianam. Datum Romae 12 Febr. 1679. — „Quoties ob fervorem et spiritualem alicujus profectum Confessarius expedire iudicaverit, ut frequentius accedat, id ei ab ipso Confessario permitti poterit“. Decret. „Quemadmodum omnium“.)

Anordnung treffen, einen Auftrag ertheilen wollen. Diese Anordnung schließt selbstverständlich den Optativ, das Consilium und den Concessiv eminenter in sich ein. Es dürfte also keinem Zweifel unterliegen, daß Innocenz XI. in seinem Decrete weiter gieng, als Leo XIII.

Die Frage, die sich hieran knüpft: warum Leo XIII. nicht soweit gieng, als Innocenz XI., wird schwerlich mit Sicherheit zu beantworten sein. Vielleicht hat Leo XIII. bei der Wahl des Ausdruckes auf das Permittatur Innocenz XI. nicht Rücksicht genommen und beabsichtigte er somit auch nicht, von der Ausdrucksweise seines Vorgängers abzuweichen. Jedenfalls hat der höchste kirchliche Gesetzgeber, der weise Leo XIII., den Ausdruck seiner Willensäußerung reiflich und sorgfältig erwogen, und so bleibt die Frage immerhin noch begründet und berechtigt: warum ist die Ausdrucksweise, genauer gesprochen: der Sinn derselben, in den beiden Decreten nicht der gleiche? Warum ertheilt Innocenz XI. den Auftrag zur Gestattung öfterer Communionen, während Leo XIII. nur die Vollmacht hiezu verleiht?

Folgende Antwort dürfte der Wahrheit am nächsten kommen. Innocenz XI. hat in seinem Erlasse die Oberen, Leo XIII. die Beichtväter im Auge. Der Erstere bediente sich darum des Imperativ, damit es nicht der Laune der Obern anheimgegeben scheine, ob sie die Erlaubnis zu öfteren Communionen ertheilen wollten, oder nicht; der Letztere dagegen wählte die Concessivform, weil er den Beichtvätern mehr Discretion zutrauen konnte, darum ihnen die Entscheidung anheimstellen wollte, vor allem aber, weil er das Recht der Beichtväter aufrecht erhalten und schützen wollte, über die Regel hinaus und unbehindert von derselben öftere Communionen zu gestatten. Hiezu lag Veranlassung vor einerseits darum, weil man die Regel in einigen Klöstern und Ordens-Genossenschaften so sehr urgierte, daß das Recht des Beichtvaters auf Gestattung öfterer Communionen aufgehoben schien, andererseits deshalb, weil manche Oberen das Recht der Gestattung überzähliger Communionen sich und sich allein zuschrieben. Auf Letzteres deuten die Worte des Leoninischen Decretes hin: „id ei ab ipso Confessario permitti poterit“, es wird ihm (dem Ordensmitgliede) dies von dem Beichtvater selbst, das heißt von diesem allein gestattet werden können.

3. Wie stellt sich das Verhältnis zwischen sacramentaler Gnade und der Zahl der Communionen?

Das Maß der Gnade, welche der Seele durch die Communion zutheil wird, hängt zwar von dem freien Willen Gottes ab, aber der Spender der Gnaden nimmt bei deren Austheilung Rücksicht auf die Würdigkeit und Vorbereitung des Communicirenden. Andererseits hängt das Maß der sacramentalen Gnade auch von der Zahl der Communionen ab, so daß, wer in gleich guter Disposition zweimal communiciert, im allgemeinen gesprochen, das doppelte Maß von Gnaden erhalten wird. Und je öfter ein Christ in würdiger

Weise das heiligste Sacrament empfängt, desto mehr sacramentale Gnade wird ihm zutheil werden. Hierbei kommt es jedoch vor allem auf das Einhalten der eben angeführten Bedingung: „in würdiger Weise“ an. Dies will sagen: es muß einerseits die entsprechende Vorbereitung vorhanden sein, andererseits aber müssen auch die Verhältnisse des Communicirenden derartig sein, daß die Zahl der Communions mit ihnen in Einklang steht, denn Gott ist ein Gott der Weisheit und Ordnung und billigt und segnet nur das, was nach der Vernunft geordnet ist. Wer sich also nicht gehörig auf die heilige Communion vorbereitet hat oder wer mit Vernachlässigung der Ordnung und der Verhältnisse, denen er Rechnung zu tragen hat, namentlich der Standespflichten, öfter communiciert als es für ihn paßt, der darf nicht erwarten, daß sich das Maß der sacramentalen Gnade, die ihm bei der Communion zutheil wird, nach der Zahl seiner Communions richte, sondern er wird bei besserer Vorbereitung oder unter weiser Berücksichtigung der Verhältnisse und gewissenhafter Erfüllung seiner Standespflichten durch weniger Communions das gleiche Maß von sacramentaler Gnade, ja vielleicht noch ein größeres, erhalten.

In der Voraussetzung aber, daß der Christ in würdiger Weise communiciert, wächst das Maß der sacramentalen Gnaden mit der Zahl der Communions, und die Verminderung der Zahl hat auch eine Verminderung der Gnaden zufolge. Daß dieser Verlust durch andere Mittel ersetzt werden könne, soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden. Wenn daher jemand aus guten Gründen seltener communiciert, sei es aus Gehorsam gegen den Beichtvater oder aus kluger und schonender Rücksicht für seine Umgebung oder ähnlichen Gründen, und jene Mittel anwendet, so mag er den Entgang sacramentaler Gnade auszugleichen vermögen; ohne Anwendung dieser Mittel aber bleibt es zweifelhaft, ob ihm in der heiligen Communion selbst aus Rücksicht auf seinen Gehorsam oder seine Klugheit und Nächstenliebe so viele sacramentale Gnaden gegeben werden, daß sie den Ausfall öfterer Communions decken. Der Appell an die göttliche Güte allein ist schwerlich genügend, um diesen Zweifel zu beseitigen. Gott der Herr ist durch seine Güte nicht gehalten, dem Christen die sacramentalen Gnaden, namentlich wenn er sie etwa wegen der Laune seines Beichtvaters oder infolge ungeschickter Seelenleitung verliert, einfach hin zu ersetzen. Denn erstlich sind ja andere Mittel übrig, durch deren Anwendung man sich schadlos machen kann, Gebete, Liebeswerke, Bußwerke u. a.; dann aber ist diesbezüglich auch das im Auge zu behalten, daß Gott der Herr die Spendung seiner Gnaden von dem Vorgehen derer abhängig macht, welche Er zu Spendern seiner Geheimnisse bestellt hat, und nicht immer, wenn diese ihre Schuldigkeit zu thun unterlassen, den Schaden ersetzt. So zum Beispiel kann man bisweilen sehen, daß einzelne Gläubige oder auch ganze Gemeinden große Einbuße an

Gnaden und bedeutenden geistlichen Schaden erleiden durch die Fahrlässigkeit oder verkehrte Pastoration ihrer Seelsorger; es kommt vor, daß gute, eifrige Pfarren rückwärts gehen, verkümmern und vielleicht ganz verkommen infolge der Lauheit oder Verkehrtheit ihrer Hirten. Ungeachtet solcher Erfahrungsthatsachen kann man wohl a pari schließen, daß Gott der Herr möglicherweise einer Seele, welcher von ihrem geistlichen Führer die Zahl der Communionen ungerechtfertigter Weise eingeschränkt wird, nicht alle Gnaden spendet, die sie durch öfteren Empfang erhalten hätte, mit anderen Worten, daß sie mit zwei Communionen nicht so viele Gnaden erhält, als mit drei Communionen, wenn ihr die dritte ohne Grund verwehrt worden ist. Gott wird seinerzeit den Seelenführer dafür zur Rechenschaft ziehen, aber er gleicht das Maß der Gnaden bloß wegen des Gehorsams des Beichtkinds nicht immer aus.

Darum scheint es zu weit gegangen im Vertrauen auf die göttliche Vorsehung und Güte, wenn man meint, der Herr müsse die Fehler seiner Diener unmittelbar und ohne weiteres unfehlbar gut machen, so daß die Gläubigen darunter keinen Schaden leiden könnten. Der Gehorsam gegen den Beichtvater ist eine nothwendige Tugend, ist der sicherste Weg zum Heile und ist sehr verdienstlich, aber nichtsdestoweniger kann es geschehen, daß er nicht alles ausgleicht, besonders dann nicht, wenn man aus eigener Schuld unterläßt, einen besseren Seelenführer zu wählen.

4. Ist ein häufigerer Empfang der heiligen Communion **unbedingt** vollkommener, als ein weniger häufiger?

Eine Handlung ist um so vollkommener, je besser sie den Menschen zu seinem Ziele führt. Denn wie in der Erreichung seines Zieles seine Vollkommenheit besteht, so ist auch das Mittel zum Ziele, die Handlung um so vollkommener, je mehr und besser sie dem Menschen die Erreichung des Zieles ermöglicht. Nun ist aber der Empfang des hochheiligen Altarsacramentes eine Handlung, bei welcher die Liebe zu Gott besonders geübt wird, und in der Liebe besteht die Vollkommenheit des Christen; die heilige Communion ist ferner die reichste Quelle der Gnaden, die zur Vollkommenheit führen. Hieraus kann man also wohl im allgemeinen den Schluß ziehen, daß ein häufigerer Empfang der heiligen Communion vollkommener sei, als ein weniger häufiger. Daß er es aber unbedingt sei und in jedem Falle, das folgt freilich aus jenen Vorderfällen nicht und will auch nicht behauptet werden. Im Gegentheile wäre es unvollkommen, unter Umständen sogar unerlaubt und sündhaft, wenn man öfter zur Communion gieng, als man dessen würdig ist oder als es die Rücksicht für die Standespflichten und andere maßgebende Verhältnisse gestattet.

Wir sagen bloß, ceteris paribus ist es vollkommener, öfter zu communicieren, als seltener, das heißt, von zwei Personen,

die innerlich gleichmäßig würdig sind und sich äußerlich in den gleichen Verhältnissen befinden, handelt jene, welche aus frommem Eifer öfter communiciert, vollkommener. Und das wird wohl niemand in Abrede stellen, denn diese Person beweist mehr Liebe zu Jesus im Sacramente, mehr Eifer ihn zu verehren, mehr Verlangen nach seinen Gnaden und nach der Vollkommenheit, welche mittelst dieser Gnaden leichter erreicht wird, als ohne dieselben.

Schon daraus, daß Leo XIII. das Ueberschreiten der Regelzahl unter gewissen Bedingungen gestattet, geht hervor, daß dasselbe unter diesen Bedingungen auch vollkommener ist, denn der Papst wird doch die Beichtväter nicht eigens und ausdrücklich bevollmächtigen, überzählige Communitionen zu erlauben, oder er wird ihr Recht hiezu nicht besonders noch wahren, wenn dieses öftere Communicieren nicht vollkommener wäre.

Darum werden Ordenspersonen, welche von dem Beichtvater einer über die Regelzahl hinausgehenden, öfteren Communion würdig erachtet sind, vollkommener handeln, wenn sie von dieser Erlaubnis Gebrauch machen, als wenn sie es nicht thun, denn einerseits üben sie mehr Liebe zu Jesus im Sacramente und bringen ihm mehr Verehrung dar, andrerseits machen sie sich reichlicherer Gnaden zum Streben nach Vollkommenheit theilhaft. Ebenso wird man auch annehmen können, daß eine Ordensperson, welche durch längere Zeit ein starkes Verlangen nach öfterer Communion verspürt, vollkommener handelt, wenn sie dem Beichtvater davon Kenntniss gibt, als wenn sie es verschweigt.

Ist es denn aber nicht vollkommener, sich aus Demuth von öfterer Communion fernzuhalten? Darauf antworten wir: hier hat an und für sich die Demuth eigentlich nichts zu schaffen. Wenn jemand Hunger hat oder sich schwach fühlt und der Nahrung bedarf, ist es da etwa ein Zeichen von Demuth, die dargebotene Nahrung nicht anzunehmen? Man kann gerade aus Demuth öfter communicieren, kann und soll dabei Acte der Demuth erwecken, indem man sich seine Schwäche und Hilfsbedürftigkeit vor Augen hält; auch ist ja das öftere Communicieren kein sicheres Zeichen von höherer Vollkommenheit, kein vernünftiger Grund zu Selbstüberhebung. Die von Gott angebotene Gnade abzulehnen, ist kein Act der Demuth, besonders wenn die Gnade den Bedürfnissen des sündigen Menschen entgegenkommen soll. Auch ist es ein sehr fragliches Mittel zur Demuth zu gelangen, daß man sich der Gnade zur Demuth beraubt; oder wird man vielleicht ohne Communion gleichviel oder noch mehr Gnade zu dieser Tugend erhalten, als mit der Communion? Gerader und einfacher handelt eine Seele, welche die Gnade mit Dank annimmt, die ihr Gott durch seinen Stellvertreter, den Beichtvater, anbietet; und eine so geartete Seele ist auch für die Demuth geeigneter. Wie man alle anderen Tugenden unter den Schutz des Seelenführers stellt, so auch die Demuth.

Räth also derselbe zu öfterer Communion, so fürchte man nicht für die Demuth; es gibt noch genug Mittel, sie zu schützen oder sich in ihr zu vervollkommen. Sich einfach der Führung des geistlichen Vaters überlassen, zeugt besser für Demuth, als sich ungeachtet seines Rathes öfterer Communion enthalten. Freilich wenn sich Anwandlungen von Eitelkeit wegen öfterer Communion einstellen sollten, theile es die Ordensperson ihrem Beichtvater gewissenhaft mit.

Aus diesen Ausführungen wolle man jedoch nicht den Schluss ziehen, wir wären der Ansicht, das öftere Communicieren sei schlechthin das Vollkommnere. Man gestatte uns nur, bezüglich dieses Punktes soweit zu gehen, als die heiligen Väter, unter denen Augustinus spricht: „Da du täglich sündigst, empfang' täglich dieses Heilmittel!“ — soweit als der heilige Kirchenrath von Trient, welcher sich folgendermaßen ausdrückt: „Es wäre der Wunsch der heiligen Kirchenversammlung, daß die Gläubigen in allen heiligen Meßen, denen sie anwohnen, nicht bloß geistlicher Weise, sondern auch wirklich den Leib des Herrn empfangen, damit sie die Früchte dieses heiligsten Sacramentes unso reichlicher genießen;“ — als der Römische Catholicismus, in dem zu lesen ist: „Es wird die Pflicht der Pfarrer sein, die Gläubigen häufig aufzumuntern, daß sie, wie sie die tägliche Speise als nothwendig ansehen für das Leben des Leibes, ebenso nicht versäumen, dieses Sacrament täglich zu empfangen zur Nahrung und Stärkung ihrer Seelen.“ Wenn derartiges in Bezug auf die einfachen Gläubigen gesagt werden kann, um wieviel mehr bezüglich der Ordenspersonen! Endlich gestatte man uns, aus den päpstlichen Erlässen die vollen Consequenzen zu ziehen und soweit zu gehen, als ihre Tragweite reicht; denn wozu soll es dienen, der öfteren Communion von Ordensleuten Schranken zu ziehen, welche der höchste und weiseste Senat der Kirche nicht kennt und durch welche die Verfügungen der päpstlichen Decrete nahezu illusorisch gemacht werden?

5. Ist die Regelzahl im allgemeinen als die goldene Mitte zu betrachten?

Wenn wir die Form in's Auge fassen, welche der apostolische Stuhl wählte, um den Beichtvätern von Ordenspersonen im Decrete „*Quemadmodum omnium*“ die Vollmacht zu ertheilen oder (nach anderer Auffassung) das Recht zu wahren, öftere Communione zu gestatten, so scheint uns, es habe der höchsten römischen Behörde der Gedanke, die Regel gebe die goldene Mitte an, nicht vorgeschwebt, denn es heißt in jenem Decrete einfachhin, ohne jede Rücksicht auf die Regel, so oft es der Eifer und der geistliche Fortschritt einer Ordensperson eripriesslich (*expedire*) erscheinen lasse, daß sie öfter communiciere, könne der Beichtvater es ihr gestatten. Würde die heilige Congregation die Regelzahl als die rechte Mitte betrachten, so hätte sie schwerlich einfachhin sagen können: so oft als Eifer und Hoffnung größeren Fortschrittes vorhanden sind, kann der Beicht-

vater mehr Communioneu gestatten, denn das Abweichen von der goldenen Mitte kann man doch nicht so ohne weiteres gestatten.

Und halten wir die zwei Theile des Satzes: „Es werden demnach Alle ermahnt, daß sie sich bemühen, mit aller Sorgfalt auf die heilige Communion sich vorzubereiten, und daß sie dieselbe an den von der Regel bestimmten Tagen empfangen; dem Beichtvater aber steht es allein zu, einen häufigeren Empfang der heiligen Communion zu gestatten, so oft er einen solchen mit Rücksicht auf den Eifer und den geistlichen Fortschritt eines Ordensmitgliedes für erspriesslich erachtet“ — halten wir die zwei Theile dieses Satzes einander gegenüber, so sehen wir unschwer, daß im ersten Theile eine Aufforderung liegt, sich an die Regel zu halten, insofern sie gewisse Tage als Communionstage angibt, und demgemäß an diesen Tagen zu communicieren; im zweiten aber ist von der Regel abgesehen (was noch insbesondere die sprungartige Gedankenfassung des lateinischen Originals: „et quoties . .“ andeutet) und bloß mit Hinblick auf Eifer und Fortschritt eine häufigere Communion freigestellt. Wo kommt da die Ansicht zu ihrem Rechte, die Regelzahl bezeichne die goldene Mitte? Wenn Eifer und Fortschritt in der Tugend — zwei Bedingungen, die sich in einer frommen Ordensgemeinde keineswegs selten finden — schon genügt, um das Hinausgehen über diese Zahl zu rechtfertigen, dann kann diese letztere schwerlich im allgemeinen als die goldene Mitte angesehen werden.

Ebenso wenig spricht die von der heiligen Congregation der Bischöfe und Regularen am 4. August 1888 dem erzbischöflichen Official von Bordeaux ertheilte Antwort für die Ansicht, daß die Regel die goldene Mitte bezeichne, denn wäre die heilige Congregation dieser Ansicht gewesen, so hätte sie wohl schwerlich auf die Frage nach dem Sinne der die Zahl der Communion bestimmenden Regel einfach hin antworten können, die Regel sei im gebietenden Sinne aufzufassen, nicht im verbotenden, das heißt sie schränke in keiner Weise die Zahl der Communioneu ein; denn wäre die Regelzahl im allgemeinen die goldene Mitte, so wäre sie offenbar auch im allgemeinen verbotend, von der goldenen Mitte darf man sich ja nicht ohneweiters entfernen. Die heilige Congregation würde also etwa geantwortet haben, die Regel schränke zwar im allgemeinen und für gewöhnlich die Freiheit bezüglich der Zahl der Communioneu ein, da sie die goldene Mitte angebe, lasse aber doch in außerordentlichen Fällen öfteres Communicieren zu.

Nach diesen Erwägungen wird man der Ansicht nicht mehr beipflichten können, die Zahl der von der Regel bestimmten Communioneu sei die goldene Mitte. Beweise für die Richtigkeit dieser Ansicht sind unseres Wissens auch nicht beigebracht worden. Vielleicht wird man uns entgegenhalten, wir hätten den beschränkenden Zusatz: „die goldene Mitte im allgemeinen gesprochen“ nicht gebührend in Betracht gezogen. Lassen wir also auch diesem Zusätze

noch eine eingehende Würdigung zutheil werden. Die Regelzahl ist im allgemeinen die goldene Mitte, sagt man. Demnach ist die Ueberschreitung der Regelzahl im allgemeinen unzulässig und kann nur ausnahmsweise in besonderen Fällen gestattet werden. Wegen dieser Ausnahmefälle verliert aber die Regelzahl als goldene Mitte ihren prohibitiven Charakter keineswegs. Wer also die Regelzahl als die goldene Mitte im allgemeinen bezeichnet, muß immerhin noch zugeben, daß sie prohibitiver Natur sei. Das steht aber im offenbaren Widerspruch mit der einfachen Negation in der an den erzbischöflichen Official von Bordeaux gerichteten Antwort. Folglich kann durch den beschränkenden Zusatz „im allgemeinen“ der Widerstreit zwischen der Entscheidung der heiligen Congregation und der Ansicht von der goldenen Mitte nicht behoben werden.

Damit sich aber unsere Darlegungen nicht immer in einem gewissen Dunkel der Abstraction bewegen, wollen wir einen Blick in einige Ordensregeln thun und sehen, ob sich aus denselben nachweisen läßt, daß die darin angegebene Zahl von Communionen die goldene Mitte bedeute zwischen zu selten und zu oft. Vor uns liegt das Regelbüchlein einer in Oesterreich ziemlich weit verbreiteten, im Jahre 1835 sammt den Regeln von Rom approbierten Frauen-Congregation, welche sich der Jugenderziehung und Krankenpflege widmet. Ueber die Zahl der Communionen besagt diese Regel: „An allen Sonn- und Feiertagen, wie auch an einigen nicht gebotenen Festtagen des Herrn und der seligsten Jungfrau werden sie (die Schwestern) die heilige Communion empfangen; aber nicht öfter und auch nicht drei Tage unmittelbar nacheinander ohne Erlaubnis des Superiors oder seines Stellvertreters, ja auch nicht zwei Tage nacheinander, wenn sie auch zu beichten nothwendig haben sollen.“ Nach dieser Regel würden die Schwestern in mehreren Wochen des Jahres nur eine einzige Communion haben. Dies ist jetzt sicher nicht mehr die goldene Mitte, sondern zu selten. Darum hat die geistliche Obrigkeit den Fehler längst corrigiert und die Schwestern communicieren gegenwärtig dreimal in der Woche und, wenn ein Festtag hineinfällt, auch viermal. Ueberdies ist das Verbot, drei Tage nacheinander ohne Erlaubnis der geistlichen Vorgesetzten zu communicieren, aufgehoben und den Schwestern gestattet, eventuell sogar viermal nacheinander zu communicieren, ohne erst specielle Erlaubnis einzuholen. — Wenn nun schon eine Ordensregel, welche kaum 60 Jahre besteht, nicht mehr die goldene Mitte angibt, so werden fünf- oder zehnmal so alte oder noch ältere schwerlich die heutzutage gültige goldene Mitte angeben, da in früheren Jahrhunderten das Communicieren überhaupt selten war, auch bei Ordensleuten.

Die Regel einer anderen im Jahre 1856 gegründeten und 1894 von Rom bestätigten, gleichfalls der Erziehung der weiblichen Jugend und Krankenpflege sich widmenden Congregation besagt in Bezug der heiligen Communion: „Die Schwestern sollen die heilige

Communion empfangen an allen Sonntagen und gebotenen Festtagen, sowie an den Institutsfesten (es sind deren vier) und an den Festen des Ortes, wo sie sich aufhalten, ferner auch noch am Feste des heiligen Herzens Jesu, am Portiunculafest und am letzten Tage der geistlichen Exercitien, am Namensfeste ihrer General-, Provinzial- und Local-Oberin, sowie an einem Wochentage, den die Oberin mit Erlaubnis und Zustimmung des Beichtvaters zu bestimmen hat". Diese Schwestern haben also gemäß der Regel in der Woche gewöhnlich zwei Communionen. Das ist nicht sehr viel und kann mit Rücksicht auf die heute in derlei Congregationen übliche Praxis nicht mehr als goldene Mitte gelten, besonders wenn man erwägt, daß die besprochene Congregation die Krankenpflege in Privathäusern übernimmt und zwar auch in solchen, die von dem Kloster stunden- und tagereisenweit entfernt sind, wobei also die exponierten Schwestern der Stärkung der heiligen Communion ganz besonders bedürfen. Unsere Ansicht wird durch die Thatsache bestätigt, daß diese Schwestern gegenwärtig viermal in der Woche, hier und da sogar fünfmal communicieren. Als Begründung dafür, daß die Congregation die Regelzahl soweit überschreitet, wurde uns von einer Oberin angegeben, daß die Congregation ihren Anfang in der Schweiz genommen habe, wo Laien und Ordensleute seltener communicierten. Also auch hier wird die Regelzahl nicht als die goldene Mitte betrachtet.

Prüfen wir nun ein paar ältere Regeln. Da ist eine von Papst Leo X. am 20. Januar 1521 bestätigte Regel für Tertiariinnen des Franciscaner-Ordens, welche in Clausur leben und in ihrem Hause ein weibliches Krankenspital haben. In dieser Regel heißt es: „Was die sacramentalische Beicht und die heilige Communion anbelangt, sollen sie (die Schwestern) halten die Verordnung des Papst Nikolai des IV., daß sie nämlich dreymahlen im Jahr beichten und communicieren oder auch öfter, nach denen von ihrer Obrigkeit gemachten Verordnungen.“ Nun denn, dreimal im Jahr communicieren, ist gewiß nicht die goldene Mitte! In den der päpstlichen Bulle angefügten Satzungen (gedrucktes Exemplar von 1770) heißt es dann: „Was nun die heilige Communion anlangt, wiewohl die Regel nur meldet, daß man dreymahl im Jahr die heilige Communion empfangen solle, so wird doch in diesen Satzungen angeordnet und aus sonderlicher Guad den Schwestern vergünstiget, nach einer eifrigen Beicht auch sich zu bereiten, die heilige Communion zu empfangen alle Sonntäg, alle Fest der heiligen Aposteln sammt allen Festtagen, welche die heiligen Kirchen durch das ganze Jahr gebietet zu feiern, wie auch Sancti Francisci, S. Elisabethae, S. Antonii, S. Mariae Magdalenae, S. Barbarae, auch alle Donnerstäg der ganzen Fasten, wann kein Feiertag in der Wochen einfiele, wie auch auf den Jahrtag ihrer gethanen Profession: und sollen solches bey Straf nicht unterlassen ohne erhebliche Ursachen.“ Also ein Fortschritt gegenüber der Verordnung Leo X.: die Com-

munion regelmäßig einmal in der Woche. Das ist aber heutzutage noch immer ein starkes Minimum für Ordensfrauen. Darum halten sich die Schwestern nicht mehr an diese Regel, sondern communicieren gegenwärtig wöchentlich mindestens dreimal, meist viermal.

Eine vierte Regel, approbiert von Paul V. am 5. Februar 1618, bestimmt für Ordensfrauen, welche in Clausur leben und Mädchen-Pensionate haben, folgendes: „Sie sollen die heilige Communion an den Sonntagen und Donnerstagen, an den Festen Unserer Lieben Frau, der heiligen Apostel und anderen gebotenen Festtagen, wie auch am Feste des heiligen Joseph, des heiligen Augustin, der heiligen Ursula, des heiligen Karl Borromä und der heiligen Angela empfangen. Wenn es ihnen die Oberin erlaubt, können sie auch noch öfter communicieren.“ Also regelmäßig zwei Communionen die Woche, jedoch ist öfteres Communicieren in unbestimmter Zahl durch die Regel selbst ermöglicht, folglich eine feste Zahl, die Voraussetzung der goldenen Mitte, ausgeschlossen. In einigen Klöstern, welche diese Regel befolgen, findet fast tägliche Communion statt; in dem uns bekannten communicieren die Ordensfrauen wenigstens viermal die Woche, ein Theil auch öfter.

Endlich setzt die Regel einer in Frankreich entstandenen Congregation zur Besserung gefallener Frauenspersonen, approbiert von Benedict XIV. am 9. October 1734, fest, daß die Schwestern alle Sonntage, alle gebotenen Festtage und jeden Donnerstag oder einen anderen, von der Oberin zu bestimmenden Wochentag communicieren sollen. Die kranken Schwestern communicieren alle vierzehn Tage im Krankenzimmer. In der Fastenzeit communicieren die Schwestern noch ein anderesmal in jeder Woche, sowie auch an mehreren namentlich angeführten Festen. Nach der Regel also gewöhnlich zwei Communionen in der Woche. Der gegenwärtige Gebrauch geht aber schon weit über die Regel hinaus, die Ordensfrauen communicieren fünf- oder auch sechsmal die Woche, letzteres freilich nur unter der Bedingung, daß sie gewisse Anforderungen, wie zum Beispiel Beobachtung des Stillschweigens, der schwesternlichen Liebe, Vermeidung schlechten Beispiels pünktlich erfüllt haben. So wenigstens in dem uns bekannten Kloster.

Wir haben nun an fünf Ordensregeln gezeigt, daß das Axiom, die Regelzahl sei die goldene Mitte, den Thatfachen, der Praxis nicht entspricht, wenigstens nicht der Praxis in Süddeutschland und Oesterreich. Würden wir aus diesen fünf Beispielen den allgemeinen Schluß ziehen, das bewußte Axiom sei durch die Ordensregeln selbst widerlegt, so würden wir uns jedenfalls eines logischen Fehlers schuldig machen. Die Vermuthung dürfen wir aber doch wohl aussprechen, es werde das angeführte Axiom noch durch viele andere Regeln als unbegründet und unrichtig nachgewiesen werden können; denn wir haben sowohl Regeln aus der neuesten Zeit, als auch Regeln aus früheren Jahrhunderten zur Untersuchung herangezogen.

können ferner annehmen, daß, wenn das beliebte Axiom sich nicht einmal an Regeln neuesten Datums bewährt, dasselbe noch viel weniger in den Regeln früherer Jahrhunderte, wo man viel seltener zu communicieren pflegte, eine Stütze finden werde; endlich dürfen wir auch mit ziemlich großer Wahrscheinlichkeit voraussetzen, daß die übrigen, vom apostolischen Stuhle gutgeheißenen Regeln ähnlichen Inhaltes sind, wie die von uns angeführten und eingesehenen, da die römische Centralstelle sicher auf thunlichste Gleichförmigkeit der Ordensregeln, der Disciplin und Gebräuche in den verschiedenen Orden bedacht ist und hinwirkt.

Hieraus ergibt sich nun, daß die Ansicht von der goldenen Mitte der Regelzahl weder mit den Kundgebungen der heiligen Congregation der Ordensleute übereinstimmt, noch ihre Rechtfertigung in den Ordensregeln findet, weder haltbar ist vom juridischen Standpunkte, noch der Wirklichkeit entspricht.

Ein weiteres Resultat der Prüfung oben angeführter Ordensregeln ist der handgreifliche Beweis für die Richtigkeit der Ansicht, daß die Verfasser dieser Regeln bezüglich der Zahl der Communionen sich von dem Gebrauche ihrer Zeit bestimmen ließen oder, wenn man lieber will, daß diese Zahl dem Gebrauche jener Zeit angepaßt war. Die später vorgenommene Aenderung der Regelzahl sagt uns ja doch unzweifelhaft: die geringere Zahl paßte wohl für die Zeit, wo die Regel verfaßt wurde, für die spätere Zeit aber paßt sie nicht mehr. — Und zwar gilt dieses Urtheil nicht bloß, wie uns entgegnet wurde, von den älteren Orden, sondern auch von den neu entstandenen, denn wir haben ja auch an Ordensregeln neuesten Datums nachgewiesen, daß sie sich als änderungsbedürftig herausstellten.

Gleichzeitig ergibt sich aus unserer Prüfung der Ordensregeln noch der Schluß, daß die Ordensstifter einem Umschwunge späterer Zeiten nicht präjudicieren konnten, darum auch nicht wollten; sie konnten es nicht gegenüber der kirchlichen Obrigkeit, welche das Recht besitzt, die Regeln, die sich im Laufe der Zeit nicht bewähren, abzuändern, und sie wollten es nicht, weil ihnen die Klugheit verbot zu wollen, was sie nicht konnten.

Gegnerischerseits wurde bezüglich der Regelzahl der Satz aufgestellt, dieselbe bedeute: „wenn ihr gerade so oft communiciert, haltet ihr, im allgemeinen gesprochen, die goldene Mitte zwischen zu selten und zu oft“; dann aber wird wiederum behauptet: „es hieße die Regel mißverstehen, wenn man sie als Maximalmaß auffaßte.“ Wir meinen, wer sagt, die Regelzahl sei die goldene Mitte zwischen zu selten und zu oft, sagt damit, daß, wer die Regelzahl überschreitet, zu oft communiciert; und hieraus folgt evident, daß sie eben die Maximalzahl sei. Auch vermögen wir den Satz: „es könne nicht leicht Sache eines einzelnen Beichtvaters sein, eigenmächtig über die Zahl der Regelcommunionen hinauszugehen“ nicht mit den Worten des päpstlichen Decretes: „so oft es der Beichtvater wegen

des Eifers und geistlichen Fortschrittes einer Ordensperson für erspriesslich hält, daß sie öfter zur heiligen Communion gehe, kann er es ihr erlauben“ zu vereinbaren; denn es kann nicht mehr von Eigenmächtigkeit die Rede sein, wo der Papst zu einer Handlung bevollmächtigt. Und wenn noch hinzugefügt und weiter behauptet wird: „noch weniger könne der Beichtvater einer oder einigen seiner Pönitentinnen überzählige Communionen gestatten“, so erscheint uns auch dieser Zusatz ganz und gar unvereinbar mit dem eben citierten Wortlaut des päpstlichen Decretes.

6. Nimmt die Güte der Vorbereitung ab mit dem Wachsen der Zahl der Communionen? Ist mit dem numerischen Steigen der Communionen eine Abnahme in der Vorbereitung entweder nothwendig oder doch gewöhnlich oder wenigstens im Falle des Ueberschreitens der Regelzahl verbunden? Von einer absoluten Nothwendigkeit kann offenbar hier nicht die Rede sein, sonst dürfte am Ende Niemand mehr als einmal im Leben communicieren, denn ein zweitesmal ist ja schon eine Vermehrung der Zahl. Die Nothwendigkeit der Verminderung der guten Vorbereitung kann also nur eine relative sein. Wenn Jemand öfter communiciert, als es zu seinen äußeren Verhältnissen paßt, d. h. so oft, daß seine äußeren Verhältnisse ihm die nöthige Zeit zu einer guten Vorbereitung nicht übrig lassen, oder wenn Jemand so oft communiciert, daß der energische Wille, sich gut vorzubereiten, erlahmt, dann ist allerdings das öftere Communicieren mit Verminderung der Vorbereitung verbunden, und zwar nothwendig verbunden. In der entgegengesetzten Voraussetzung aber ist nicht erweisbar, daß die numerische Zunahme der Communionen ein Nachlassen im Eifer der Vorbereitung zur Folge habe. Wäre dies der Fall, so müßte man am Ende zu dem Schlusse kommen, je seltener desto besser. Und dieses Axiom widerspricht ja doch der allgemeinen Anschauung und Uebung.

Die Erfahrung lehrt, daß der Mensch das, was er selten thut, nicht sehr gut thut, es geht ihm ja die Uebung ab, welche den Meister macht. Im Gegentheil wird also öftere Communion mit besserer Vorbereitung verbunden sein und eine gewisse Leichtigkeit erzeugen, das hh. Sacrament mit Andacht zu empfangen. Dies auch aus dem Grunde, weil mit der Zahl der Communionen, im allgemeinen gesprochen, die Gnade wächst, und Liebe zu Jesus im Sacramente und Ehrfurcht vor ihm vermehrt werden. Man kann allerdings nicht gar selten sehen, daß Frauenspersonen, welche oft communicieren, keinen entsprechenden Nutzen aus der Communion ziehen, und dies läßt zurückschließen auf Mangel an Vorbereitung. Diese Erscheinung wird aber nur da zutage treten, wo öfter communiciert wird, als es die äußeren Verhältnisse oder die innere Disposition räthlich erscheinen lassen. Wo aber die Zahl der Communionen im richtigen Verhältnisse zu der inneren Verfassung und äußeren Lebenslage steht, da wird weder nothwendig und immer, noch thatsächlich und gewöhnlich

mit dem Wachsen der Communions die Vorbereitung abnehmen. Und zwar gilt dies auch in dem Falle, wo einer Ordensperson eine oder mehrere über die Regelzahl hinausgehende Communions erlaubt werden, es müßte denn von gegnerischer Seite bewiesen werden, daß die Regelzahl jene sei, die für jede innere Disposition und äußere Lebenslage das Maximum enthält. Dieser Beweis ist aber schwerlich zu erbringen. Demnach läßt sich die Behauptung, daß mit Vermehrung der Communions die Vorbereitung abnehme, im allgemeinen nicht bloß nicht erweisen, sondern sie stellt sich vielmehr als falsch heraus und ist sicher irrig für den Fall, wo die innere Disposition des Communicanten für die Vermehrung der Communions, und seine äußeren Verhältnisse nicht gegen dieselbe sprechen, denn in dieser Voraussetzung läßt sich annehmen, daß die Vorbereitung nicht ab- sondern zunehme.

Vor allem kommt es auf den Charakter der Persönlichkeit an, welche öfter communicieren will; bei ernstern, tief frommen, im Alter fortgeschrittenen Personen wird die Gefahr der Vernachlässigung der Vorbereitung geringer sein, als bei jugendlichen, oberflächlichen, leichtsinnigen, äußerlichen, welche einer Frömmigkeit à la mode huldigen. Die Rückwirkung der Zahl der Communions auf die Vorbereitung hängt ferner bedeutend ab von der ganzen ascetischen Lebensweise einer Person und von der Art der geistlichen Leitung, die sie empfängt. Sind beide streng und verkauft der Beichtvater seinem Pönitentem die häufigeren Communions theuer, um den Preis größerer Opfer, so ist für die Vorbereitung nicht zu fürchten; ist dagegen die Leitung eine weichliche, süßliche, oberflächliche, dringt der Seelenführer nicht auf Abtödtung und auf gründliche Tugendhaftigkeit, dann mag allerdings die öftere Communion eine geringere Vorbereitung zur Folge haben. Wenn in den ersten Jahrhunderten die Gläubigen täglich communicierten und man nicht befürchtete, es könnte darunter die Vorbereitung Schaden leiden, so liegt der Grund hievon wohl darin, daß dieselben eine solche Gnade durch große Opfer erkaufen mußten und dadurch eben in der rechten inneren Verfassung für die tägliche Communion bewahrt wurden. — Es darf hier das Sprichwort: „A consuetis non fit passio“ (das, woran man sich gewöhnt hat, macht keinen besonderen Eindruck mehr) und das andere: „Quotidiana vilescunt“ (Alltägliches verliert seinen Wert) nicht ohne Einschränkung genommen, noch zu sehr urgirt werden.

Auch den Satz: „Seltener, aber besser vorbereitet“ kann man nicht für alle Fälle gelten lassen. Es kann vorkommen, daß die öftere Communion vielleicht das einzige Mittel ist, um einen an das Laster Gewöhnten und Hingegebenen vor häufigen Rückfällen zu bewahren und endlich ganz zu heilen; wird aber ein Solcher jedesmal mit besonders guter Vorbereitung zur Communion hinzutreten? Bei diesen Armen muß man mit sehr wenigem zufrieden sein; besser sie communicieren mit unvollkommener Vorbereitung, als sie

fallen öfter in schwere Sünden. „*Sacramenta propter homines*“: es genügt, aus dem Empfange des Sacramentes die Kraft zum Widerstand gegen den Anprall der Leidenschaften zu schöpfen, um zu demselben berechtigt zu sein. Wiederum ist es ein sehr bewährtes, wenn nicht das vorzüglichste Mittel, um Knaben und Jünglinge in der Unversehrtheit zu bewahren, daß dieselben öfter zu den hh. Sacramenten hinzutreten. Für junge Leute ist es aber überhaupt schwer, sich zu sammeln, noch schwerer, sich zu öfterem, etwa achttägigem Empfange der hh. Sacramente zu entschließen. Soll man ihnen nun die Erlaubnis zu diesem letzteren entziehen und sie so der augenscheinlichen Gefahr aussetzen, in Sünden des Fleisches zu fallen, weil man voraussieht, daß ihre Vorbereitung hie und da mangelhaft sein werde? Werden sie etwa besser vorbereitet sein, wenn sie seltener communicieren und vielleicht inzwischen in schwere Sünden gefallen sind? Man sieht hieraus, wie großer Vorsicht, Ueberlegung und Klugheit es bedarf, wenn man ein allgemeines ascetisches Princip aufstellen will.

So ist es auch kein Zeichen von besonderer Klugheit, den in Einem Orden stattfindenden Gebrauch als allgemeine Regel für alle Orden oder gar für alle Christen aufzustellen. *Si duo faciunt idem, non est idem*; wenn Zwei das Gleiche thun, so kann es bei dem Einen gut und zweckentsprechend, bei dem Andern übel angebracht sein. Es mögen gute Gründe vorhanden sein, weshalb man in einem Orden nicht erlaubt, daß Laienbrüder und Cleriker dreimal nacheinander communicieren; sind aber deshalb schon andere Orden zu tadeln, in denen das Gegentheil gestattet und gebräuchlich ist? Oder ist es deshalb schon allgemein als unstatthaft oder minder vollkommen anzusehen, daß Jemand dreimal nacheinander communiciere? Wie will man den logischen Sprung von Einem auf Alle rechtfertigen? *Ex paritate*? Sind denn aber die Verhältnisse in allen Orden gleich? — Und wiederum muß das, was der Allgemeinheit nicht gestattet werden kann, auch Einzelnen versagt werden? Wenn es für Ordensleute allgemeinhin vollkommener wäre, nicht dreimal nacheinander zu communicieren, wie sollte es nicht gegen die Vollkommenheit sein, wenn Ordensleute oder Weltleute täglich oder fast täglich communicieren? — Gibt es denn kein Mittel, eine gute Vorbereitung auf die heilige Communion zu garantieren? Dann dürfte man wohl sicher Niemanden mehr die tägliche Communion erlauben. — Man vergeße in unserer Frage doch nicht auf die erste aller hiehergehörenden Voraussetzungen, daß nämlich nur ganz eifrigen Seelen, die ein großes heißes Verlangen nach der heiligen Communion in sich tragen, die Ueberschreitung der Regelzahl gestattet werden könne. Und diesen sollte man unter Umständen nicht auch eine dritte Communion in ununterbrochener Folge erlauben können!

Dem Schreiber dieser Zeilen ist eine weibliche Ordensgemeinde bekannt, deren Mitglieder fünf- oder sechsmal in der Woche zum

Flechte des Herrn treten dürfen, wenn sie sich keines nennenswerten Fehlers schuldig wissen, und es ist ihm zugleich bekannt, wie genau diese Ordensfrauen in Taxierung ihrer Fehler vorgehen und wie ängstlich sie sich der Communion enthalten, sobald ein merklicher Fehler vorgekommen ist. Warum sollten also solche Ordensfrauen, die sich mit großer Aufmerksamkeit und Wachsamkeit durch zwei Tage selbst von unbedeutenden Fehlern zurückgehalten haben, um das Glück einer dritten heiligen Communion nicht zu verscherzen, dieser dritten Communion beraubt werden? Dafs sich aber dieser Geist des Eifers, des Verlangens nach der heiligen Communion und der Gewissenszartheit in sehr vielen Frauenklöstern finde, wird kaum zu bezweifeln sein. Darum lasse man diese ruhig bei ihrem Gebrauche, dreimal oder öfter nacheinander zu communicieren.

7. Ist die Beschränkung der Zahl der Communionen das rechte Mittel, das Verlangen zu vermehren? Wie verhält es sich wohl mit dieser geistigen Hungercur? Wenn Jemand Hunger hat, so gibt man ihm zu essen, damit er nicht kraftlos und unfähig werde, seinen Pflichten nachzukommen. Die Natur bringt dem Menschen durch den Hunger das Bedürfnis nach Nahrung zum Bewusstsein, und dieser Stimme muß man Folge geben. So ist es auch mit dem geistigen Hunger, der von Gott in der Seele erweckt wird; man muß der Stimme Gottes folgen und dem Christen die geistliche Speise, das Manna der Seele geben. Freilich, wenn es bekannt ist, dafs ein Hungeriger mehr Speise zu sich nimmt, als die Natur verlangt, etwa aus Leckerhaftigkeit oder aus übler Angewöhnung, so ist es weise, ihm nur so viel Speise vorzusetzen, als sein Bedürfnis verlangt, wenigstens nicht viel mehr. Ebenso kann man es eine weise Beschränkung nennen, wenn einer frommen Seele, die bloß aus Hang nach geistlichen Tröstungen und süßen Gefühlen um recht häufige Communionen bittet, nicht alles gewährt wird, was sie wünscht. Dies geschieht aber hier in der Absicht, sie vor geistlichen Täuschungen und vor falscher Gefühlsrichtung zu bewahren, nicht um das Verlangen nach der Communion in ihr zu vermehren, letzteres sucht man vielmehr zu vermindern.

Wenn dagegen eine fromme Seele, ersichtlich von der Gnade angetrieben, sich nach Vermehrung der Communionen sehnt, so ist das Verweigern derselben an sich nicht begründet und kann wohl ebenso leicht das Verschwinden des Verlangens bewirken, als dessen Steigerung, namentlich wenn das Verweigern ein peremptorisches und schroffes ist, wie z. B. in dem Falle, wo ein Beichtvater unbeugsam an dem Principe festhält, nicht über die Regelzahl hinauszugehen. So wenig wir dieses Festhalten als weise Leitung und als den Absichten des päpstlichen Decretes entsprechend anzuerkennen vermögen, ebensowenig können wir es als eine weise Beschränkung bezeichnen, wenn jeder oder fast jeder Ordensfrau die Bitte um eine oder mehrere Communionen über die Regelzahl constant abgeschlagen wird.

Der Erfolg einer derartigen Seelenleitung wäre, wie schon bemerkt, wohl kaum die Vermehrung des Verlangens, sondern eher dessen Erlöschen; denn während bei leiblichem Hunger Verweigerung von Nahrungsmitteln die Steigerung dieses peinlichen Gefühles mit sich bringt, ist umgekehrt bei geistlichem Hunger die Entziehung der Nahrung nicht selten mit dem Absterben des Verlangens verbunden. Zwischen Leiblichem und Geistigem besteht ja nicht in allweg Parallelismus und Gleichheit, sondern nicht selten Gegensatz. Die leiblichen Genüsse, bemerkt ein heiliger Kirchenvater, verlieren in dem Maße an Schmachhaftigkeit und Wert, als sie reichlicher gekostet werden, während die geistlichen umsomehr an Wert gewinnen und umsomehr Verlangen erwecken, je mehr sie schon gekostet sind. Darum darf man sich denn auch nicht wundern, wenn unzeitige Verweigerung von Communionen den geistigen Hunger verschwinden läßt, anstatt ihn zu vermehren. Es ergibt sich dies auch aus analogen Erscheinungen im geistlichen Leben. Man kann z. B. mitunter sehen, wie Christen, welche vordem die heiligen Sacramente oft empfiengen, mit der Zeit hierin sehr lau werden, wenn sie in Verhältnisse kommen, wo ihnen der Empfang der Gnadenmittel erschwert ist; wie ferner Pfarrgemeinden, denen längere Zeit ein eigener Ortsseelsorger fehlte, das Verlangen nach regelmäßigem Sonn- und Festtagsgottesdienste abhanden kommt; wie Jünglinge und Jungfrauen, die in geistliche Orden zu treten wünschen, diesen heilsamen Gedanken aufgeben, wenn die Eltern ihre Einwilligung auf Jahre hinaus verschieben. Es trifft also nicht immer zu das Wort: *Desideria dilata crescunt*.

Nach diesen Erörterungen möchten wir es nicht als weise Beschränkung und nicht als sicheres Mittel gelten lassen, das Verlangen nach der heiligen Communion zu vermehren, wenn der Beichtvater von Ordensfrauen stramm an der Zahl der Regelcommunionen festhält und die Bitte um deren Vermehrung constant zurückweist. —

## Ernstes und Heiteres für die Dilettanten-Bühne. Stücke mit ernstem und erbaulich-religiösem Inhalte.

Von Johann Langthaler, reg. Chorherr und Stiftshofmeister in St. Florian, Oberösterreich. (Nachdruck verboten.)

### Vierter Artikel.

**Ein Weihnachts-Vorabend.** Volksschauspiel in drei Acten. J. M. von Meitingen. Kösel in Mempten. 1892 8°. 44 Seiten. Preis broschirt M. 50 = fl. —.30, 6 Exemplare M. 2.50 = fl. 1.50, 20 Bändchen der „Dilettantenbühne“.

Inhalt des Stückes: Ein Baron, Attheiß und Feind des Guten, hat von seinem Bruder vor dessen Tode den Auftrag erhalten, den Aufenthalt der von einer Zigeunerin geraubten Nichte Anna ausfindig zu machen. Durch Vermählung des Orts Pfarrers wird die Gesuchte in einem nahe gelegenen Bauernhause, in dem sie als brave Magd dient, gefunden, ihrem durch eine schwere Krankheit bekehrten Onkel zugeführt und von dessen Sohn, einem tüchtigen Arzt, zur Lebensgefährtin erwählt. Daß sich die zwei nahen Blutsverwandten heiraten, findet der Autor, wie es scheint, ganz in der Ordnung. Tausch ist das Stück gut.

moraltisch, die an sich geringfügige Handlung erhält durch einen frischen, mitunter recht humorvollen Ton einen Aufspatz. Die Scenerie ist einfach: ein vornehmes Zimmer, ein Vorzimmer, eine Bauernstube. Rollen: sieben Männer, zwei Frauen.

**Die Räuber auf Maria Kulm.** Schauspiel in fünf Acten. Für ratholische Vereine geschrieben von Basilius Reichart. Herausgegeben von J. Mehler. Effer in Paderborn 1892. 8°. 56 Seiten. Preis broschirt M. —.50 = fl. —.30.

J. Mehler hat das bekannte Volksstück gründlich umgearbeitet und alles, was für eine christliche Bühne irgend unpassend sein könnte, ausgemerzt; es liegt die Volksage vom Gnadenbilde Maria Kulm zugrunde. Bibiana, das unschuldige, fromme Töchterlein des Burgvogtes von Rogenbrunn weist, in Andacht versunken vor dem Gnadenbilde: da hört sie Räuber, die einen Ueberfall der Burg planen, erfährt deren Versteck, nimmt das Gnadenbild aus der Kapelle mit auf die Burg, um es vor Entweihung durch die Räuber zu bewahren: durch ein Wunder kommt aber dieses Bild wieder aus der Schlosskapelle in die Kapelle Maria Kulm zurück. die Räuber werden entdeckt, der Hauptmann befehrt sich vor seinem Tode, ebenso in Folge des Wunders mit dem Bilde der ungläubigen Ritter Ottomar. Die Handlung ist abwechslungsreich, hat spannende Momente und eine gute Moral. Scenerie: Rittersaal, Kapelle im Walde. Rollen: 14 männliche, 1 weibliche.

**Columbus.** Dramatisches Gemälde in fünf Acten aus der Geschichte der Entdeckung Amerikas. Von Karl Weickum. Zweite, revidierte Auflage zur vierten Säcularfeier. Mit einem Titelbild. Herder in Freiburg. 1893. 8°. 105 Seiten. Preis broschirt M. 1.20 = fl. —.72.

Weickum, dem wir gediegene dramatische Arbeiten verdanken, suchte die Entdeckung Amerikas durch Chr. Columbus für Bühnen in Familien, gesellschaftlichen Kreisen, Vereinen, die ja bekanntlich nicht über große Mittel in Bezug auf Costüm, Scenerie und Personale verfügen, zurecht zu richten. Da aber der zu verarbeitende Stoff außergewöhnlich umfangreich ist und für eine erschöpfende Darstellung große Anforderungen gestellt werden, mußte der Verfasser gerade die packendsten Hauptscenen streichen und die Hauptmomente der Entdeckung dadurch vorführen, daß er sie erzählen läßt. Dadurch wurde das Stück aber mit langen Gesprächen allzu reichlich versehen, auch ist die Scenerie noch immer schwierig: eine Waldgegend mit einem Schlossgebäude im Hintergrunde ein Kloster-Vortenzimmer mit hohen Bogenfenstern, welche die Aussicht auf Baumanlagen gewähren, ein Strandhaus auf einer Insel, Saal mit indianischen und europäischen Geräthen, ein Kistenstrich, Aussicht auf das Meer mit indianischen Bäumen. Zwanzig männliche Rollen sind zu besetzen. Das Stück liest sich recht angenehm, aber zur Aufführung dürfte es sich wegen obiger Umstände weniger eignen.

**Andreas Hofer.** Volkschauspiel in acht Abtheilungen. Von Doctor Robert Weissenhofer. Nirsch in Wien. 1893. 8°. 216 Seiten. Preis broschirt fl. —.80 = M. 1.60.

Das Schauspiel, welches eine der glänzendsten Epochen der Geschichte des treuen Tiroler Volkes vorstellt, ist groß angelegt und mit vielem Geschick bearbeitet. Wo die Mittel vorhanden sind zur Aufführung, muß das Stück einen mächtigen Eindruck auf die Beschauer machen. Der Held des Dramas, Andreas Hofer ist herrlich gezeichnet, so recht das Ideal eines tiefgläubigen, von glühender Vaterlandsliebe befeelten, tapferen Patrioten. Zur Hebung patriotischer Gesinnung ist das Stück vorzüglich geeignet. Die Scenerie wechselt 22mal, Rollen, gemischt: 24 Hauptpersonen, eine Anzahl von Bauern, Schützen, Soldaten, Boten, Kindern, Mädchen und Frauen. Die Aufführungen in Thiersee fanden großen Beifall — um doch etwas auszusparen, enthalten die Gespräche recht schöne Gedanken, sollten jedoch kürzer sein.

**Der Tiroler Freiheitskampf.** Dramatische Trilogie mit einem Vor- und einem Nachspiele von Karl Domanig. Wagner'sche Universitäts-Buch-

handlung in Innsbruck. Drei Bändchen. 8°. 1895, 1896, 1897. Preis jedes Bändchens fl. —.80 = M. 1.60.

Wenn je die berühmten Tiroler Freiheitskämpfe eine würdige, begeisterte und begeisternde Darstellung gefunden haben, so ist dies geschehen in den dramatischen Arbeiten des vielbekannten Verfassers: wo könnte man wohl Dramen finden, die einen so erhabenen Gegenstand so edel behandeln, wie die vorliegenden: der Gegenstand ist so zeitgemäß: je mehr die Liebe zum Vaterlande, die patriotische Begeisterung und Opferwilligkeit abzunehmen droht, desto mehr muß der Erhaltung des Patriotismus entgegen gearbeitet werden. Das erste Bändchen enthält das Vorspiel: Die Braut des Vaterlandes. Eine Begebenheit aus dem Tiroler Freiheitskampfe. Dramatische Scene. Ehe der Dichter den eigentlichen Gegenstand behandelt, führt er im Vorspiele gleichsam als Ideal patriotischer Begeisterung ein Mädchen vor, das eben vernommen hat, es solle nochmals das Tiroler Volk gegen die fremden Eindringlinge sich erheben; im Hause des Mädchens weilt ein fremder Officier, der selbes vor Entehrung durch die feindlichen Soldaten bewahrt hat. Rosa Herz ist voll Dankbarkeit, die Dankbarkeit steigert sich zur Liebe — sie will auf alle Fälle den Officier retten, indem sie diesem jedoch die drohende Gefahr entdeckt, verräth sie ihm zugleich die geplante Erhebung — pflichtgemäß will sich der Officier entfernen, um mit seinen Soldaten die Bewegung zu unterdrücken: Rosa widersteht sich ihm und da er mit Gewalt sich freimachen will, opfert sie den Geliebten ihrem Vaterlande, sie ergreift die Pistole und drückt sie auf den Lieutenant los; während dieser in ihren Armen stirbt, bricht der Aufruhr los. Nach diesem ergreifenden Vorspiele, welches zeigen soll, daß man für das Vaterland alles, auch das Theuerste opfern muß, kommt das eigentliche Stück: Speckbacher. Es werden uns die großen Schwierigkeiten dargestellt, die der Tiroler Held zu überwinden hatte, um den Kampf zustande zu bringen — die Unentschlossenheit Andreas Hosers, die Uneinigkeit der Führer brachte Speckbacher dahin, daß er schon das Land verlassen wollte: wieder war es Rosa und ein gleichesinniges Mädchen, die dem gebrochenen Manne Muth einflößten, und selbst in den Kampf zogen, der nun endlich eröffnet wurde, als auch Andreas Hoser sich wieder an die Spitze stellte. Zweites Bändchen: Der Kronenwirt von Hall. Eine Episode aus dem Tiroler Freiheitskampfe dramatisch erzählt. Dritte Auflage. 136 Seiten. Preis broschirt fl. —.80 = M. 1.60. Eine herrliche Leistung! Der Held des Stückes, Josef Ignaz Straub, Commandant in Unterinnthal, läßt sich weder durch die Bedrohung seines eigenen Lebens, noch um seiner zeitlichen Habe willen, noch durch die Rücksicht auf Weib und Kind abhalten, für Gott, Kaiser und Vaterland zu kämpfen; des großen Patrioten und Helden vollkommen würdig erweist sich dessen Gattin, die edle Kronenwirtin von Hall: die Achtung des Mannes, der Verlust des Vermögens, Bedrängnis von allen Seiten können die sturmüthige Frau nicht irre machen. Das Stück ist reich an ergreifenden Scenen. Das dritte Drama: Andreas Hoser, der Sandwirt. Schauspiel in fünf Acten macht uns bekannt mit den letzten Kämpfen des Sandwirts gegen die übermüthigen, grausamen Franzosen, mit dem Verrathe Rastls und Hosers Todesgange, als Nachspiel schließt sich an eine Scene am Denkmale des Tiroler Helden Andreas Hoser in der Franciscanerkirche zu Innsbruck.

Die reiche Scenerie und die große Zahl männlicher und weiblicher Rollen in „Speckbacher“ 29 männliche, 4 weibliche, in „Kronenwirt“ 25 männliche, 9 weibliche, in „Sandwirt“ 27 männliche, 6 weibliche Rollen, nebst vielen Schützen, Soldaten, Volk, machen eine Aufführung auf kleineren Bühnen unmöglich — für Volkstheater, wie sie in Thiersee, Meran u. s. w. aufgeführt werden, sind die drei Stücke, die sich durch Volksthumlichkeit, tiefe Religiosität, Liebe zur Dynastie und Heimat auszeichnen, vorzüglich geeignet — zur Lectüre find sie gewiß dem Volke sehr zu empfehlen.

**Kaiser Maximilian von Mexiko.** Ein Trauerspiel in drei Acten mit einem Vorspiele von Ferdinand Wildermann. G. J. Manz, Regensburg. 1893. 8°. 75 Seiten. Preis broschirt M. 1. — fl. .60.

Das Vorspiel behandelt eine Episode bei einer Hochjagd in den Tiroler Bergen. Erzherzog Max lernt ein schlichtes, treues Tiroler Herz kennen, das später in den Tagen gemeinen Verrathes im fernen Mexiko für ihn verblutet. Das eigentliche Trauerspiel erzählt von den letzten Tagen des unglücklichen Kaisers Max, vom zweimaligen schändlichen Verrathe, vom betrübenden Ende. Das Stück hat ein patriotisch-religiöses Gepräge und da es nur Männerrollen erfordert (zwoölf und Hirten, Jäger, Soldaten, Officiere, Diener), so kann es auf nicht zu kleinen Bühnen von Gesellenvereinen u. dgl. aufgeführt werden. Scenerie: Gebirgsgegend, ein eleganter Salon, ein einfaches Gemach. Auch das Costüm macht keine großen Schwierigkeiten.

**Hans Dollinger.** Vaterländisches Schauspiel in drei Acten von Heinrich Hüttinger. Zweite Auflage. Otto Manz in Straubing. 1893. 8°. 132 Seiten. Preis broschirt M. 1.40 = fl. —.84.

Gegenstand des Dramas ist die geschichtliche Sage von dem Helden und Ritter Hans Dollinger, hochgefeiert ob seiner Theilnahme an den Kämpfen gegen die Avaren und wegen der heldenmüthigen Vertheidigung der Stadt Regensburg. Von seinem Herzog verrathen und an Heinrich I. ausgeliefert, schmachtete Dollinger im Kerker. Da trat der schwarze Riese Krako auf und zog zum Kampfe herausfordernd im Lande umher — umsoweniger wollte einer der Ritter den Kampf mit Krako aufnehmen, als man ihn für den leidhaftigen Satan hielt. Der einzige, den man für fähig hielt, den Kampf siegreich zu bestehen, war Dollinger; doch wollte der König von einer Freilassung seines Gefangenen nichts wissen, auch dieser weigerte sich lange aus Trost über das ihm angethane Unrecht, sich zum Kampfe herbeizulassen, endlich gelang es, die harten Herzen zu erweichen, der Kampf wurde ausgefochten, Krako erlag, der Sieger gewann den Adel und die Liebe seines Königs. Die Scenen, welche das lange Sträuben Dollingers darstellen, und auch sonst manches können und sollen gekürzt werden. Vierzehn männliche Rollen. Scenerie: ein einfach vornehmes Zimmer, ein düsterer Kerker, eine Königshalle, eine waldige Gegend.

**Deutsche Treue.** Singspiel in zwei Acten von Franz Lehner. Musik von Pet. Griesbacher. Otto Manz in Straubing. 8°. 36 Seiten. Preis broschirt M. —.30 = fl. —.18.

Der Burggraf von Falkenhorst kommt nach langen Kämpfen, die ihn von seiner Burg ferngehalten, in diese zurück. Um beobachten zu können, wie während seiner langen Abwesenheit Kinder und Gesinde sich verhalten, tritt er als Pilger verkleidet auf, alle bestehen die Probe, auch ein lange von ihm gefangen gehaltener Ritter, Kurt von Wildenstein, erweist sich als treu, indem er nach dreitägiger Abwesenheit selbst wieder in sein Gefängnis zurückkehrt — alles nimmt so einen guten Ausgang. Die Gärtnersfrau macht viele, aber zumieist fade Wige. Rollen: 5 männliche, 2 weibliche — mehrere Kinder. — Scenerie: Schlosspark.

**Deutsche Treue.** Volksstück in fünf Aufzügen von Wilh. Kaiser. Kösel in Kempten. 1892. 8°. 68 Seiten. Preis broschirt M. —.70 = fl. —.42, 10 Exemplare M. 6. — = fl. 3.60.

Inhalt des Stückes: Episoden aus dem deutsch-französischen Kriege 1870 bis 1871. Die Bewohner einer deutschen Gemeinde werden bei Ausbruch des Krieges von solcher Begeisterung ergriffen, daß viele weissenbücheliche Männer freiwillig gegen die Franzosen ziehen: einer wird verwundet in Feindesland, die Familie, welche ihn pflegt, stammt aus der Heimat der Verwundeten; von dieser erfährt er den Plan der Feinde, rettet seine Genossen und nach dem Friedensschluß gibt es Sieges- und Hochzeitsfeier. Die Scenerie wäre nicht so schwer: ein Platz mit einem Landhaus, ein Zimmer, eine Waldhöhle. Rollen: zehn Männer, fünf Frauenrollen, Soldaten. An Schimpfwörtern, wie sie eben im Soldatenleben gebräuchlich sind, ist keine Noth; Zweck des Stückes: Befestigung und Steigerung der Vaterlandsliebe, in erster Linie für Preußen.

**Belohutes Gottvertrauen** oder: Der Mensch denkt und Gott lenkt. Volkschauspiel in vier Acten von J. N. von Meitingen. Kösel in Kempten. 1892. 8°. 72 Seiten. Preis broschirt M. —.70 = fl. —.42.

Coorich, ein Chemiker, wird von dem verbrecherischen Advocaten Ruchti so ins Lasterleben eingeführt, daß er vor ärgsten Wucher und Mord nicht zurückscheut. Ruchti selbst ist ein elender Gauner, der einen Edelmann in die Wogen gestoßen, um sich dessen Papiere, Titel und Vermögen anzueignen. Es kommt aber alles an den Tag, der todtgeglaubte Edelmann tritt auf, Ruchti wird überführt, erhält aber Pardon um seiner edlen Tochter willen, die der junge Edelmann zur Gattin nimmt. Das Stück ist ganz gut, dürfte gewiß interessieren, für den komischen Theil sorgen der einfältige Bediente, der Jude und der furchtsame Bürgermeister. Rollen: 11 männliche, 3 weibliche. Scenerie: freie Gegend, gewöhnliche Wohnstube, Salon.

**Religiöse Schauspiele** von Wilhelm Pailler. Ebenhöch (S. Korb) in Linz.

Zu den ältesten und gewiß auch am meisten benötigten Schauspielen christlicher Tendenz gehören unstreitig die des Chorchern von St. Florian Wilhelm Pailler. Vor langen Jahren verfaßte dieser vorerst für die Bühne der verschiedenen Anstalten, Vereine und Bündnisse in St. Florian Theaterstücke ernstern und heiteren Inhaltes: Diese Erstlingsarbeiten fanden großen Beifall, Pailler wurde von vielen Seiten um Ueberlassung der Manuscripte gebeten, man drängte zur Drucklegung und nachdem diese geschehen, wurde der Gebrauch der Pailler'schen Stücke ein fast allgemeiner: die kindliche, populäre, frische Sprache, die Lebendigkeit der Handlung, der sittliche Gehalt, der harmlose Scherz, erwarben Pailler allenthalben, auch in fernern Welttheilen Freunde und noch immer, obgleich jetzt viele Autoren, zum Theile mit großem Geschick, dramatische Arbeiten geliefert haben, finden wir auf dem Theater-Repertoire der schauspiel-lustigen Jugend die Pailler'schen Stücke, die im Laufe der Zeit zu einer stattlichen Zahl angewachsen sind, und das Volk schaut sie immer wieder, ob sie auch schon demselben bekannt sind, mit vieler Freude an. Ehe sie gedruckt worden sind, mußten sie immer durch wiederholte Aufführung die Feuerprobe bestehen — ein großer Vorzug dieser dramatischen Dichtungen ist auch, daß sie mit wenigen Ausnahmen nur einen kleinen Apparat brauchen, so daß viele derselben auch auf den kleinen Bühnen aufgeführt werden können. Ferners muß ganz besonders der musikalischen Beilagen gedacht werden, welche wir größtentheils dem musikkundigen Freunde und Mitbruder des nun verstorbenen Chorchern Pailler, Herrn Regenschori Bernhard Deubler verdanken; sie sind dem Texte vollkommen ebenbürtig und stellen keine zu großen Anforderungen an die Sänger. In den früheren Artikeln haben wir schon auf mehrere Pailler'sche Theaterstücke hingewiesen; von denen religiösen Inhaltes haben wir hier zu nennen:

**Schauspiele für Jungfrauenvereine und weibliche Bildungsanstalten.** Von W. Pailler. Mit Erlaubnis der Oberen. Zweite Auflage. Ebenhöch in Linz. Drei Bände. 1896. kl. 8<sup>o</sup>. Preis fl. 2.40 — M. 4.80. Erster Band: Die hl. Helena. Schauspiel in drei Aufzügen. (11 Darstellerinnen und Gefolge. Scenerie: Gegend bei Jerusalem. Gegenstand ist die Geschichte der Auffindung des heiligen Kreuzes. Die Königin von Saba Schauspiel in drei Acten (17 Darstellerinnen und ein Kind). Ort: Jerusalem. Das Land Saba. Das einzige Stück, welches einigen Wechsel der Scenerie und ein reicher ausgestattetes Theater und Costüme verlangt. König Salomon kann als jugendlicher Fürst ganz gut von einem Mädchen gegeben werden. Ueber das Costüm und den sonstigen Apparat enthält die Vorrede praktische Winke. Das Stück führt den Beschauern den Besuch der Königin von Saba bei Salomon vor: dieser hatte eben den Bau des Tempels vollendet und traf die Vorbereitungen zur Einweihung. Während des Baues war es ein Holzbalken, der sich wunderbarerweise weder durch Säge oder Hacken bearbeiten, noch irgend in den Bau einfügen ließ. Zum Einzug der Königin soll eine eigene Brücke aus dem besten Holz gebaut werden — auch der wunderbare Balken wird verwendet und zwar zu oberst als Schluß des Baues. Wie die Königin darüber schreiten will, wird ihr Fuß festgehaunt — Salomon verlegt dem Holze im Namen Jehovas einen Beistieb, es entströmt Blut, im Bilde wird den beiden das

Geheimnis geoffenbart: man sieht ein Kind mit den Wundmalen am Kreuze — ein Hinweis auf den Kreuzestod Christi. Zweiter Band: Die hl. Agnes. Schauspiel in zwei Acten. 15 Darstellerinnen. Ort: Ein Platz vor dem Vesta-Tempel in Rom. Ist schon die Legende vom Bekenntnisse und Martyrium der hl. Agnes eine besonders ergreifende, so hat diese dramatische Darstellung eine ganz vorzügliche Eignung, das Publicum zu fesseln, belehrend und anregend auf alle und besonders auf die heranwachsende Jugend einzuwirken. Zwei Mütter. Schauspiel mit Liedern in vier Acten. (Nach einer altdeutschen Legende). Zwölf Darstellerinnen. Ort: Schloß Tannberg, Wald, Tunis.

Abelheid, der Gräfin Hildegard Tochter, unternimmt mit mehreren Jugendfreundinnen eine Wallfahrt nach Loreto, bei der Waldkapelle verabschiedete sich die Schar der Pilgerinnen von der Gräfin, hier wollten sie sich nach der Rückkehr wieder einfinden. Leider wurden die Wallfahrerinnen von Seeräubern abgefangen, nach Tunis vor die dortige Herrscherin gebracht, welche allen Mädchen die Freiheit schenkt, nur Abelheid muß bleiben und in den Kerker wandern, wo sie schmachten soll, bis sie ihrer Liebe und Verehrung zur Jungfrau Maria entsagt. Die befreiten Genossinnen Abelheids kommen heim, treffen bei der Waldkapelle die Gräfin, welche nun das Geschick ihrer Tochter erfährt. In übergroßem Schmerze nimmt sie der Mutter Gottes in der Kapelle (Statue) das Kindlein und will es der himmlischen Mutter erst zurückgeben, sobald sie die gefangene Abelheid befreit hat. Maria ist bereit, zu helfen: begleitet von Engeln erscheint sie im Kerker Abelheids, die standhaft geliebt, führt sie schnell in die Heimat und Gräfin Hildegard findet ihre Tochter, die durch Hilfe der irdischen und himmlischen Mutter befreit worden ist, bei der Waldkapelle. Hierauf wird der Mutter Gottes ihr Kindlein feierlich zurückgegeben.<sup>1)</sup>

**Neue religiöse Schauspiele für Mädchen.** Von **Wilhelm Bailler.** Mit Musik-Beilagen von Bernhard Deubler und Josef Gruber. Linz an der Donau 1896. Verlag der F. J. Ebenhöch'schen Buchhandlung (Heinrich Morb). Mit einem Vorworte von Johann Bapt. Dreselmayr (Stiftsdechant von St. Florian), einer Lebensskizze und dem wohlgetroffenen Vorträt des Verfassers als Titelblatt. Seite IV und 192, kl. 8°. Preis fl. —.90 = M. 1.80.

Wir haben hier Wilhelm Baillers (gestorben am 17. März 1895) Schwanengesang, eine Marien-Trilogie, vor uns. Gestützt auf eigene Erfahrung muß Referent vollständig bestätigen, was über Anlage und Zweck dieser Schauspiele im Vorworte geschrieben steht: „Auch für die vorliegende Marien-Trilogie . . . muß gelten, was er für die allererste bemerken zu sollen glaubte: „Die Stücke sind nur für die Aufführung und nur für Bundes-Jungfrauen, Genossinnen der Arbeitsschule und des Pensionates bestimmt, nicht zur Lectüre. Es mußte deshalb mehr frommer, als gelehrter Geist darinnen regieren . . .; die Sprachweise, der Vortrag, die ganze Fassung der Spiele war eben durch diese ihre Bestimmung vorgezeichnet. Dem Leser mag manche Scene unmotiviert, manche Phrase hohl, der (in diesen Stücken freilich gar wenig sich geltend machende) Humor läppisch erscheinen; der Zuschauer findet nicht Zeit, darauf zu merken, der Zuhörer verweilt nicht bei den einzelnen Worten, das Folgende überflingt den früheren Eindruck augenblicklich.““ Die vorliegenden „Neuen religiösen Schauspiele für Mädchen“ stellen übrigens an die Trägerinnen

<sup>1)</sup> Denselben Gegenstand behandelt unser allbekannter Volkschriftsteller Professor Dr. Robert Weissenhofer O. S. B. in dem Stücke:

**Maria Loreto.** Volksschauspiel in fünf Aufzügen. Ebenhöch in Linz. 8°. 1891. 97 Seiten. Preis broschiert fl. —.50 = M. 1.—.

Das Schauspiel ist für große Verhältnisse berechnet, an Personale wird sehr viel gefordert — mehr als 80 Personen treten handelnd auf, außerdem sind Kinder, befreite Christensclaven, Schulknappen, Landsknechte, allerlei Volk, Engel u. s. w. erforderlich, dem entsprechend auch eine äußerst geräumige Bühne. Für Jedermann bildet „Maria Loreto“ eine anregende erbauliche Lectüre.

der einzelnen Rollen ziemlich hohe Anforderungen. Verlangt das sichtbare Eingreifen überirdischer Gewalten und die dadurch bewirkte Gestaltung der menschlichen Verhältnisse schon an und für sich außergewöhnliche Auffassung und Darstellung, so muß diese überdies noch ganz besonders Maß zu halten verstehen, um dem Gange des Volkes, gerade bei den ernstesten und ergreifendsten Szenen zu lachen, durch kein Wort, keine Miene und Geberde Nahrung zu bieten. Nur zu leicht kann hier das an sich Hoherhabene und Einste im Zuschauer den Eindruck des Lächerlichen hervorbringen und das Heilige profanieren, wenn nicht umsichtige Vertheilung der Rollen, sorgfältiges Studium derselben und bühnengewandte Leitung dieser Gefahr vorbeugt. Ist aber diese Vorbedingung erfüllt, so wird eine gelungene Ausführung dieser Stücke auf gläubig gestimmte Zuhörer einen erhebenden Eindruck hervorrufen ähnlich einer begeisterten Lobrede auf der lieben Gottesmutter Macht und Güte.

Nun zur Besprechung der einzelnen Dramen:

**I. St. Marias letzter Tag.** Dramatische Legende mit Liedern in drei Aufzügen. Personen: Zehn Sprechende, außerdem vier Engel. Ort der Handlung: Jerusalem. Zeit: Um das Jahr 50 nach Christi Geburt, Scenerie: I. Aufzug. Freie Gegend in einer Vorstadt Jerusalems, am Abhange des Berges Zion. Ein ärmliches Haus mit verschlossener Pforte. II Aufzug. Wohnzimmer St. Marias. III. Aufzug. Weite Felsenhöhle mit Steinarkophag und Steinsitz. Legende. Aleona, des Hohenpriesters Kaiphas Waise, hat den Vater, der abgesetzt und verbannt Hand an sich gelegt, verloren. Verlassen und von den Anverwandten verstoßen, irrt sie stüchtig herum und findet, anfangs unerkannt, eine Zufluchtsstätte in Jerusalem bei der Witwe des christlich gewordenen und verarmten, auf Anstiften des Kaiphas gesteinigten Joseph von Arimathäa; noch ist die heilige Maria am Leben, Aleona wird ihr Schützling. Nach Empfang der heiligen Taufe will diese zu Maria zurückkehren, findet jedoch die heiligste Jungfrau als Leiche; die Apostel, Maria Magdalena und andere heilige Frauen besuchen Mariens Grab, finden Aleona dort entsetzt, das Grab ist leer, Engel verkünden die leibliche Aufnahme Mariens in den Himmel.

**II. Von St. Mariens Herzen.** Religiöses Schauspiel mit Liedern in einem Vorspiele und fünf Aufzügen. Neun Darstellerinnen. Ort: Bei und in dem herzoglichen Schlosse. Herzogin Edith hat eine Muttergottes-Statue mit einer goldenen Krone geziert. Ein Schutkind Mariens, Irmengard, kommt, um vor der Statue zu beten und die Hilfe Mariens zu erlangen: ihre Mutter ist ja krank, der Arzt, der helfen könnte, verlangt unerhörlichen Preis: da reicht wunderbar die Statue das goldene Kreuz dem bedrängten Mädchen hin, worauf diese eilig den Arzt holt und ihm zum Lohn das goldene Kreuz gibt. Die Sache wird bekannt, Irmengard wird des Diebstahls geziehen, ihre Erzählung, daß Maria ihr das Kreuz geschenkt, glaubt niemand. Schon soll das arme Mädchen seine Strafe — Verlust der rechten Hand — erleiden, da bittet sie, noch eher vor der Statue beten zu dürfen und wie sie dort kniet, reicht ihr die Statue auch die Krone vom Haupte — dies Wunder überzeugt alle von der Unschuld, das Mädchen ist gerettet.

**III. Der armen Seelen Mutter.** Religiöses Schauspiel mit Liedern in drei Aufzügen. 13 Darstellerinnen. Die Scenerie ist nicht so leicht: zuerst wird ein hübsches Zimmer im Schlosse benötigt, dann eine Waldgegend mit einem Felsen, vorn ein kleines Haus; gegen Schluß des ersten Actes soll man quer über die Bühne die Flammen des Fegfeuers sehen mit einem Wollensaum, inmitten der Flammen knieend die Gräfin von Kastro mit Eisenketten als arme Seele. Das ganze Stück hat einen durchaus düsteren Charakter es klingt wie ein Todesahnung des Verfassers.

Paula, die Tochter der Gräfin von Kastro, ist voll Bestürzung undummer: sie hat nämlich wahrgenommen, daß ihrer Mutter in den letzten Augenblicken etwas schwer aufs Herz drückte, ohne daß sie in stande war, durch Mittheilung das Herz zu erleichtern. Paula ist ernst bestrebt, hinter das Geheimnis zu kommen. Theilweise läßt die Schlossverwalterin Christine den

Schleier, indem sie mittheilt das himmelschreiende Unrecht, das dem Grafen von Waldenau widerfahren, der ungerecht verleumdet, zu Tode gefoltert worden sei -- dessen Gattin sei infolge der Verleumdung geblendet worden, deren Gut Waldenau sei ungerecht an den Grafen von Raistro gekommen. Paula erbittet sich von der heiligsten Jungfrau Maria Hilfe und Aufklärung und diese bewirkt kraft ihrer Fürbitte, daß vor Paulas Augen die Flammen des Fegfeuers lodern, mitten drinnen schmachtet die Gräfin, die ihrer Tochter mittheilt, sie büße, weil sie den gegen den Grafen von Waldenau ausgesprochenen Verdacht zu leicht geglaubt und leichtfertig weiter erzählt habe -- Paula solle alles gut machen, die geblendete Gräfin aufsuchen, ihr Waldenau zurückgeben und nicht rasten und ruhen, bis das Unrecht getilgt ist. Paula gehorcht mit Freuden, unter Führung der Mutter Gottes findet sie die so schwer gekränkte Gräfin und deren Tochter, sie erhebt alles; Gräfin von Waldenau überlebt das Ereignis nicht lange -- im Schlusstableau sieht man sie durch die Flammen des Fegfeuers gehen, um selbst verklärte auch die dort schmachtende Gräfin von Raistro aus dem Reinigungsorte zur Anschauung Gottes zu führen.

**Deutsch und Christlich.** Tragödie in fünf Acten von Ludwig Josef Bermanschlager. „St. Norbertus-Druckerei“ in Wien.

Ein wahrhaft classisches Stück, eine Perle katholischer Dichtung. Sprache, Anlage des Stückes, Verwicklung der Handlung, Lösung, alles ist gediegen. Jedermann wird das Stück mit steigendem Interesse lesen und gern wiederholt lesen. Die Aufführung wird zweifelsohne die Beschauer von Anfang bis zum Ende in gespannter Aufmerksamkeit erhalten. Gegenstand: Der römische Kriegstribun Clemens schleicht sich in das Zelt des Heerführers der Deutschen, ermordet diesen im Schlafe und führt dessen Frau und Tochter als Sclavinnen mit nach Rom. Die Tochter des Clemens ist Christin -- sie behandelt die beiden Sclavinnen aus fürstlichem Geblüte mit aller Liebe und Rücksicht, Hilba aber, die Gattin des ermordeten deutschen Fürsten, glaubt es ihrem Gemahle und den Göttern schuldig zu sein, Rache zu nehmen. Dieser widmet sie all ihr Sinnen und Trachten, sie beredet die eigene Tochter Irmgard, welche mit leidenschaftlicher Liebe an ihrer christlichen Herrin gegangen, diese durch Gift zu ermorden. Durch Fügung der Vorsehung mißlingt der Plan: Julitta verzehrt der Mordtäterin, diese wird nun auch Christin. Hilba faßt nach Mißlingen des ersten Versuches den Entschluß, nun dadurch Rache zu nehmen, daß sie Julitta als Christin denunciiert und die Häscher selbst ins Haus führt. Julitta wird gefesselt, offen aber bekennt sich auch Hilbas Tochter als Christin, sodas auch sie abgeführt wird. Beide Jungfrauen zeigen im Leiden großen Heldemuth; Hilba sieht das, sie erkennt, daß ihre Götter nichts seien, schwört ihnen ab, erklärt sich als Christin und ist bereit, die Bluttaufe zu empfangen. Rollen: Vier männliche, acht weibliche, Soldaten, Sclavinnen. Scenerie: Garten eines römischen Landhauses, ein Frauengemach, eine Säulenhalle mit dem Ausblick in einen Garten, Kerker.

**Antiochus.** Drama in drei Acten von Hans Eschelbach. Kösel in Rempten. 1897. 8°. 196 Seiten. Preis broschirt M. 1. = fl. --.60.

Antiochus, der Syrerkönig, durch die unglückliche Liebe zu einer Jüdin zum Tyrannen geworden, kühlt seine Rache im Blute vieler Tausende von Juden, die er vergebens zum Abfall zwingen wollte. Es werden uns dann die bewundernswürdigen Helden gestalten Eleazar, die sieben maccabäischen Brüder mit ihrer Mutter, Mathathias, Judas vorgeführt. Personen: 15 männliche, eine weibliche. Ort der Handlung: freier Platz vor Jerusalem, eine Gebirgsstadt, offener Platz im Gebirge.

**Clemens Hofbauer.** Dramatische Bilder in fünf Abtheilungen von P. Caspar Kuhn O. S. B. Kösel in Rempten. 1893. 8°. 64 Seiten. Preis broschirt 70 Pfg. -- 42 fr.

Wir lernen den jeigen Hofbauer kennen als Bäckergehilfen, als Studenten, als Priester. Doch mehr Lese- als zu wirklicher Aufführung geeigneter Stoff. Manche Ausdrücke sind doch zu derb.

**Blind vor Liebe.** Ein Weihnachtspiel für größere Mädchen. In drei Acten mit einem Vorspiel. Verlag der Erziehungs-Anstalt „zum guten Hirten“ in Linz. Preis: ein Almosen für das Institut. Acht sprechende weibliche Rollen, mehrere Frauen. Scenerie: Zimmer, Saal im kaiserlichen Palast, Weg durch ein Waldgebüsch, in den Katacomben.

Eine Mutter wartet zur Zeit der ersten Christen ihre Tochter besonders vor der Büge, indem sie ihr vor Augen stellt, was sie selbst ob einer Nothlüge gelitten, wie sie darob ihr Kind verloren und so großes Herzeleid erduldet. Einmal vergißt die Tochter der eindringlichen Warnung der Mutter, durch eine kleine Unwahrheit setzt sie sich den schwersten Verfolgungen aus, erträgt alle Leiden mit bewundernswerter Geduld, wird, nachdem sie den kleinen Fehltritt schmerzlich bereut, zur Martyrin. Das Stück ist voll edler, erhabener Gedanken, die Charakterzeichnung ist zutreffend, die Sprache schön; soll jedoch die Aufführung Erfolg haben, so bedarf es tüchtiger Kräfte, auch die Scenerie stellt ziemlich große Anforderungen.

**St. Fidelis von Sigmaringen.** Trauerspiel in vier Acten mit einem Vorspiel: Die Muttergottes von Secvis. Nach Motiven des P. Virgilius Angerer und anlässlich des 150. Jubiläums der Heiligsprechung des heiligen Fidelis bearbeitet von P. Ferdinand von Scala, Kapuziner. Mit Erlaubnis der Oberen. Jakob Luz in Lindau. 1897. 8°. 151 Seiten. Preis broschirt M. 1.— = fl. —.60.

Das Stück hat 27 männliche Rollen. An Scenerie wird erfordert: Eine Wirtsstube, ein Rathhaussaal, ein Kriegslager, ein Wald mit Hohlweg, freier Platz mit Kirche. Wie man sieht, ist das Schauspiel für eine große Bühne berechnet, auf die Beschauner muß es einen großen Effect bewirken. Der Gegenstand ist sehr interessant. Wir werden in das Gerieße der Reformatoren eingeführt: Lutherische Prädikanten hegen das Volk auf, dieses verwildert — die der Kirche Treugebliebenen schließen sich eng an den heiligen Fidelis, der sein Martyrium voraussagt und von den Ketzern überfallen, auch erleidet. Das Trauerspiel kann auch als nützliche Lectüre dem Volke empfohlen werden.

**Gloria in Excelsis Deo.** Zwanzig ein- bis vierstimmige, leicht ausführbare Kinderchöre als Gesangseinlagen zu lebenden Bildern und Weihnachtspielen für die christliche Jugend, componiert von Eduard Lampart, Hauptlehrer und Chorregent in Göggingen. L. Muer in Donauwörth. Quer-Octav. Einzelstimmen und Partitur.

Die Herausgabe dieser Chöre verdient alle Anerkennung. Weihnachtsspiele verlangen Lieder, in den meisten sind aber keine Musikbeilagen; das vorliegende Werk setzt jedermann instand, Lieder mit den Spielern einzüben. Die Kinderchöre sind textlich und musikalisch edel, doch in rhythmischer Beziehung und wegen der darin enthaltenen recitativ-ähnlichen Weisen nicht gar so leicht ausführbar, dafür aber, wenn gut eingeübt, sehr effectvoll. Begleitung durch Clavier oder Harmonium obligat, besonders eignen sich die Chöre für lebende Bilder: Paradies, Kains Versuchung, Verheißung an Abraham, Josefs Erhöhung u. s. w.

**Josef und seine Brüder.** Biblisch-historisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Rudolf Behre. Vierte, neu umgearbeitete und vielfach veränderte Auflage. Mit einer Musikbeilage. Regensburg, Pustet. 1893. 8°. 128 Seiten. Preis M. 1.20 = fl. —.72. 21 männliche Rollen. Krieger, Diener und Kinder.

Das Schauspiel behandelt die Geschichte des ägyptischen Josef nach seiner Erhebung zum Vizekönig bis zum Wiedersehen seines alten Vaters Jakob.

An Scenerie werden benötigt: im ersten Acte eine freie Gegend mit einem Zelte rechts im Hintergrunde; im zweiten Aufzuge ein dunkler Keller; im dritten eine schöne Halle mit offener Gallerie; im vierten und fünften Acte endlich wiederum eine freie Landschaft mit einem Landhause im Hintergrunde. Das Stück ist in lebhaftem Dialoge und spannend geschrieben mit guter Charakteristik der handelnden Personen.

**Die Königin Esther.** Biblisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Gebhard Treß. Kempten, Verlag der Joh. Kösel'schen Buchhandlung, 1893. 8°. 80 Seiten. Preis M. —.70 = fl. —.42

Aman, der böse, hochangesehene Günstling des Königs Assuerus, bemächtigt sich des königlichen Siegelrings und stellt gegen die Juden einen Blutbefehl aus. Esther, die Königin, erfährt vom geplanten blutigen Gemetzel, betet zu ihrem Gott und rettet ihr Volk. Aman, der Feindler, wird entlarvt und baumelt am Galgen, Mordechaius kommt zu Ehren.

Tendenz: Das Gesetz Jehovas leite dich. Das Schauspiel ist in Versen geschrieben. Die Rollen sind gemischt: 13 männliche, 3 weibliche Rollen und Statisten.

Für Pensionate und Convicte geeignet. Costüme nicht einfach.

**Die heiligen drei Könige.** Ein Weihnachtsspiel mit Gesang. Componiert von Wunibald Briem; Text von A. v. Berlichingen. Graz, Verlagsbuchhandlung „Styria“. 1891. 8°. 96 Seiten. Preis fl. —.60 = M. 1. —.

Ein Weihnachtsspiel mit großartiger Ausstattung, zahlreichem Personale und fesselnder, erhabener Darstellung, wofür schon Berlichingens Name spricht. Außer Maria, Josef und dem Jesukinde, nebst Gefolge der heiligen drei Könige und anderen Statisten kommen im Stücke 24 männliche Personen vor. Die heiligen drei Könige haben hier nicht die traditionellen Namen, sondern heißen Menzor, Sair und Theoseno, was beim ersten Durchlesen und wahrscheinlich auch bei der Aufführung etwas befremdend wirkt.

Scenerie: Erster Aufzug: freier Platz in der Zeltstadt des König Menzor; zweiter Aufzug: Thor von Jerusalem, dann Thronsaal des Herodes; dritter Aufzug: Krippenhöhle.

Für größere Bühnen mit gutem Erfolg verwendbar; setzt aber auch reifere Spieler voraus.

**Die heiligen drei Könige.** Schauspiel in fünf Aufzügen von Friedrich Eberzweiler S. J. Regensburg, Pustet. 1894. 8°. 120 Seiten. Preis M. 1. — = fl. —.60. Außer Maria mit dem Jesukinde 10 männliche Rollen und Statisten.

Wie der Verfasser selbst in seiner Vorrede bemerkt, ist seine Dichtung zunächst nur für gebildete Zuschauer und wohl auch Darsteller berechnet; doch kann sie vermöge geschickter Kürzungen, die wiederum vom Verfasser selbst angegeben werden, auch einfacheren Verhältnissen angepasst werden, was mit größter Freude zu begrüßen ist.

Scenerie: Ein Thronsaal im Palast des Königs Balthassar; ein Platz vor einem Thore Jerusalems; der Thronsaal im Palaste des Königs Herodes; ein Geheimcabinet in dem Palaste; eine Straße zwischen Jerusalem und Bethlehern mit Steinbank und Aussicht auf Bethlehem; zum Schlusse der Stall mit der Krippe.

**Der verlorene Sohn.** Biblisches Schauspiel in fünf Aufzügen von Gebhard Treß. Kempten, Verlag der Joh. Kösel'schen Buchhandlung, 1894. 8°. 108 Seiten. Preis broschirt M. —.70 = fl. —.42.

Die schlichte und doch ergreifende Parabel vom verlorenen Sohn ist vom Verfasser zu einem hübschen Schauspiel ausgearbeitet. Seth, durch schlechte Freunde dem väterlichen Hause entfremdet, zieht mit Chud, seinem bösen Dämon in die Ferne, treibt gewinnreiche Geschäfte, wird aber von Chud um sein ganzes Hab und Gut betrogen. Das übrige ist bekannt; Seth wird Schweinehirt und kehrt endlich von Reueschmerz durchbringen zum Vater zurück, von dem er jubelnd aufgenommen, als wiedergefundenes Kind gefeiert wird. Das Stück enthält 18 männliche Rollen und fünf Scenerien; im ersten Act ein Zimmer im väterlichen Hause; im zweiten ein anderes Zimmer in demselben; im dritten einen freien Platz an der Meeresküste, in der Nähe eine Schenke; im vierten einen Weierhof mit Schweinen, die aber ganz gut durch Abwesenheit glänzen können; im fünften Acte endlich ein freier Platz vor dem väterlichen Hause. Das Stück ist schön, spannend, leicht verständlich und für Gesellen- und Jünglingsvereine wärmstens zu empfehlen.

**Die Weizenähre.** Drama in fünf Aufzügen von G. F. Wien. 1869. Mayer & Comp. 8°. 116 Seiten. Preis fl. —.48 = M. .96.

Ein allegorisches Stück, das uns in großen Zügen Fall, Elend und Rettung der Menschheit vor Augen führt. Den Mittelpunkt der Handlung bildet die Weizenähre, welche ja die wunderbare Hülle bieten sollte für das allergrößte der Geheimnisse, die hh. Eucharistie, durch welche Gott die Menschheit von dem Falle bis zur Vereinigung mit ihm emporhob. Der Inhalt des Stückes ist in kurzen Worten folgender: Viertausend Jahre wird dies größte Wunder vorbereitet und dann erfüllt. Zu dieser Erfüllung wirken neben der Macht Gottes mit die Engel des Himmels und die Geschöpfe der irdischen Welt. Die Hölle stemmt mit aller Kraft sich dagegen, wird aber besiegt.

Im ersten Acte wird geschildert der Mensch unmittelbar nach dem Sündenfalle, das Bestreben der Hölle, ihn gänzlich zu verderben, die Verheißung der Engel, an das Weizenorn sich knüpfend. Im zweiten Acte die Enttäuschung der bösen Geister, Rettung und Opfer Noahs; im dritten Aufzuge die neue Bersunkenheit der Menschen, das Opfer Melchisedechs und die Verheißung an Abraham; im vierten Acte das Auftreten des Gottmenschen, die Einsetzung des heiligsten Altars sacramentes. Durch alle Aufzüge ziehen sich die verschiedenen Anschläge der bösen Geister auf den Menschen).

Die Auffassung des Stoffes ist großartig, manchmal zu hoch. Die Sprache ist rein, oft voll poetischer Schönheiten. Die Monologe sind oft sehr lange. Es treten auf: Der Gottmensch, Engel, Melchisedech, die Propheten Amos, Daniel, Jesaias, Jee, der Mensch, dann als allegorische Figuren Conscience (d. Gewissen), Epigastion, Hydalmion, Pyreion, Aetion als personifizierte Naturkräfte, Hesandus (d. Frevel), Homocida, Fastuosus, Luxuriosus, Lutosus, Mendax als feindliche Mächte. Scenerien: 1. Wildnis; 2. Berglandschaft (in Armenien); 3. Gegend in Chanaan; 4. Gegend am See von Tiberias; 5. Gegend bei Jerusalem. Das Stück kann sich nur eignen zur Aufführung in gebildeten Kreisen, etwa in Studienanstalten und Knabenseminarien.

**St. Johannes = Liebe.** Ein dramatisches Gedicht von Minnegast. Dingolfing, L. Ruffy. 1876. 8°. 106 Seiten. Preis fl. —.40 = M. .80

Behandelt die bekannte Scene, wie der heilige Apostel Johannes den Jüngling, den er selbst getauft und erzeuget, der aber während der Verbannung des Apostels zum Räuber geworden war, liebevoll aufsucht, an sein Vaterherz und in den Mutterschoß der Kirche wieder zurückführt. Neun männliche, drei weibliche Rollen; die Handlung spielt in Sardes und in der Wüste. Drei Aufzüge. Nur für reifere Jugend.

**Laurentius,** religiöses Schauspiel in sieben Aufzügen von F. Vogt Rempten, Köfel'sche Buchhandlung. 1893. 8°. 36 Seiten. Dreizehn männliche Rollen, Soldaten und Volk. Preis M. —.15 = fl. .27.

Das Stück behandelt den Tod des hl. Papstes Sixtus und das Martyrium des hl. Laurentius. Nach dem ersten Acte, der im Palaste des Stadtpräfecten Severus spielt und in dem uns die strengen Befehle des Kaisers betreffs der Christen, sowie der glühende Haß der Heiden gegen dieselben und zugleich ihre thörichten Fabeleien über Wesen und Cult des Christenthums vorgesührt werden, sehen wir in sechs schönen lebenden Bildern, denen je eine kurze dramatische Episode vorangeht, Leben und Martertod des hl. Laurentius an unseren Augen vorüberziehen. Im ersten Bilde Laurentius, Liebesgaben unter die Armen aus theilend, in den folgenden: die Verhaftung des Papstes Sixtus, die letzte Begegnung des Papstes mit seinem Diacon, Laurentius im Kerker, zu seinen Füßen ein befehrierter Soldat; Laurentius vor dem glühenden Rost, bereit zu sterben, endlich sein Begräbniß in den Katakomben; jedem Bilde ist ein entsprechendes Gesangsstück beigelegt. Schön, poetisch und erbauend, aber leider nicht für jede Bühne brauchbar und zwar aus dem Grunde, weil die technischen Anforderungen an die Bühne nicht ganz geringe sind. Scenerien: Prunkzimmer, eine Halle, ein dunkler Gang in den Katakomben, ein schattiger Platz vor der Stadt, ein finsterner Kerker, freier Platz vor einer Kirche.

**St. Josef.** Geistliches Schauspiel von J. Vogt. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. 1895. 8'. 32 Seiten. Preis broschirt M. —.35 = fl. —.21.

Dieses Stück ist, wie das vorausgehende, kein eigentliches Schauspiel, sondern eine Reihe lebender Bilder, denen hier je eine Declamation mit Gesang vorausgeht und die sechs an der Zahl, die Geburt Christi, Flucht nach Egypten, den zwölfjährigen Jesusknaben im Tempel, Stilleben in Nazareth, St. Josefs Tod und endlich seine Verklärung darstellen. Ein würdigeres Festspiel, z. B. auf den Tag des hl. Josef für Gesellenvereine, die ihn als Schutzpatron verehren, lässt sich schwer denken, zumal jede Bühne den technischen Anforderungen gerecht zu werden vermag.

**„Constantia“.** Dramatisches Schauspiel in drei Acten. Bonn, P. Hauptmann. Kl. 8°. 60 Seiten. Preis broschirt M. —.40 = fl. —.24.

Das Stück behandelt die Befehung der Tochter des Kaisers Constantin, Constantia und ihrer zwei Freundinnen. Es werden uns lebhaftige Bilder vorgeführt auf dem Hintergrunde des großen arianischen Streites, der damals alle Kreise in Athen hielt. Personen: Drei männliche, sieben weibliche. Scenerie: Frauengemach, freier Platz vor Constantins Palast, die Katakomben.

**Nikomedes** oder Römische Martyrer des ersten Jahrhunderts. Religiöses Schauspiel in vier Acten von J. Wejselind. Zweite umgearbeitete Auflage. Paderborn, Verlag von J. Esfer. 1891. 57 Seiten. Preis broschirt M. —.80 = fl. —.48.

Das Schauspiel führt auf das Martyrium des Priesters Nikomedes und der Jungfrau Felicula. Auch der Petronilla geschieht Erwähnung. Reparatus, ein im Herzen schon längst abgefallener Christ, war der Verräther. Schnöde und gemeine Habsucht war das Motiv der hässlichen That. Doch auch den Verräther trifft zuletzt ein Gnadenstrahl; er geht in sich, bereut die böse, abscheuliche That und Papst Clemens der Heilige nimmt den Reuigen wieder auf in die Christengemeinde. Die Handlung ist dem ersten christlichen Jahrhundert entnommen. Es kommen nur Männerrollen (17 Victoren, Christen) vor. Für ein Studenten-Convict wäre die Aufführung des Schauspielcs zweifelsohne ganz am Platz. Da hauptsächlich Soldaten und Christen handelnd auftreten, ist auch das Costüm einfach. Scenerie: Halle eines römischen Hauses, freier Platz außerhalb Rom, Gerichtshalle, Katakomben.

**Der heilige Willebold.** Historisches Schauspiel mit Gesang in drei Aufzügen von P. Caspar Kuhn. Zweite Auflage. Kempten, Jos. Kösel'sche Buchhandlung. 1896. Kl. 8'. Preis broschirt M. —.45 = fl. —.27. Siebzehn männliche Rollen, nebst Soldaten, Bauern etc.

Das Stück spielt theils im Rittersaale eines Schlosses, theils im Walde, theils in einer Schenkstube, zum Schlusse in einer Scheune. Es behandelt die Geschichte des Grafen Albert v. Calw, der seinen verschwollenen Bruder Willebold sucht und ihn endlich in einer Scheune als todt, von Räubern ausgeraubt und bittig wieder findet, nachdem gerade vorher die Räuberbande aufgehoben. Das Stück ist spannend, in lebhaftem Dialog geschrieben. Die Räubergestalten sind gute Photographien der Schiller'schen Räuber; Schillers Schusterle und Kuhns Schlechte mögen wohl Zwillingbrüder sein.

**Vioba.** Schauspiel in fünf Aufzügen von Paul Martin Fries. Kempten, Kösel'sche Buchhandlung. 1896. 8°. 60 Seiten. Preis broschirt M. —.60 = fl. —.36. Vierzehn weibliche Rollen.

Die Handlung spielt im Kloster Tauberbischofsheim, dessen Vorsteherin Vioba ist, und zwar theils in einem Arbeitssaale desselben, theils in einem Gartenzimmer, auch in einem Walde in der Nähe des Klosters. Das Stück sollte eigentlich „Thusnelda“ heißen nach der Heldin desselben; damit ist aber auch alles erschöpft, was etwa auszustellen wäre; es ist kraftvoll, edel und schön, kurz von hoher dramatischer Wirkung und verdiente wohl, vor anderem Quark im Repertoire einer stehenden Bühne einen sicheren Platz einzunehmen. Der Inhalt ist kurz folgender: Thusnelda, ein trozig-wildes Sachsenmädchen, Tochter des Herzogs Widukind, wird mit ihrer jüngsten Schwester Gisla dem Kloster

zur Erziehung übergeben; ein altes Drudenweib, in dem das ganze Sachsenvolk mit seinem glühenden Haß gegen die Franken und das Christenthum und seiner Anhänglichkeit an die alten Götter personifiziert erscheint; überredet Thusnelda mit Hinweis auf den bald ausbrechenden Aufstand zur Flucht, Thusnelda ist bereit, doch setzt ihr Gisla unbeugsamen Widerstand entgegen, was Thusneldens zu höchstem Zorn entflammte, derart, daß sie ihrer Schwester einen Dolch in die Brust stößt; über diese ihre unselige That verzweifelt, sucht und findet sie Trost und Hilfe bei Mutter Lioba und in den Lehren des Christenthums; sie empfängt die Taufe, nachdem sie bei einem Brande im Kloster die schönste Tugend, Feindesliebe, an ihrer Gegnerin Adelsgunde geübt und stirbt. Murina, die alte Drude, endet durch Selbstmord.

Ueber Costüme und Scenerie sind dem Stücke treffliche Anmerkungen beigegeben.

**Die heilige Philomene.** Christliches Schauspiel in drei Acten und einem Lebensbilde (mit einer Musikbeilage) von Dr. Julius Gapp. Rempten. Jos. Kößel'sche Buchhandlung. 1896. 8°. 48 Seiten. Preis broschirt M. —.45 = fl. — 27.

Philomene, die Tochter eines Königs, wird von Kaiser Diocletian zum Weibe begehrt, der in unreiner Begierde zu ihr entbrannt ist und nur unter dieser Bedingung ihren Vater im Kampfe gegen seine rebellischen Unterthanen unterstützen will. Philomene zieht aber die Jungfräulichkeit, die sie gelobt, der hohen Ehre, Kaiserin zu werden vor und stirbt den Martertod. Auf der Bühne geschieht aber sehr wenig, dafür wird umso mehr geredet, berichtet und mitgetheilt, was das Stück ziemlich fade macht und werden sich Spielerinnen und Zuschauer dabei langweilen und nach dem Ende sehnen. Sechs weibliche Rollen; Chor der Jungfrauen. Scenerien: Zimmer, Gefängnis und Katafomben.

**Kunegund.** Geschichtliches Drama in fünf Acten von Maria Michel Hostert. Rempten. J. Kößel'sche Buchhandlung. 1895. 8°. 160 Seiten. Preis broschirt M. 1. — = fl. — 60.

Die Fabel des Stückes ist bekannt: die heiligmäßige Kaiserin Kunegunde, die mit ihrem ebenso heiligen Gemahl, Kaiser Heinrich II. in keuscher Ehe lebte, wird von Feinden des Ehebruchs angeklagt. Kunegunde erweist ihre Unschuld durch ein Gottesgericht, indem sie unverletzt über glühende Pfingstscharen hinweg schreitet. Leider müssen gewöhnliche Vereinsbühnen auf dieses Stück verzichten, da es gemischte Rollen enthält und eine Umarbeitung, ohne das Stück geradezu ungenießbar zu machen, nicht möglich ist. Uebrigens werden auch an die Regie der Bühne sowie an die Begabung der Darsteller hohe Anforderungen gestellt.

Zwei und zwanzig männliche, acht weibliche Rollen, mehrere Edel Frauen, Soldaten und Volk.

Scenerien: Vorhalle des Schlosses, hell erleuchtetes Zimmer, Vorhof mit Seitenhalle, Wohnzimmer, Manzeizimmer, offenes Eingangsthor, Vorhalle des Domes.

**Genoveva.** Schauspiel in sechs Aufzügen von J. Anton. Paderborn. 1888. Verlag der Schöningh'schen Buch- und Kunsthandlung. J. Esser. 8°. 54 Seiten.

Christov v. Schmidts bekannte, schöne Erzählung ist von J. Anton hier mit dramatischem Geschick und Talent bearbeitet und es ist nur schade, daß das Stück für Gesellen- oder Jungfrauenvereine nicht brauchbar ist, weil es eben gemischte, männliche und weibliche Rollen hat, und eine Umarbeitung, ohne dem Stück den Todesstoß zu geben, unmöglich ist.

Acht männliche und zwei weibliche Rollen, Ritter, Dienern und Dienerrinnen. Costüme: Mittelaltlich, zum Theil Ritter- und Jagdcostüme.

Scenerie: Alterthümliches Gemach, Frauengemach, dunkles Gefängnis, Wald.

**Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung** von Barth. Panholzer, Präses. Vierte Folge. Augsburg, Aranzfelder 344 Seiten. 8°. Preis broschirt M. 1.60 = fl. — 96.

Dieser vierte Band enthält zwei Schauspiele, ein großes Oratorium und drei Operetten.

Das erste Schauspiel: **„Die Talente“** in drei Acten, achtzehn männliche Rollen, ist eine recht geistreiche, dramatische Ausführung der miteinander combinirten biblischen Gleichnisreden von den fünf Talenten und vom Weinvergepächter. Dieses erbauliche Stück kann ohne Schwierigkeiten auch auf kleineren Bühnen aufgeführt werden. - Das zweite: **„Paulus in Ephesus“**, religiöses Volkschauspiel in fünf Acten (Seite 55—114) mit dreizehn männlichen Hauptrollen, bringt die dreijährige apostolische Wirksamkeit des hl. Paulus in Ephesus im Anschlusse an die Apostelgeschichte, seine Bemühungen, Erfolge, Kämpfe, Vertreibung zur anschaulichen, erbaulichen und belehrenden Darstellung. Wenn die Bühnenscenerie und Darstellung auch keine besonderen Schwierigkeiten bietet, so stellt doch der Dialog in seinen kurzen Sätzen und häufigem Personenwechsel große Anforderungen an das Gedächtnis der Spielenden. Ein passendes Stück für Gesellenvereine etc. - Das dritte Stück: **„Das Ave Maria“**. Dramatisches Oratorium mit Declamation, Chören und Schaubildern in sieben Scenen (Seiten 120—162) ist ein großartiges, inhaltreiches, erbauliches Werk zur Verherrlichung Mariens, die nur im Schaubilde zur Darstellung kommt, während Declamation und Chor ihr Leben und ihre segensreiche Wirksamkeit für alle Stände, Berufsclassen und die ganze Welt schützen. Bei guter Aufführung wird das Oratorium von großem Erfolge sein. Diese dürfte aber nur auf größeren Bühnen und in größeren Orten, wo man über reichere Mittel, Sänger und Musiker verfügt und auch besonders gute Declamatoren hat, möglich sein.

Dem Stücke ist eine H.igabe, welche dasselbe in abgekürzter Form enthält, beigelegt. Wo die Musikalien zu haben sind, ist angezeigt. - Das vierte Stück dieses Bandes ist eine zweiactige religiöse Operette auf 42 Seiten mit zehn männlichen Hauptrollen, betitelt: **„Christinnus“** oder: **„Die erste Christenheit“**. Es bringt das Ringen und Siegen des Christenthumes in den ersten Jahrhunderten zur erbaulichen, herzerhebenden Anschauung. Recht geeignet für größere Bühnen mit hinreichenden musikalischen Kräften — Institute, Jünglingsvereine etc. - Das fünfte: **„Die Feuerprobe“** oder: **„Die drei Jünglinge im Feuerofen“** ist eine zweiactige biblische Operette mit neun männlichen Hauptrollen - ein geistvolles Stück mit schönen Bildern. Wo gute musikalische Kräfte zu erhalten, da mag sich eine treffliche Oper gestalten. - Dasselbe gilt von dem sechsten und letzten Stück dieses Bandes, von der 60 Seiten umfassenden, schönen, fünfactigen biblischen Oper: **„David, König in Israel“**, dessen thatenreiches Leben und Wirken in seinen Hauptmomenten zur lebensvollen, erbaulichen Darstellung gebracht wird. In dem schönen Stück herrscht recht viel Leben und Bewegung und schreitet die Handlung in raschem Tempo vorwärts. Wie bei allen Panholzer'schen Volksdramen sind auch bei denen dieses Bandes alle wünschenswerten Fingerzeige hinsichtlich der Bühne, Scenerie, Darstellung, Chöre, Tableaux etc. betreffenden Theils gegeben, und ist angezeigt, wo die nöthigen Musikalien zu haben sind. Auch gibt die jedem Stücke vorgedruckte Einleitung Aufschluß über Inhalt, Tendenz etc. desselben.

**Volksdramen zur Belehrung und Unterhaltung von Bartholomäus Panholzer.** Siebente Folge. Augsburg. 1877. Kranzfelder. 296 Seiten. 8°. Preis M. 1.60 = fl. —.96.

Mit diesem siebenten Bande seiner Volksdramen endet auch des verdienstvollen Verfassers literarische und segensvolle Thätigkeit zur Verdrängung der zahllosen glaubens- und kirchenfeindlichen und sittenlosen Bühnenstücke, und zur Verchristlichung und Veredelung von Bühne und Publicum. Wie alle sechs früheren Bände ist auch dieser siebente und letzte recht empfehlenswert; ob aber diese Art Volksdramen mit ihrem specifisch-religiösen und sittlich-gemessenen, durchgehends erstun Inhalt, viele Abnehmer und Spieler und durchschlagenden Erfolg in unserer leichtlebigen materialistischen Zeit finden werden, möchte ich stark bezweifeln. Gut wäre es, wenn allüberall das Publicum an dieser mehr

ernsten religiösen Kost mehr Geschmack finden würde. In Bezug auf Metrik und Reim kommen in allen Stücken der Panholzer'schen Muse manche Verstöße und Mängel vor und es fehlt ihr auch oft der höhere poetische Aufschwung, und geben manche Stücke auch zu sehr ein gewisses schülerhaftes, handwerksmäßiges Gepräge kund; desto höher und edler aber sind alle ihrem Inhalte und ihrer Tendenz, und vielleicht auch — was ich nicht zu beurtheilen wage — ihrer musikalischen Seite nach. Am besten haben mir gefallen: „Die Hirten von Bethlehchem“ im ersten Bande; „Joh, der fromme Dulder“ im dritten Bande; „David, König in Israel“ im vierten Bande; „Judith, die Heldin in Israel“; „Königin Esther“ und „Maria Magdalena“ im fünften Bande; „Bonifacius“ und „Jeremias, der Prophet des Herrn“ im sechsten, und endlich „Abraham, der Hirtenfürst“ und das hochpoetische: „Die Braut des Hohenliedes“ im siebenten Bande.

Dieser siebente Band enthält:

1. Drei Operetten, die auch als Schauspiele aufgeführt werden können: a) **„Abraham, der Hirtenfürst“**. Drei Acte, sieben männliche Rollen; Seite 1—42. b) **„Josef in Aegypten“**. Drei Acte, elf männliche Rollen; Seite 51—86. c) **„Tobias“**. Drei Acte, sieben männliche Rollen und Volkschor; Seite 92—124.

2. Das religiös-dramatische Spiel mit Dialog, Gesang und Schaubildern: **„Johannes auf Patmos“** in zwei Acten, sechs männliche Rollen und Chor und Nachspiel; Seite 128—152.

3. Das religiöse Schauspiel: **„Die Vorkehrung des Herrn“** in fünf Acten, elf männliche Rollen, Volkschor; Seite 153—204. Dieses Stück ist etwas schwer verständlich für gewöhnliche Zuschauer.

4. **„Die Knaben von Nazareth“**. Ein biblisches Schauspiel mit Gesang in zwei Aufzügen, neun Knabenrollen, Chor; Seite 210—238. Mann auch von Kindern aufgeführt werden, ist aber wohl etwas zu lehrhaft — ernst.

5. Drei Dratorien (S. 242—286), wovon die beiden ersten nebst Declamation und Gesang auch Schaubilder vorsehren. a) **„Das Salve Regina“** oder **„Maria die Königin“** in zehn Scenen. b) Das kurze, aber schwer verständliche symbolische Dratorium: **„Der Wegweiser“** in sieben Scenen und endlich c) das prächtige, poesievolle, genussreiche Dratorium: **„Die Braut des Hohenliedes“** in drei Abtheilungen. Schön für Frauenklöster, Pensionate etc.

## Pastoral-Fragen und -Fälle.

I. (Erfüllung der Osterpflicht.) Bezüglich der Osterpflicht wurden folgende Fälle zur Lösung vorgelegt, welche darin ihre Schwierigkeit zu haben scheinen, weil in der Diöcese A die Osterzeit von Aschermittwoch bis zum Dreifaltigkeitssonntage dauert, in der Diöcese B mit drei Wochen vor und drei Wochen nach Ostern abschließt. In dieser Voraussetzung nun handelt es sich um folgende Pönitenten:

1. Sedulus, wohnhaft in der Diöcese A, kommt um Pfingsten nach B, um dort seine Osterbeichte zu machen. Der Beichtvater verbietet ihm dies für die folgezeit, mit dem Bedeuten, daß er, falls er nochmals in B die Osterbeichte halten wolle, dies innerhalb der drei ersten Wochen nach Ostern thun müsse.

2. Tardus ist in umgekehrtem Falle. Er ist jeßhaft in B, besucht aber zu Pfingsten seine Verwandten in A und verrichtet dort seine Osterbeichte; der Beichtvater, der sieht, daß Tardus nicht gerne

an seinem eigenen Wohnorte beichtet, ladet ihn ein, alljährlich so zu verfahren.

3. Diligentius kommt am ersten Fastensonntag aus A nach B, um seine Osterbeicht zu machen. Später darauf aufmerksam gemacht, daß in B die Osterzeit noch nicht begonnen habe, geht er doch nicht ein zweitesmal während der Osterzeit zur Beicht.

4. Negligentius, wohnhaft in A, wallfahrtet um Maria Geburt nach B, und will dort seine Jahresbeicht ablegen. Vom Beichtvater getadelt, bekennet er, daß er alljährlich diese Wallfahrt zu machen pflege und dort seine Jahresbeicht ablege: woraufhin der Beichtvater, ohne weiter in ihn zu dringen, ihn absolviert. Ist in diesen Fällen recht gehandelt oder gefehlt und wie?

Lösung. Bevor an die eigentliche Lösung herangetreten wird, ist es nöthig, einige Vorbemerkungen zu machen: 1. das kirchliche Gebot hat nicht gerade für die Beicht die österliche Zeit bestimmt, sondern beschränkt sich für diese auf die Bestimmung, daß alljährlich wenigstens einmal gebeichtet werde. 2. Bezüglich der Beicht wird auch kein bestimmter Ort, noch ein bestimmter Beichtvater vorgeschrieben. Wenn es auch heißt, „dem verordneten Priester“ sei zu beichten: so ist das nach der jetzt herrschenden Praxis und kirchlichen Bestimmung so zu verstehen, daß die Beicht bei jedem approbierten Priester abgelegt werden kann; selbst außerhalb der Diocese kann sie, praktisch gesprochen, abgelegt werden. (Alph. I. 6 n. 564 Lkl. Theol. mor. I, n. 1205.) 3. Anders jedoch ist es mit der heiligen Communion: diese ist für die Osterzeit vorgeschrieben, und zwar muß sie in der Pfarrkirche empfangen werden, wenn nicht der Pfarrer oder Bischof eine andere Erlaubnis erteilt oder etwa local eine freiere Gewohnheit schon rechtskräftig geworden sein mag. (S. Alph. lib. 6 n. 300, Lkl. Theol. mor. I n. 1206.)

Hieraus ergibt sich, daß die Einhaltung der Osterzeit nicht maßgebend ist für die Beicht an und für sich, sondern nur insofern sie als nothwendige Vorbereitung der Ostercommunion anzusehen ist. (Lkl. Theol. mor. I, n. 1202.) Da aber in den vorgelegten Fällen wahrscheinlich nicht nur die Beicht, sondern Beicht nebst Communion gemeint ist, so soll bei der Beantwortung auf beide Rücksicht genommen werden.

Wird also der Empfang der heiligen Communion bei Nennung der Beicht in den vorgelegten Fällen mit eingeschlossen, so bedarf es noch einer kurzen Feststellung über die Fragen: 1. welches für die Betreffenden die zuständige Pfarrei sei; 2. wie die Osterzeit und deren Dauer beurtheilt werden müsse.

Betreffs der zuständigen Pfarrei: muß gesagt werden, es sei diejenige, in welcher der Betreffende seinen Wohnsitz oder seinen ständigen Aufenthalt habe. Nur diejenigen, welche gar keinen Wohnsitz haben, die sogenannten vagi können überall communicieren; Fremde am Orte ihres zufälligen Aufenthaltes nur dann, wenn sie innerhalb

der Osterzeit in ihrer eigenen Pfarrei nicht oder nicht leicht communicieren können. S. Alph. lib. 6 n. 240 und 300.

Betreffs der Osterzeit ist zu bemerken, daß diese nach gemeinlichem Recht nur von Palmsonntag bis Weißen Sonntag sich erstreckt; jede weitere Ausdehnung ist locale Vergünstigung, gilt also nur an Ort und Stelle zunächst für die dort Domicilierten, dann auch für die vagi und diejenigen Fremden, welche nach dem oben Gesagten in der Fremde ihre Ostercommunion empfangen dürfen.

Nach diesen Bemerkungen ist die Antwort auf die vier verschiedenen Fälle leicht.

1. Sedulus ist noch in seinem Rechte, wenn er erst Pfingsten seine Osterpflicht erfüllen will; er kann daher auch in der Fremde in B beichten, wenn er nur an seinem Wohnorte A bis zum Dreifaltigkeitsfeste communiciert. Communicieren kann er aber zur Erfüllung seiner Osterpflicht überhaupt nicht in B, falls er nicht die Erlaubnis seines Pfarrers oder Bischofs hat; hat er diese, dann genügt er der Osterpflicht auch noch um Pfingsten in B, obgleich dort die Osterzeit vorbei ist; denn es gilt dann, als ob er in seiner Pfarrei communiciert habe, dort aber dauert die Osterzeit bis über Pfingsten. Der Beichtvater hat also die Handlungsweise des Sedulus nicht richtig beurtheilt.

2. Tardus, weil wohnhaft in B, ist gehalten vor Ablauf der drei Wochen nach Ostern seine Osterpflicht zu erfüllen. Abgesehen also davon, daß er nicht eigenmächtig in der Fremde in A seiner Osterpflicht, d. h. des Empfanges der heiligen Communion, genügen kann, hat er sich veründigt, wenn er Beicht und Communion bis Pfingsten hinausshob; ja er müßte, selbst wenn er die Erlaubnis erhielte, in A zu communicieren, dies dennoch vor Pfingsten, d. h. bis zum dritten Sonntag nach Ostern, thun. Sonst steht dem Umstande, daß er in A beichtet, nichts entgegen. Der Beichtvater konnte also das Verfahren des Tardus nicht billigen, sondern mußte ihn einladen, in der Folgezeit wenigstens früher Beichte halber herüberzukommen, damit er in der für ihn legitimen Zeit die heilige Communion empfangen, und zum Empfange in der Fremde sich die Erlaubnis hole. Gleichwohl ist die Nicht-Einhaltung der Pfarrkirche als Ort der Communion, wenn nur das eine- oder anderemal, kaum eine schwere Versündigung.

3. Betreffs des Diligentius stand theoretisch nichts im Wege, daß er in der Fremde seine Beicht ablegte. Hätte er nach dieser Beicht sich in seine Heimat begeben, um dort zu communicieren, so wäre alles in vollster Ordnung. In B konnte er aber nicht eigenmächtig communicieren, besonders weil das nicht der für ihn vorgeschriebene Ort der Ostercommunion ist. Hätte er Erlaubnis gehabt, dann hätte er auch in B, obgleich dort die Osterzeit noch nicht begonnen, der Osterpflicht genügt, weil die Communion als in A

verrichtet wäre angesehen worden und dort die Osterzeit schon begonnen hatte. Doch auch so hat Diligentius sich einer schweren Verletzung des Kirchengebotes nicht schuldig gemacht, wenn er nur dies einmal so handelte. Nachträgliche Gutheißung des Pfarrers könnte ihn von jeder Pflicht, noch einmal innerhalb der Osterzeit zu communicieren, entbinden. Doch darf nicht jemand von vorneherein auf eine solche Gutheißung hin außer der Pfarrkirche seine Osterpflicht erfüllen wollen, es sei denn, er sei eventuell bereit, falls der Pfarrer die Gutheißung verweigert, noch einmal zu communicieren.

4. Dafs Negligentius sich schwer gegen das Kirchengebot verjündigt habe, liegt auf der Hand, und zwar in mehr als einer Hinsicht 1) in der Versäumung der rechtmässigen österlichen Zeit, 2) in gewohnheitsmässiger und eigenmächtiger Nicht-Einhaltung des vorgeschriebenen Ortes. Dafs der Beichtvater dies ruhig hingehen ließ, war Unrecht von seiner Seite.

Exacten (Holland).

Prof. Aug. Lehmkuhl J. S.

**II. (Bernünftige oder scrupulöse Beobachtung der Gesetze.)** Zweck der Gesetze ist, dem Wohl der menschlichen Gesellschaft zu dienen. Das gilt vom Naturgesetz, vom göttlich geoffenbarten Gesetz und von den Gesetzen der Kirche. Aber sonderbar! Nicht selten scheinen die Gesetze zu schaden, statt zu nützen. Wir sehen da einen Scrupulanten, welcher über allerlei kirchliche Decrete stolpert und hierdurch seine priesterliche Wirksamkeit brach legt. Wir sehen einen jungen Kaplan, welcher mit seinem alten Pastor in Streit geräth, weil er glaubt, dafs derselbe diese oder jene kirchliche Bestimmung außeracht lasse. So verkehrt sich der Segen der Gesetze in Unsegen. Aber die Schuld liegt nicht an den Gesetzen, sondern an der fehlerhaften Anwendung derselben, insbesondere an der einseitigen Beobachtung eines Gesetzes auf Kosten eines anderen. Wir wollen versuchen, dies an einzelnen Beispielen zu zeigen.

1. Nicht selten täuscht man sich über den wahren Inhalt eines Gesetzes. In manchen Gegenden ist es Gebrauch, in der heiligen Messe beim Eingießen des Wassers sich eines Löffelschens zu bedienen. Einigen schien das bedenklich. Sie fragten in Rom an, und erhielten, wenn wir nicht irren, zur Antwort: „*Serventur rubricae*“. Nun meinte man, das Löffelschen sei hiermit verboten. Sollte dem wirklich so sein? Uns scheint das nicht. Die Rubriken enthalten unseres Wissens nichts über das Löffelschen, weder für dasselbe, noch gegen dasselbe. Demnach scheint uns jenes Decret kein Verbot des Löffelschens zu enthalten, sondern nur dieweisung, dafs man die vorhandenen Rubriken beobachte, dafs man dagegen frei sei in jenen Dingen, über welche die Rubriken schweigen, z. B. also im Gebrauch oder Nichtgebrauch des Löffelschens.

Von gröfserer praktischer Tragweite ist folgender Fall: Ein Scrupulant will stets aufs neue seine früheren Sünden beichten,

aus Furcht, er möchte die eine oder die andere Sünde noch nicht richtig gebeichtet haben. Oft beruht diese Furcht auf Unkenntnis der vorhandenen Rechtsnormen. Das Beichtkind weiß nicht, dass in jeder Beicht, wenigstens indirect, alle schweren Sünden, auch die etwa vergessenen, nachgelassen werden, wenn man nur aufrichtig gebeichtet und seine Sünden im allgemeinen bereut hat. Wäre dem nicht so, und wäre es probabel, dass irgend eine schwere Sünde noch auf dem Herzen lastete, dann müsste freilich diese Sünde noch gebeichtet werden, weil es sich alsdann um möglichste Sicherstellung des ewigen Heiles handelte, und weil in diesem Fall der Tutorismus befolgt werden müsste. So aber handelt es sich bloß um Erfüllung der Pflicht, alle schweren Sünden direct der Schlüsselgewalt der Kirche zu unterbreiten. Bei Erfüllung dieser Pflicht aber darf der Probabilismus zur Anwendung kommen. Wenn es daher aus Gründen für und wider zweifelhaft ist, ob eine schwere Sünde früher einmal gebeichtet war oder nicht, so liegt keine Pflicht vor, dieselbe nochmals zu beichten. Scrupulanten gegenüber wird es sogar rathsam sein, ein solches Wiederholen streng zu verbieten.

Verwandt ist ein anderer Fall: Es schuldet jemand eine Summe. Nun hat er einen recht wichtigen positiven Grund dafür, dass er dieselbe gezahlt hat; Gewissheit aber besitzt er nicht. Infolge dessen ist er unruhig; die ganze Summe noch einmal zu bezahlen, scheint ihm zu hart. Auf der anderen Seite aber beunruhigt ihn das Rechtssprichwort: „*Obligationi certae non satisfit per solutionem dubiam.*“ Auf Grund dieses Satzes, so meint er, müsse er doch wohl die ganze Schuld noch bezahlen. Er irrt sich. Denn es liegt keine obligatio certa vor, sondern nur eine obligatio hie et nunc dubia, quae quidem fuit aliquando certa. Andererseits handelt es sich auch nicht um eine von ihm vorzunehmende solutio dubia, sondern um eine solutio certa. Mit anderen Worten: Für eine vielleicht nicht mehr existierende Forderung soll er sein sicher gutes Geld hingeben. Das aber scheint uns zu viel verlangt. Es scheint uns innerlich und äußerlich genügend probabel, dass eine Schuld, für deren geschehene Zahlung man positive Gründe hat, nicht mehr gezahlt zu werden braucht. Der Grundsatz: „*Obligationi certae non satisfit per solutionem dubiam*“ mag seine volle Anwendung finden für das forum externum; d. h.: Wenn der Kläger bewiesen hat, dass die Schuld zur Existenz gelangt war, wenn der Beklagte dagegen die geschehene Zahlung zwar wahrscheinlich machen, aber nicht streng beweisen kann: Dann muß der Richter den Beklagten zu nochmaliger Zahlung verurtheilen. Für das forum internum aber kann man sich leichter für entpflichtet halten, und wir möchten hier jenem obigen Satz den andern substituieren: „*Obligatio dubia non potest exigere solutionem certam.*“

2. Mitunter will man ein Gesetz beobachten, über-  
sieht aber, dass dasselbe durch einen entgegenstehenden

anderen Rechtsatz, insbesondere durch *desuetudo* beseitigt ist. — Gesezt, ein junger Pfarrer findet in der Pfarrbibliothek, welche er von seinem Vorgänger ererbt hat, die Werke Döllingers. In der Absicht, voll und ganz die kirchlichen Bücherverbote zu beobachten, beseitigt er dieselben, auch jene, welche Döllinger vor seinem Abfall geschrieben. War der Pfarrer hierzu verpflichtet? Es scheint uns nicht. Nach den älteren Bestimmungen des Index waren allerdings alle Bücher von Häretikern verboten, auch solche, welche von ihnen noch in katholischer Zeit geschrieben waren. Nach den neueren Bestimmungen fallen die letzteren nicht mehr unter das Verbot. Man darf auch wohl kühn behaupten, daß das Verbot in diesem Umfange bereits vor Erlass des jüngsten Decrets in *desuetudinem* gerathen war.

3. Zu beachten ist auch, ob nicht etwa der Zweck des Gesetzes vollständig geschwunden ist. — Ich erinnere mich, gelegentlich auf eine alte Bestimmung gestoßen zu sein, nach welcher der Gebrauch des Schnupstabes in der Kirche während des Gottesdienstes bei Strafe der Excommunication verboten war. Weshalb? weil man damals unmittelbar vor dem Gebrauch den Schnupstabaß mit einer Reibe bearbeitete, und weil diese Hantirung ein störendes Geräusch verursachte. Von einer fortdauernden Geltung dieses Verbotes kann gegenwärtig auch schon aus anderen Gründen die Rede nicht sein. Aber der ganze Zweck desselben, und damit zugleich seine Geltung, war wohl schon damals beseitigt, als man die Reibe nicht mehr gebrauchte und in der heutigen Weise den Schnupstabaß fertig bei sich trug.

4. Ein weiterer Fall, daß ein Gesetz seine Kraft verliert, und somit irrthümlich noch als geltend betrachtet wird, ist jener, daß das Gesetz durch veränderte Umstände gemeinschädlich (*communiter nociva*) geworden ist. — Als der hl. Franz Xaver nach Japan kam und unter anderen Gebeten auch die Allerheiligen-Vitane einführte, und zwar auf lateinisch, da stießen sich die Japanesen an dem Worte: „Sancte“. Dasselbe hatte nämlich in der japanesischen Sprache eine obscöne Bedeutung. Der Heilige trug nun kein Bedenken, das „sancte“ durch „beate“ zu ersetzen. Ein Scrupulant hätte vielleicht nicht gewagt, ein kirchliches Gebet derart abzuändern.

Gesezt ein preußischer Gymnasiast beichtet, er sei am Gymnasium gezwungen, Bücher zu lesen, welche unter die kirchlichen Bücherverbote fallen. Der Beichtvater untersagt ihm unbedingt den Gebrauch dieser Bücher. Handelt der Beichtvater recht? Es scheint uns nicht. Falls nämlich der Gebrauch solcher Bücher von den Schulbehörden gefordert wird, so kann niemand auf dem Gymnasium bestehen, ohne dieselben zu gebrauchen. Da ferner niemand in Preußen als Diöcesanpriester angestellt werden kann, welcher nicht an einem preußischen Gymnasium das Abiturienten-Examen gemacht hat, so

würde die Beobachtung jenes Bächerverbotes bewirken, daß der Nachwuchs des Diöcesan=Clerus aufhörte. Das wäre aber sicher eine Wirkung, welche als *communiter nociva* erschiene. Zu den Rechtsnormen gehört aber nicht bloß jenes Bächerverbot, sondern auch der weit höhere Grundsatz, daß ein Gesetz seine Kraft verliert, sobald und insoweit es *communiter nociva* wird. Man könnte zwar einwenden, die einzelnen Gymnasiasten sollten sich dispensieren lassen von jenem Bächerverbot, oder die Bischöfe könnten eine allgemeine Dispens erteilen. Wir glauben jedoch, daß es dessen nicht bedarf, da eine vernünftige, allseitige Anwendung der schon bestehenden Rechtsnormen von Seiten des Beichtvaters bereits genügende Abhilfe leistet mittelst des Grundsatzes, daß ein Gesetz insoweit seine Rechtskraft verliert, als es *communiter nociva* wird.

5. Sehr häufig kann es vorkommen, daß eine Rechtsnorm an und für sich (*ipso jure*) zwar in keiner Weise durch *desuetudo* oder sonstwie entkräftet ist, daß aber ihrer Anwendung im einzelnen Fall aus besonderen Gründen (*ope exceptionis*) ein Hindernis entgegensteht. Ganz besonders ist hier der Grundsatz zu berücksichtigen: „*Lex positiva non urget cum incommodo relative magno*“. Wir meinen: „*Lex positiva*“ im Gegensatz zur *lex naturalis*, nicht im Gegensatz zur *lex negativa*. Die Bedeutung des Satzes ist, daß der menschliche Gesetzgeber nicht zur Beobachtung seiner Gesetze verpflichtet will für jene Fälle, in welchen diese Beobachtung mit großen Mißständen verbunden wäre. Das „*relative magno*“ aber ist zu verstehen im Verhältnis zur größeren oder geringeren Wichtigkeit und Strenge des betreffenden Gesetzes.

Ungemein häufig findet dieser Grundsatz seine Anwendung. So verpflichtet z. B. das Gebot, Sonntags die heilige Messe zu hören, nicht, falls man einen sehr weiten Weg machen müßte, um zur Kirche zu gelangen. So verpflichtet auch das Fastengebot nicht, wenn man schwere Arbeiten zu verrichten hat. — Diese Anwendungen unseres Satzes sind allen geläufig. Aber auch in anderen Fällen möge man ihn anwenden, und mögen namentlich *Scrupulanten* ihn anwenden, oder doch auf sich anwenden lassen. Da gibt es z. B. *Scrupulanten*, welche durch das Breviergebet in allerlei Klengstlichkeiten und Aufregungen versetzt werden; dies kann so weit gehen, daß man ihnen erklärt, sie seien zum Breviergebet gar nicht verpflichtet; und daß der Beichtvater ihnen dasselbe gänzlich verbieten kann. (Lehmkuhl II. Nr. 637 in fine). — Es kann vorkommen, daß ein *Reconvalescent* wohl entweder das Brevier beten oder die Messe lesen kann, daß aber beides vereinigt seine Kräfte überstiege. Nun ist zwar das Breviergebet eine Pflicht, das Lesen der heiligen Messe für gewöhnlich nicht. Man könnte also versucht sein, zu entscheiden, daß der *Reconvalescent* verpflichtet sei, die Messe zu unterlassen, um das Brevier zu beten. Diese Entscheidung wäre jedoch unrichtig. Denn das Unterlassen der heiligen Messe wäre ein so

großes Opfer, daß es nicht die Meinung der Kirche ist, mit ihrem positiven Gebot des Breviergebetes ein solches Opfer zu fordern. (Lehmkuhl II. Nr. 638. IV. 3) — Die Kirche verpflichtet ferner zum jejunium sacramentale. Wenn aber der Priester aus Versehen vor der heiligen Messe etwas genossen hätte, und wenn es Aergernis gäbe, falls er die Messe unterließe, so darf und muß er, ohne nüchtern zu sein, celebrieren; denn das positive Kirchengebot des jejunium muß dem stärkeren natürlichen Gebot, kein Aergernis zu geben, weichen. — Gesezt, ein Laie kniet bereits an der Communionbank und erinnert sich erst jetzt, daß er nicht mehr nüchtern ist; darf er die Communion empfangen? Ja! Denn das positive Kirchengebot verpflichtet ihn nicht, sich der Beschämung auszusetzen, welche das plötzliche Verlassen der Communionbank mit sich brächte.

Machen wir noch weitere Anwendungen! Ein junger Priester kommt an den Altar und blättert lange im Meßbuch, um die richtige Messe zu finden. Würde er nicht besser thun und sich kurz resolvieren, um die Messe de communi zu lesen, statt die Ungeduld des ganzen Publicums zu erregen? — Gesezt, ein Pfarrer wird in einer Gemeinde angestellt, in welcher bisher während des Hochamtes, den Rubriken entgegen, deutsche Lieder gesungen wurden. Der Pfarrer verbietet dies alsbald und hält zum Aergern der Gemeinde nur eine stille Messe, weil der Chor den lateinischen Choral nicht singen kann. Wäre es nicht mehr dem Geiste der Kirche entsprechend, wenn er einstweilen fortführe, wie sein Vorgänger es gehalten hat? — Es ist verboten, daß man neu consecrirte Hostien zu den schon vorhandenen älteren schüttet, damit nicht einige der letzteren zu alt werden. Nun existiert in einer armen Pfarrei nur ein Ciborium. Es waren in demselben noch etwa 100 Hostien; der Pfarrer aber glaubte, es seien nur ganz wenige; er consecrirte also auf dem Corporale 100 neue. Beim Austheilen der heiligen Communion bemerkt er seinen Irrthum; und da nur wenige Leute communicieren, so behält er neben den 100 neuen Hostien noch fast 100 alte zurück. Was jetzt thun? Die sämmtlichen alten zu consumieren, ist unthunlich. Es erübrigt also nichts anderes, als daß er, der positiven Vorschrift zuwider, neue und alte Hostien zusammen im Ciborium aufbewahrt. Natürlich wird er suchen, den Zweck des Gesetzes, auch in diesem Falle möglichst zu erreichen; er legt also die älteren Hostien zu oberst und sorgt, daß sie innerhalb der vorschriftsmäßigen Zeit möglichst ausgetheilt oder consumiert werden; und wenn es irgendwie möglich ist, sorgt er, daß alle, die alten und die neuen Hostien, so rasch consumiert werden, daß die Zeit, selbst für die alten, nicht zu lang wird. — Der eifrige Rector eines Frauenklosters will aufs pünktlichste alle kirchlichen Decrete beobachten. Er läßt also den Schlüssel zum Tabernakel nicht in der Sacristei, unter dem Gewahrjam der Schwester Sacristanin, zurück, sondern nimmt ihn stets mit sich

nachhause. Seine Wohnung liegt aber mindestens eine halbe Stunde vom Kloster entfernt. Nun geschieht es wiederholt, daß fremde Priester ins Kloster kommen und in Ermangelung des Tabernakelschlüssels die Communion nicht austheilen können, wenn dieselbe von ihnen verlangt wird. Es kommt sogar vor, daß ein Kranker ohne Wegzehrung stirbt, weil zwar ein Priester, aber kein Tabernakelschlüssel zur Hand ist. Handelt jener Rector mit seiner strengen Beobachtung der kirchlichen Decrete richtig? Wir glauben nicht. Wir möchten vielmehr der Meinung sein, daß er gegen den Geist der Kirche handelt.

6. Der Grundsatz: „*Lex positiva non urget cum incommodo relative magno*“, findet eine fernere besondere Anwendung darin, daß der Einzelne nicht verpflichtet ist, ein kirchliches Decret zu beobachten, wenn dasselbe sehr allgemein nicht beobachtet wird, die Obern aber dies geschehen lassen. Kann dieses Geschehenlassen von Seiten der zuständigen Obern so ausgelegt werden, daß sie die fernere Geltung des Gesetzes nicht wollen, so ist einleuchtend, daß das Gesetz in Zukunft nicht weiter verpflichtet. Es kann aber auch sein, daß die Obern die gänzliche Beseitigung des Gesetzes nicht beabsichtigen, dagegen aus guten Gründen die Beobachtung desselben einstweilen nicht urgieren. Auch in diesem Fall ist der Einzelne zur Beobachtung nicht verpflichtet. Falls nämlich sonst niemand das Gesetz beobachtet, so würde es hart sein, wenn der Einzelne dasselbe beobachten müßte und dadurch vielleicht als Sonderling erschiene; denn „*lex positiva non urget cum incommodo relative magno*“. — Zur Illustration könnte nachstehender Fall dienen. Wenn die heilige Communion zu Kranken gebracht wird, sollte der Priester ein Velum tragen. Gesezt nun, in einer Gegend geschähe dies allgemein nicht. Was sollte der Einzelne nun thun? Er wird unseres Erachtens am richtigsten handeln, wenn auch er das Velum fortläßt; das Gegentheil würde auffällig erscheinen, vielleicht gar als stillschweigender Vorwurf für die übrige Geistlichkeit angesehen werden. — Argendwo ist es allgemein Brauch, daß bei Austheilung der heiligen Communion das „*Domine non sum dignus*“ auf Deutsch gesagt wird. Soll nun ein auswärtiger Priester, welcher auf der Durchreise die Communion zu spenden hat, diesem Gebrauch sich fügen? Wir glauben entschieden, daß er es soll.

Anders freilich liegen die Dinge, wenn von oben herab neuerdings auf Beobachtung der betreffenden kirchlichen Vorschrift gedrängt wird. Falls z. B. die Obern darauf dringen, daß die Hochämter vollständig, und nicht nur halb, gesungen werden, dann soll, so scheint uns, der Einzelne von ganz außerordentlichen Fällen etwa abgesehen) jener Weisung der Obern und nicht jenem herrschenden Gebrauche folgen.

Würden nur alle Scrupulanten, welche stets mit den kirchlichen Decreten sich abquälen, immer den Grundsatz sich vor Augen

halten: „*Lex positiva non urget cum incommodo relative magno*“, dann würden sie sich manche Sorgen ersparen und weit segensreicher wirken.

7. Eine der wichtigsten Anwendungen des eben genannten Grundsatzes ist die, daß ein kirchliches Decret oft nicht beobachtet sein will, wenn durch Beobachtung desselben die Liebe verletzt würde, oder eine Entfremdung der Gemüther einträte. — Gesezt, ein alter Pfarrer hat zufällig nichts gehört von der Bestimmung, daß vor ausgeſeztem Sacrament die heilige Communion nicht ausgetheilt werden soll. Nun erhält er einen jungen Kaplan, welcher sehr eifrig ist in Beobachtung aller kirchlichen Decrete. An einem Festtage muß der Kaplan die Messe lesen, in welcher das Allerheiligste ausgeſezt ist, und sehr viele Leute communicieren wollen. Die Leute kommen, wie sie es bisher gewohnt waren, während das Allerheiligste ausgeſezt ist, an die Communionbank. Zu ihrer Verwunderung aber theilt der Kaplan die Communion nicht aus. War das richtig gehandelt? Wir glauben entschieden nein! Seine Handlungsweise würde in den meisten Fällen zu einem Zerwürfniß mit dem alten Pfarrer, oder doch zu einer Entfremdung führen. Wir können aber sicher annehmen, daß die Kirche unter solchen Umständen die Beobachtung ihres Verbotes nicht fordert, ja, nicht einmal wünscht. Möchte der Pfarrer auch objectiv fehlen durch Nichtbeobachtung jenes Decretes: subjectiv wird er in bona fide gewesen sein. Der Kaplan konnte ihn in bescheidener Weise vielleicht auf jenes Decret aufmerksam machen; so eigenmächtig aber den bisherigen Gebrauch ändern, das hieße das Ansehen des Pfarrers bloßstellen und das schöne Einvernehmen stören. Denkbar wäre es sogar, daß der Pfarrer auch objectiv im Rechte wäre, aus besonderen Gründen in seiner Pfarrei einstweilen von Beobachtung jenes Decretes abzusehen.

Es soll hiermit nicht gesagt sein, daß ein Kaplan sich jedem beliebigen Mißbrauch conformieren müsse, z. B. dem Mißbrauch, daß bei der heiligen Messe Hostien verwendet würden, welche schon viel zu alt wären. Vielmehr ist stets zu prüfen, wie groß das incommodum ist, welches die Beobachtung eines Decretes mit sich bringt; es ist zu prüfen, ob die Beobachtung mehr nützt, als schadet. Wenn der Schaden im einzelnen Falle vorwiegt, dann wird man annehmen können, daß die Kirche die Beobachtung nicht wünscht.

8. Unter dem eben berührten Gedanken können wir auch den Fall der Epikieia unterbringen. — Es ist Vorschrift, wie schon bemerkt, daß man nicht alte und neue Hostien im Ciborium zusammenschütten soll. Hätte man nun bloß eine alte Hostie noch übrig und wünschte man das alte Ciborium zu purificieren, so würde schwerlich ein Bedenken obwalten, diese eine alte Hostie oben auf die neuen zu legen, so daß man sie bei der nächsten Gelegenheit zuerst austheilte. Zwar würde dann nicht der Buchstabe des Gesetzes

beobachtet; aber der Zweck des Gesetzgebers würde erreicht, daß nämlich keine Hostie zu alt würde.

Wir setzen bei diesem Falle natürlich voraus, daß jene eine Hostie nicht consumiert werden konnte, etwa weil die Austheilung außer der Messe geschah und der Priester nicht mehr nüchtern ist. In diesem Falle müßte er dann selbstverständlich die ablutio, mit welcher er das Ciborium purificiert hätte, aufbewahren, um sie am andern Tage in der Messe zu nehmen.

9. Wichtig zur vernünftigen Beobachtung der Gesetze ist auch der Satz: „*Obligatio positiva urget semper sed non pro semper*“. *Obligatio positiva* wird hier der *negativa*, nicht der *lex naturalis* oder der *positiva divina* entgegengesetzt. Eine positive, wenn auch auf göttlicher Anordnung beruhende Pflicht ist es, alle schweren Sünden zu beichten. Es ist aber selbstverständlich, daß man die Erfüllung dieser Pflicht nicht mehr von einem Sterbenden verlangt, welcher dazu nicht fähig ist. Aber auch ein *Scrupulant* wird mitunter von der *integritas* bei der Beicht entschuldigt sein. Denn es ist oft weniger schlimm, daß er die Auslassung einer Sünde permittiert, als daß er durch übertriebene Gewissenserforschung in die tollsten *Scrupel* geräth. — Es gibt *Scrupulanten*, deren Ängstlichkeit darin besteht, daß sie die wirklichen oder vermeintlichen Fehler anderer wahrnehmen, und sich dann einbilden, sie seien zur brüderlichen Zurechtweisung verpflichtet. Es handelt sich hier zwar um eine *lex naturalis*, nicht um eine *lex positiva*; aber die *obligatio*, welche diese *lex naturalis* auferlegt, ist eine *positiva*; von ihr gilt also der Satz: *Urget semper sed non pro semper*, oder auch wohl (ähnlich, wie bei der *lex positiva*) der Satz: „*Non urget cum incommodo relative magno*“. Der *Scrupulant* möge also durchwegs die brüderliche Zurechtweisung unterlassen, weil er mit derselben meist mehr schaden, als nützen würde.

10. Wichtig ist auch, daß ängstliche Seelen sich die Frage vorlegen, ob es ihre Sache ist, einen etwaigen Mißstand zu beseitigen. — Gesezt, ein Pfarrer verwendet Petroleum statt des Oeles für die ewige Lampe; soll der Kaplan dem Küster sagen, daß er in Zukunft Del gebrauche? Gewiß nicht! Denn es ist nicht die Sache des Kaplans, solche Anordnungen zu treffen. Allerdings wird er je nach Umständen den Pfarrer aufmerksam machen müssen. Mitunter aber wird er sogar besser thun, zu schweigen, und sich zu sagen: Ich habe die Sache nicht zu verantworten. Wenn der Pfarrer die kirchlichen Bestimmungen kennt, sich aber leichtfertig über dieselben hinwegsetzt, dann würde eine Mahnung des Kaplans nichts nützen, vielmehr nur böses Blut setzen. Handelt der Pfarrer aber in diesen und ähnlichen Fällen *bona fide*, dann mag eine bescheidene Mahnung mitunter am Platze sein: sehr häufig jedoch wird man, oder wird doch wenigstens ein *Scrupulant* besser thun, sich nicht um anderer Leute Gewissen zu kümmern. *Scrupulanten* pflegen

genug Mühe zu haben, daß sie mit ihrem eigenen Gewissen zurecht kommen.

11. Weitere Grundsätze, welche ängstlichen Seelen dienlich sein können, sind die Sätze: „Factum praesumitur, quod faciendum erat“, und: „Praesumendum est pro Superiore“. — Ein Ordensmann war einst auf Ersuchen eines Pfarrers von seinem Obern zum Beichtören in eine fremde Diöcese gesandt. Er saß im Beichtstuhl und hatte schon mehrere Beichten gehört. Da plötzlich kommt ihm der Zweifel, ob er auch Jurisdiction habe? Er steht also auf, und weigert sich, mit dem Beichtören fortzufahren, bis telegraphisch Jurisdiction vom Ordinariat eingeholt sei. Er hätte ruhig fortfahren können, dann wenigstens, wenn es in jener Gegend Sitte war, daß der Ordinarius ein- für allemal die Ordensobern ermächtigt hat, an seiner statt die Jurisdiction oder Approbation zu ertheilen.

Es gibt ängstliche Priester, welche, wenn sie in fremden Kirchen Messe lesen, sich zuvor erkundigen oder nachsehen, ob auch der Altarstein in Ordnung sei. Dies erscheint uns als eine übertriebene Aengstlichkeit; denn bei katholischen Kirchen muß man im allgemeinen voraussetzen, daß die kirchlichen Vorschriften beobachtet werden.

12. So scheint uns durch vorstehende und ähnliche Erwägungen hinreichend gesorgt, daß die Gesetze, und daß insbesondere die kirchlichen Decrete den Seelen nicht zum Schaden gereichen, sondern zum Nutzen. Man vermeide nur jene Einseitigkeit, welche mitunter nichts als dieses oder jenes kirchliche Decret vor Augen hat, alle übrigen Rechtsnormen aber, insbesondere jene, welche bei Anwendung von Decreten zu beobachten sind, außeracht läßt. Vermeidet man diese Einseitigkeit, dann wird manche Entfremdung der Gemüther vermieden werden; manche ängstliche Seele auch wird sich befreien können aus den Schlingen der Scrupel, welche sie an einem freudigen und segensreichen Wirken hindern. Die Handlungsweise dieser Scrupulanten läßt sich beleuchten durch folgenden Vergleich: Ein Mann öffnet im Dunklen seine Börse. Da hört er ein Metallstück fallen; er hält es für ein Zwanzig-Markstück. Was thun? Er zündet einen Hundert-Markschein an, um beim Lichte desselben das Zwanzig-Markstück zu suchen! Und was findet er? — ein Stück Blech!! So machen es die Scrupulanten. Wegen irgend eines kirchlichen Decretes hängen sie tagelang ihren Scrupeln nach, und machen sich hierdurch unfähig für ein gedeihliches Wirken. Sie lassen lieber manche Seele, welche Christus durch sein heiligstes Blut erkaufte hat, zur Hölle fahren, als daß sie von ihren Scrupeln abließen. Die Furcht, Gott durch ein kleines Versehen in den kirchlichen Decreten zu beleidigen, bringt sie dahin, Gott noch viel schwerer zu kränken durch Mangel an Liebe gegen den Nächsten und durch Mißtrauen auf die göttliche Güte. Sie machen es wie der Knecht im Evangelium, welcher ein Talent empfangen hatte, dasselbe vergrub und dem Herrn, als dieser

Nachenschaft forderte, sagte: „Herr, ich weiß, daß du ein harter Mann bist. Du erntest, wo du nicht gesäet, und sammelst, wo du nicht ausgestreut hast; und ich fürchtete mich, gieng hin, und verbarg dein Talent in die Erde. Siehe, da hast du, was dein ist.“ (Matthäus 25, 24, 25.).

Trier.

L. v. Hammerstein S. J.

**III. (Eine Eheschließung vor dem nichtzuständigen Pfarrer.)** Eine gar unliebsame Erfahrung beweist leider mehr als zur Genüge, daß nicht wenige Ehen ungiltig geschlossen werden, aus Mangel der vom Kirchenrath von Trient<sup>1)</sup> geforderten Anwesenheit des zuständigen Pfarrers. Und weil diese Gefahr in größeren Städten besonders drohend ist, so haben sich die städtischen Seelsorger schon vielerorts unter gewissen Bedingungen mit Genehmigung ihres hochwürdigsten Ordinariates, oder auch unter Approbation der Concilscongregation, gegenseitig für alle Fälle delegiert. Indessen kann der giltigen Eheschließung wegen Außerachtlassung der angeführten tridentinischen Vorschrift auch bei sehr einfachen Verhältnissen auf dem Lande eine Gefahr erwachsen, wie folgender historischer Fall aus jüngster Zeit beweist.

An der Grenze zweier Diöcesen (und dieser Fall hätte hinsichtlich Giltigkeit der Ehe dieselbe Bedeutung, wenn es sich auch nur um Pfarrgrenzen handeln würde) steht ein großes Gehöfte, das zur Diöcese, respective zur Pfarre A gehört, aber der Pfarrkirche B in der Diöcese B viel näher gelegen ist, so daß die Einwohner des Gehöftes nicht bloß in B den Pfarrgottesdienst besuchen, sondern sich auch in ihren übrigen seelsorglichen Anliegen nicht an ihren eigentlichen Pfarrer in A sondern an jenen in B wenden; sowohl in der Gemeinde A, als B ist auch die allgemeine Ansicht herrschend, das Gehöfte gehöre pfarrlich zu B. Der Herr Pfarrer in A kennt zwar den wahren Sachverhalt, läßt aber die Leute in ihrem Glauben, und sagt auch seinem Confrater in B nichts, um nicht vielleicht lästige Auseinandersetzungen zu haben; sein Confrater in B aber zweifelt, ob das fragliche Gehöfte zu seiner Pfarrei gehöre; und wie es sich um eine Eheschließung im Gehöfte handelt, übernimmt der Pfarrer in B die ganze Angelegenheit, und segnet die Ehe ein; doch läßt ihm sein Vorgehen keine Ruhe — und er wendet sich um Rath und Aufschluß und Beruhigung an einen priesterlichen Freund; am meisten quält den Herrn Pfarrer in B die Frage, ob denn die von ihm eingesegnete Ehe auch giltig, oder ob er wohl gar einer kirchlichen Strafe verfallen sei.

<sup>1)</sup> Sess. XXIV. Decret. de reform. matrimonii c. I. „Qui aliter, quam praesente parochio vel alio sacerdote de ipsius parochi seu ordinarii licentia, et duobus vel tribus testibus matrimonium contrahere attentabunt, eos sancta synodus ad sic contrahendum omnino inhabiles reddit, et huiusmodi contractus irritos et nullos esse decernit, prout eos praesenti decreto irritos facit et annullat.“

Es sei nur kurz berührt, daß die unrechtmäßige Ausübung streng pfarrlicher Rechte, wie beispielsweise die Spendung der heiligen Sterbesacramente und Abschließung von Ehen, an und für sich eine schwere Verletzung der pfarrlichen Rechte in sich schließt, und darum an und für sich schwer sündhaft ist; freilich was Spendung der heiligen Sterbesacramente und ähnliches betrifft, kann eine vernünftig vorausgesetzte Erlaubnis und Einwilligung des betreffenden Pfarrers diese Handlung erlaubt machen; denn selbst was Ordensleute betrifft, welche sogar „der dem heiligen Vater einfach vorbehaltenen Censur der Excommunication<sup>1)</sup> verfallen, wenn sie sich herausnehmen, Clerikern oder Laien außer dem Fall der Nothwendigkeit die heilige Delung oder das Viaticum zu spenden, ohne hiezu vom Pfarrer die Erlaubnis zu haben“ — so lehren Canonisten und Moralthologen, daß sie der Censur nicht verfallen, wenn auch nur eine stillschweigende, oder eine aus unzweifelhaften Zeichen präsumierte Erlaubnis des betreffenden Pfarrers oder Bischofes für sie spricht.<sup>2)</sup> Eine solch vernünftig angenommene Erlaubnis des zuständigen Pfarrers ist aber in Ausübung mancher pfarrlicher Rechte einfach unmöglich — z. B. hinsichtlich Eheverkündigung und Eheschließung, weil die klaren kirchlichen Vorschriften dagegen sprechen; so müssen die Eheverkündigungen in der eigenen Pfarrei geschehen, wie das Concil von Trient die Bestimmungen des vierten Lateran-Concils neuerdings einschärfte;<sup>3)</sup> und eine zweimalige Unterlassung derselben wäre nach dem heiligen Alphons, Craisson, Lehmkuhl<sup>4)</sup> u. A. schwer sündhaft; dies sei bemerkt, um den Gedanken auszuschließen, als hätte etwa der Pfarrer in A jenen in B stillschweigend delegieren können; frei von Schuld könnte wohl auch jener Pfarrer nicht erklärt werden, der wissentlich in einer fremden Pfarrei die Verkündigungen vornehmen ließe, die doch in seiner Kirche geschehen müßten — weil er eine von der Kirche für hochwichtig gehaltene Vorschrift wissentlich und durch sein Schweigen übertreten läßt. Gegen jenen Priester aber — mag er dem Ordensstande oder Weltclerus angehören —, welcher der Eheschließung von Brautleuten einer fremden Pfarrei bewohnt oder den Ehesegen erteilt, ohne hiezu vom zuständigen Pfarrer die Erlaubnis zu haben, hat derselbe Kirchenrath<sup>5)</sup> die sofort eintretende Suspension verhängt, welche solange dauert, bis der Bischof des

1) Excommunicatio ordinario modo R. Pontifici reservata § 14. Religiosos praesumentes clericis aut laicis extra casum necessitatis sacramentum extremae unctionis aut Eucharistiam per Viaticum ministrare absque parochi licentia“. — 2) Während es früher hieß „sine speciali licentia“, ließ Pius IX. das „speciali“ weg, wodurch diese mildere Auslegung gerechtfertigt erscheint; cfr. Lehmkuhl Theologia moralis II, n. 962. (1884), der aber beifügt, es sei nicht zu rathen „ut id fiat sine licentia expresse habita“ cfr. Comment. Reat. n. 133. und Pennachi Commentaria in constit. Apostolicae Sedis Tom. I. p. 1030. „ad evadendam praesentem excommunicationem quaecumque licentia sufficit; etiam tacita et praesumpta“ . . . — 3) Sess. XXIV. decret. de reform. matrimonii, c. I. — 4) Theol. Moral. II, n. 673. (1884). — 5) Sess. XXIV. decret. de reform. matrim. c. I. „Quod si quis pa-

zuständigen Pfarrers dieselbe aufhebt; in unserem Fall kann vom Eintreten dieser Strafe keine Rede sein, weil der die Ehe einsegnende Pfarrer im Zweifel handelte, ob jenes Gehöfte nicht doch zu seiner Pfarre gehöre, wohl auch diese Strafbestimmung des Tridentiner Concils nicht kannte und es zweifelhaft ist, ob die Kirche nicht auch propter errorem communem suppliere und so von seiner Seite von einem „ausus“ keine Rede ist.

Die zu lösende Hauptfrage aber ist: War die vom Pfarrer in B assistierte und eingeseignete Ehe gültig? Ein Blick auf die früher angeführte Verfügung des Concils von Trient im berühmten cap. Tametsi würde ein unbedingtes „Nein“ auf die gestellte Frage erfordern, wenn nicht ein besonderer Umstand dieses Urtheil in Zweifel setzen würde. Es obwaltet nämlich ein allgemein bestehender Irrthum (*error communis*), wenigstens in den Gemeinden A und B, welcher in unserem Falle eben zu berücksichtigen ist, daß nämlich das Gehöfte zur Pfarre in B gehöre; wären bloß die Brautleute oder auch der Pfarrer in jenem Irrthum befangen, so würde dies die vollständige Ungültigkeit der Ehe nicht in Frage stellen; zur Lösung unserer Frage muß also jene andere Frage berücksichtigt werden, ob ein allgemein für den wahren Seelsorger gehaltener Pfarrer, obgleich er thatsächlich aus irgend einem Grunde nicht Pfarrer ist, einer Eheschließung gültig, d. h. rechtskräftig anwohnen kann? Auf die so gestellte Frage antworten sowohl Moralisten wie Canonisten mit einer Unterscheidung: Hat der allgemein für den wahren Seelsorger gehaltene Pfarrer (obgleich er thatsächlich nicht Pfarrer ist) neben diesem *error communis* auch einen *titulus coloratus* für sich, so ist die vor ihm geschlossene Ehe nach allgemeiner Annahme gültig;<sup>1)</sup> hat er aber keinen *titulus coloratus*, sondern spricht nur der *error communis* zu seinen Gunsten — so hat die vor ihm eingegangene Ehe keine Rechtskraft; so lautet das Urtheil der größeren Zahl der Canonisten und Moralisten; indessen vertritt eine ansehnliche Reihe von kirchlichen Rechtsgelehrten, und darunter Männer von berühmten Namen, die Ansicht, daß selbst in diesem letzteren Fall die Ehe gültig wäre, wenn nämlich der Pfarrer nur allgemein, wenngleich irrthümlich, als wahrer Seelsorger angesehen würde, ohne einen Scheintitel (*titulus coloratus*) zu haben.

rochus vel alius sacerdos, sive regularis, sive saecularis sit, etiam si id sibi ex privilegio vel immemorabili consuetudine licere contendat, alterius parochiae sponso sine illorum parochi licentia matrimonio coniungere aut benedicere ausus fuerit, ipso iure tamdiu suspensus maneat, quamdiu ab ordinario eius parochi, qui matrimonio interesse debebat, seu a quo benedictio suscipienda erat, absolvatur.“

<sup>1)</sup> Der hl. Alphons sagt einfachhin: „Si error communis est cum titulo colorato sive putativo, certum est apud omnes, ab Ecclesia conferri iurisdictionem“ (I. 6. n. 572).

Weil die Anwendung dieser Grundsätze von größter Bedeutung ist auch für den Beichtstuhl, überhaupt für die Ausübung der kirchlichen Regierungsgewalt (Jurisdiction), so darf es als gerechtfertigt erscheinen, wenn die Begriffe *parochus putativus cum titulo colorato* und *parochus intrusus* etwas erklärt werden.<sup>1)</sup> Ein *parochus putativus cum titulo colorato* ist derjenige, der aus irgend einem Grunde nicht wahrer Pfarrer ist, aber dafür einen eigentlichen Rechtstitel (wenn er thatsächlich für ihn auch nur ein Scheintitel ist) aufweisen kann — weil er z. B. vom Bischof die Pfarrei übertragen erhielt (obwohl die Uebertragung, z. B. wegen Simonie, nicht rechtskräftig war), oder wenn die ursprüngliche Uebertragung gültig war, er doch im Laufe der Zeit die Pfründe aus einem allgemein nicht bekannten Fehler verloren hat, z. B. wegen Häresie, oder weil er es versäumt hat, innerhalb eines Jahres seit Besitz der Pfründe die Priesterweihe zu empfangen. Wenn nun selbst dieser Scheintitel fehlt und bloß die allgemeine Stimmung jemanden für den wahren Seelsorger hält, so hat dafür die Bezeichnung *parochus putativus intrusus* platzgegriffen. Eine Bemerkung über den *parochus putativus intrusus* scheint deshalb wichtig, weil das Wort *intrusus* seit Ende des 18. Jahrhunderts eine engere, ganz spezifische Bedeutung erhielt, und dieser Umstand muß wohl beachtet werden, sollen die älteren Canonisten und Moralisten richtig aufgefaßt werden; während man nämlich vor Ende des 18. Jahrhunderts als *intrusus* jeden zu bezeichnen pflegte, der sich auf irgend eine Art ohne rechtmäßige Befugnis<sup>2)</sup> in ein Kirchenamt einschlich oder einführen ließ, so wurde seit den französischen Wirren des vorigen Jahrhunderts der Ausdruck *intrusus* spezifisch für jene Cleriker, welche von der weltlichen Regierung ohne kirchliche Genehmigung in eine Kirchenpfründe eingeführt wurden — bei denen also die Staatsgewalt den kirchlichen Rechtstitel gleichsam ersetzen sollte, wobei also der Staat kirchliche Rechte usurpierte — und diese Rechtsanmaßung noch dazu als zu Recht bestehend hinstellen wollte: ähnliche Beispiele kann auch Deutschland in den Kulturkampfzeiten aufweisen; es ist darum begreiflich, daß die Kirche gegen diese staatsintrudierten Individuen eine besonders scharfe Stellung einnahm, und so schrieb Pius VI. (1775—1799) in seiner Unterweisung vom 26. September 1791 an die Bischöfe von Frankreich: „Weil der Intrudierte keineswegs rechtmäßiger Pfarrer ist und keinerlei Rechtstitel, weder einen wahren noch gefärbten besitzt, so ist die vor ihm geschlossene Ehe sicher nicht rechtskräftig“; aber gerade weil seit den Zeiten Pius VI. der Begriff „*intrusus*“ eine spezifisch schlimme

<sup>1)</sup> Ueber kirchliche Jurisdiction und das Suppliciren derselben handelt ausführlich P. Lehmann in Zeitschrift f. kathol. Theologie 1882, S. 659—691. — <sup>2)</sup> „*Positus in parochia sine legitima Superioris auctoritate quia talis non habet titulum coloratum*“ sagt Pirhing, Jus canonicum tom. IV. l. IV. tit. III, n. 18. (Dillingae 1722, p. 55.)

Bedeutung bekam und mehr sagte als ein „beneficium sine titulo seu vero seu figurato“ besitzen; darum scheint man die Bestimmung oder vielmehr die Erklärung Pius VI. auch nur in diesem engeren Sinne verstehen zu müssen; überdies sei erwähnt, was Gasparri zu den angeführten Worten Pius VI. bemerkt: „Da der Intrudierte von der unrechtmäßigen Obrigkeit eingesetzt ist, so ist ein allgemeiner Irrthum, wonach der Intrudierte als wahrer Pfarrer gehalten würde, kaum möglich.“<sup>1)</sup>

Der Grund, warum der wenigstens mit einem Scheintitel versehene Pfarrer, obgleich er thatsächlich kein solcher ist, gültig die Ehe segnen kann, ist nach Uebereinstimmung man darf wohl sagen aller Canonisten und Moralthologen dieser, weil die Kirche in Anbetracht des allgemeinen und öffentlichen Wohles in solchen Fällen, soweit es in ihrer Macht steht, das Mangelnde ergänzt. (Gasparri<sup>2)</sup>) führt zwei Entscheidungen der Concils-Congregation auf, in denen der eben ausgesprochene Grundsatz seine Bestätigung findet: als ein nur mit der ersten Tonsur ausgestatteter Pfarrer nach Ablauf eines Jahres die Priesterweihe nicht empfangen hatte (und somit ipso iure der Pfarre verlustig war) und trotzdem vor ihm eine Ehe geschlossen wurde — wurde dieselbe als gültig erklärt; desgleichen wurde von derselben Congregation entschieden, die Ehe sei gültig, obwohl sie vor einem Pfarrer geschlossen worden war, dessen Rechte auf die Pfarre angetritten waren wegen Mangels von Seite der Synodal-Examinatoren. Grund der Entscheidung war, weil in beiden Fällen ein allgemeiner Irrthum obwaltete, für den überdies ein Scheintitel vorhanden war. In unserem Fall lässt sich dieser Grundsatz nicht anwenden, weil dem Pfarrer in B wohl ein allgemeiner Irrthum, aber auch nicht einmal der Schein eines Titels zugunsten steht.

Beachtenswert ist, daß hervorragende Canonisten und Moralisten aus jenem Grundsatz, die Kirche ergänze aus Rücksicht für das öffentliche Wohl den Mangel an Jurisdiction oder Vollmacht, wenn für den allgemeinen Irrthum noch ein Scheintitel spricht, folgende Schlussfolgerung ziehen: Selbst wenn beispielsweise der Pfarrer und die Brautleute wüßten, daß der Titel unecht ist, so würden die Brautleute doch gültig vor ihm die Ehe schließen, eben wegen des *error communis cum titulo colorato*: so beruft sich Gasparri in seinem vortrefflichen Ehetractat für diese Schlussfolgerung

<sup>1)</sup> Quoniam intrusus minime est parochus legitimus, neque ullum habet titulum seu verum seu coloratum, matrimonium coram eo contractum nullius certe roboris est“; citirt bei Gasparri, tractatus canonicus de matrimonio, ed. altera, vol. II. (Paris 1892) p. 117; Gasparri (in jüngster Zeit von Leo XIII. zum Titular Erzbischof und apostolischen Delegaten für die süd-amerikanischen Republiken Peru, Bolivien und Ecuador ernannt) verweist an angeführter Stelle auf Sanchez III, IV, n. 60. Pirhing IV, III, n. 18. Wangen III, pag. 5. Teje n. 291. — <sup>2)</sup> Tractat. canon. de Matrimonio II, pag. 117 (ed. II. Paris 1892).

auf Sanchez;<sup>1)</sup> dasselbe lehren Schmalzgruber,<sup>2)</sup> der sich auf Gutier, Perez, Palao u. a. beruft, ebenso Diana.<sup>3)</sup>

Aber kann nicht vielleicht ein günstiges Urtheil über die Gültigkeit der zu B geschlossenen Ehe gefällt werden aus dem Umstand, daß wenigstens der allgemeine Irrthum obwaltet, das in Frage stehende Gehöfte gehöre zur Pfarrei B? Wie früher bemerkt worden, vertreten mehrere Canonisten und Moralthologen diese Meinung, der sie eine wahre Probabilität nicht bloß durch ihre berühmten Namen, sondern auch durch innere Gründe verleihen. Ohne sich für die eine oder andere Ansicht zu entscheiden, führt Schmalzgruber<sup>4)</sup> beide an mit ihren hauptsächlichsten Vertretern und Gründen und bemerkt nur, wenigstens dann sei die Ehe gültig, wenn der Pfarrer einen Scheintitel besitze, der zu dem allgemeinen Irrthum hinzukomme. Im Werke *iudicium ecclesiasticum* tit. I. n. 21., Dilingae 1726, p. 18, 19 versichert aber derselbe Canonist die Ansicht, als die wahrscheinlichere, *quod gesta iudicis existimati seu putativi, etiam sine titulo colorato sint valida in foro interno et externo* und von der entgegengesetzten Meinung sagt er „*plane corrui fundamentum partis adversae*“. Offen aber tritt Wiestner,<sup>5)</sup> den Schmalzgruber citiert, für die Ansicht ein, daß der einfache allgemeine Irrthum auch ohne Scheintitel genüge, damit die Ehe vor dem Pfarrer Rechtskraft habe. Diana nennt zwar die entgegengesetzte (negierende) Meinung „*communis et probabilior*“,<sup>6)</sup> erklärt aber die affirmative als „*satis probabilis*“,<sup>7)</sup> und er beruft sich auf Castro-Palaus, Basilius Pontius, Veander, Carolus Baucius, Martinus de San Joseph. Ganz allgemein aber äußert sich Diana über die Frage: „*An Ecclesia tribuat iurisdictionem, quando adest communis error, sine titulo collato?*“ nachdem er die negative Meinung aufgeführt, also:<sup>8)</sup> „§ 2. *At his minime obstantibus, quod est valde notandum, non desunt viri doctissimi asserentes, quod ut gesta valeant, tam in foro externo quam conscientiae, satis sit habere communem errorem, nec necessarium esse, titulum collatum a superiore legitimo. Et ita docet Basilius Pontius de matrimonio lib. 3. c. 22. n. 46. et post illum Joan. Sancius in selectis, disp. 44. n. 3.*“ — § 3. „*Notent hoc confessarii, quia haec opinio est nova et satis probabilis, et ex illa bono communi magis consulitur, quam si praeter communem errorem titulus quoque foret necessarius*“ . . . . Die Meinung,

<sup>1)</sup> III, XXII, n. 42 — <sup>2)</sup> *Sponsalia et matrimonium*, tit. III, n. 180. (Dilingae 1726, pag. 269.) — <sup>3)</sup> *Resolutiones morales* tom. II, tract. VI, resol. LXXXI. (Lugduni 1680, pag. 380.) — <sup>4)</sup> *Sponsalia et matrimonium*, tit. III, n. 180, 181. (Dilingae 1726, pag. 268, 269.) — <sup>5)</sup> *Institutionum canonicarum* l. IV, tit. III, n. 56. et 57. (Monachii 1706, pag. 127, 128.) — <sup>6)</sup> *Resolutiones morales* tom. II, tract. VI, resol. LXXXI, § 1. (Ed. Lugduni 1680, pag. 379.) — <sup>7)</sup> *Loc. citato* §§ 2 et 3. et *resolut. XCI*, § 9. (Lugdun 1680, pag. 391.) — <sup>8)</sup> *Resolut. morales* tom. I, tr. III, *resolut. XIX*, §§ 2 et 3. (Ed. Lugduni 1680, pag. 95.)

dafs vor einem allgemein (wenn auch irrthümlich) für den Seelsorger gehaltenen Pfarrer die Ehe gültig geschlossen werde, wenn auch kein *titulus coloratus* vorhanden ist, hat also das Ansehen gelehrter Männer für sich, eine unzweifelhafte *probabilitas extrinseca* —, welche indessen niemals zustande gekommen wäre, wenn nicht gute, solide, innere Gründe für diese Ansicht vorhanden wären. Castro Palau und Basilius Pontius<sup>1)</sup> führen als Grund auf: „*quia praescriptione et consuetudine iurisdictionis acquiritur: eamque tribuere potest, qui est in possessione delegandi, tametsi verum titulum non habeat*“: dieser Grund dürfte für unsern Fall nicht durchschlagend sein, weil die Diöcesangrenzen nicht präscribiert werden und weil eine *delegatio praesumpta* für die gültige Eheschließung nicht hinreicht. Der tiefste Grund für diese mildere Ansicht, und der bei ihren Vertretern immer und immer wieder vorgebracht wird, kann in folgende Sätze zusammengefaßt werden: Der maßgebende Grund, warum die Kirche den Mangel an Jurisdiction und Vollmacht erseht, wenn ein *error communis cum titulo colorato* obwaltet, ist folgender: Das öffentliche Wohl erheischt dies gebieterisch, um den Unzukömmlichkeiten zu begegnen, welche sonst nothwendig sich ergeben müßten. Nun aber besteht ganz derselbe Grund zu Recht, wenn nur *error communis* vorhanden ist; also suppliert die Kirche auch dann, wenn *error communis sine titulo colorato* vorhanden ist. „Ich kann nicht leicht begreifen, was jener ungiltige Rechtstitel eigentlich leisten soll . . ., denn da er ungiltig ist, ist es gerade dasselbe, als wäre er nicht“; so argumentiert P. Bardi, den Diana als „*doctissimus et amicissimus*“ citiert und beifügt:<sup>2)</sup> *Multas alias rationes adducit Bardi in confirmationem huius sententiae, et respondet ad argumenta in contrarium: adi illum et non pigebit*. (Bardi hält diese Ansicht nicht bloß für *probabilis*, sondern für *probabilior*.) Reiffenstuel<sup>3)</sup> aber gibt seine Meinung und ihre Begründung in folgenden Worten fund: „*Sententia contraria quam tenet et late probat Pontius lib. 5. cap. 20. n. 2 seq. Bosco. . . Diana et alii probabilitate non caret, praesertim, quod revera eadem inconvenientia et scandala sequi, ipsumque bonum commune pati videatur, sive gaudeat, sive careat titulo colorato parochus, sive sit intrusus, sive non: dummodo adsit error communis, et ipse communiter verus putetur parochus, prout consideranti patet: intuitu autem boni publici iura ob errorem communem supplent iurisdictionem per dicta: ergo. Castro Palau und Pontius berufen sich diesbezüglich auf den Text<sup>4)</sup>: de Tabellionib. seu novella 44. c. I. in fine, Do*

<sup>1)</sup> Citirt bei Diana *resolut. moral. tom. II. tr. VI. resol. LXXXI. § 2.* — <sup>2)</sup> *Resolut. Moral. tom. II. tr. VI. resol. LXXXI. § 3.* (Bardi in *Bullam cruciatae*, p. 2. tr. 5. cap. I. sect. 12 n. 157.) — <sup>3)</sup> *Jus canonicum tom. IV. lib. IV. decr. tit. III. § II. n. 78. Venetiis 1746, p. 56.* — <sup>4)</sup> Citirt bei Diana *Resolut. moral. t. II. tr. VI. resol. LXXXI. § 2.*

cumentis propter utilitatem contrahentium non infirmendis: quippe utilitati publicae maxime expedit, ne gesta ab eo, qui communiter potens existimatur, invalida sint; cum Respublica defectum supplere possit. Es kann darum nicht sonderlich wundernehmen, wenn der gelehrte Gasparri in seinem vorzüglichen tractat. *canonicus de matrimonio*<sup>1)</sup> sein Urtheil in die Sätze zusammenfaßt: *Alii probabilius putant etiam in hoc casu Ecclesiam propter communem utilitatem iurisdictionem conferre. Proinde, stante hac controversia, iurdictio videtur suppleri, ex principio saltem reflexo, quod nempe Ecclesia in dubio iuris iurisdictionem supplet; et ideo hic parochus poterit assistere*“ (er nimmt den Fall an, daß an einem Orte nach dem Tode des Pfarrers ein Priester, ohne als Pfarrer eingesetzt zu sein, die pfarrlichen Functionen ausübt und von allen als Pfarrer gehalten wird). „*Sed in praxi, si agitur de matrimonio ineundo, non contrahatur coram tali paroco putativo; si de contracto, recurratur ad S. Sedem pro sanatione ad cautelam, et interim stetur pro matrimonii valore, donec S. Sedes aliud non declaraverit*“.

Alles bisher Gesagte kann übersichtlich in die Sätze zusammengefaßt werden: Der Pfarrer in A ist an und für sich nicht frei von Mitschuld, wenigstens was Eheverkündigung und Einsegnung der Ehe betrifft, wenn er seinen Confrater in B fungieren läßt; in Bezug auf Ausübung anderer pfarrlicher Rechte, zum Beispiel Taufen, Sacramentenspenden, Begräbnisse u. s. w. gegenüber den Bewohnern des Gehöftes könnte leichter eine stillschweigende Erlaubnis seinerseits angenommen werden — doch schafft er seinen Nachfolgern ein Präjudiz; sein Confrater in B verfehlt sich an und für sich schwer durch Usurpation fremder pfarrlicher Rechte, wenn nicht sein Zweifel ein ziemlich begründeter ist; der Suspension wegen unbefugter Eheeinsegnung fremder Pfarrkinder verfällt er nicht, weil er im Zweifel handelt.

Was die Giltigkeit dieser Ehe betrifft, so werden alle jene Canonisten und Moralthologen, welche ein Suppliren von Seite der Kirche nur für den Fall annehmen, daß ein *error communis cum titulo colorato* vorhanden sei, dieselbe in Abrede stellen; eine ansehnliche Zahl berühmter kirchlicher Rechtsgelahrter wird aber, gestützt auf gute Gründe, behaupten: Diese Ehe ist wahrscheinlich gültig — ja mehrere derselben sagen: es ist sogar wahrscheinlicher (Vardi und Gasparri), daß diese Ehe gültig ist, weil die Kirche den Mangel an Jurisdiction und Vollmacht wegen des öffentlichen Wohles auch dann ersetzt, wenn nur ein *error communis* obwaltet. Weil aber trotzdem die Ehe nicht sicher, sondern nur zweifelhaft gültig ist, und bei einer so bedeutungsvollen Angelegenheit

<sup>1)</sup> Vol. II. cap. VI. p. 118. (Ed. 2. Paris 1892).

man möglichst Gewißheit schaffen soll, so mögen die Pfarrer in A und B die Ehe als unzweifelhaft gültige sicherstellen; dies dürfte nicht schwer fallen; leben die zwei Gatten in Frieden und Zufriedenheit, so kann man leicht sagen, daß betreff ihrer Pfarrangehörigkeit ein Irrthum obwaltete, daß sie die höchst wahrscheinlich gültige Ehe ganz sicher stellen mögen, indem sie vor dem Pfarrer in A und zwei Zeugen<sup>1)</sup> den Consens erneuern, oder was ihnen vielleicht angenehmer ist, vor dem Pfarrer in B, der sich von seinem nachsichtigen Herrn Confrater in A leicht die ausdrückliche Delegation verschaffen kann. Sollten die Verhältnisse so liegen, daß man den Eheleuten gegenüber von dieser Sache nicht sprechen kann, so hält es nicht schwer, nach dem Rathe Gasparris vom heiligen Stuhl eine Sanierung ad cautelam zu erlangen.

Aber welchen Nutzen bringt dann schließlich die eifrig verfolgte Meinung, daß auch bloß in errore communi die Kirche suppliere? Diesen, daß ich in dringenden Fällen nach dieser Meinung ruhig handeln darf. Und die Moral von der Geschichte? Vom Pfarrhaus B zu jenem von A ist ein kürzerer Weg — als vielleicht bis nach Rom — und darum scheue man in wichtigen Angelegenheiten die Mühe eines Briefleins nicht, um nicht vielleicht mehrere Actenstücke abfassen zu müssen.

Innsbruck.

Professor Michael Hofmann S. J.

**IV. (Bei Erida ein Guthaben an die Frau abgetreten.)** Der Bauer Rusticus kommt um sein Bauerngut. Die Bäuerin, deren Vermögen von dem des Mannes getrennt ist, hat bereits dreitausend Gulden verloren. Nun ist der Bruder des Rusticus diesem dreihundert Gulden schuldig. Rusticus läßt durch denselben einen Schuldschein ausstellen, worin er bestätigt, er sei diese dreihundert Gulden der Bäuerin schuldig. Vor Gericht leistet Rusticus den Eid: „Mir ist niemand etwas schuldig.“

Frage: Was ist zum Eide zu sagen? Darf die Bäuerin die dreihundert Gulden annehmen? Wie ist der Bruder des Rusticus zu beurtheilen? Ist eine Restitutionspflicht vorhanden und welche?

Alle diese Fragen sind bald gelöst, wenn wir wissen, ob Rusticus ein Recht hatte, sein Guthaben von dreihundert Gulden seiner Frau abzutreten; denn ist solches ohne Recht geschehen, so hat er falsch geschworen, seine Gläubiger in ihren Rechten schwer beschädigt und sich oder seine Frau und seinen Bruder restitutionspflichtig gemacht.

<sup>1)</sup> Wäre keine Gefahr vorhanden, daß die nur zweifelhafte Gültigkeit der Ehe je öffentlich bekannt würde, so wäre eine einfache Consens-Erneuerung genügend, und müßte sie nicht vor Pfarrer und zwei Zeugen privatim vor sich gehen; weil aber sehr wahrscheinlich diese Angelegenheit nicht geheim bleiben wird, so unterlasse man nicht, vor Pfarrer und zwei Zeugen die Ehe ganz richtigzustellen; cfr. Lehmkuhl Theol. Mor. vol. II n. 83. §24. (Ed. 1834): Schmalzgruber Sponsalia et matrim. tit. III, n. 118—121. (Dillingae 1726).

Ein Recht, die dreihundert Gulden an seine Frau abzutreten, ließe sich in folgenden drei Fällen nachweisen:

1. Hat die Frau die dreitausend Gulden von ihrem eigenen abgesonderten Vermögen nicht durch eigene, persönliche Schuld vergeudet, sondern in der Wirtschaft des Mannes und der Familie verloren, so hat sie gleich den übrigen Gläubigern ihres Mannes ein Recht an der Concursmasse. Der Umfang dieses Rechtes, sowie das Verhältnis desselben zum Guthaben der übrigen Gläubiger, ist nach der gesetzlichen Concurs-Ordnung zu bestimmen, welche nach dem hl. Alphonsus (I. III. n. 689), wenn sie dem natürlichen Rechte nicht widerspricht, im Gewissen verpflichtet. „Hic ordo obligat in conscientia, quatenus non repugnat juri naturae“, Marc. n. 1001, und Delama (Inst. Theol. Morl. n. 719) nennt diese Meinung „communis Theologorum sententia“. Ist nun die Bäuerin in diesem Rechte nachweisbar um dreihundert Gulden oder darüber verkürzt worden, vielleicht weil sie nicht als Klägerin gegen ihren Mann auftreten wollte, so spricht ihr sowohl das natürliche Recht als auch die österreichische Concurs-Ordnung vom 25. December 1868, § 3 jene Entschädigung zu: „Eine vom Gemeinschuldner nach Eröffnung des Concurses einem Gläubiger geleistete Zahlung ist nur in jenem Betrage gültig, welcher ihm bei der Vertheilung der Masse hätte zugewiesen werden sollen“. In diesem Falle konnte nun Rusticus sein Guthaben von dreihundert Gulden beim Bruder seiner Frau als eine ihr schulbige Bezahlung abtreten und dann mit gutem Gewissen den Eid leisten: „Mir ist niemand etwas schuldig“.

2. Ein anderes Recht, welches die Theologen den Concurstanten zugestehen, spricht Mertnys (I. III. n. 364) mit folgenden Worten aus: „Praeterea debitor, qui cedit bonis, jure naturali potest ea retinere, quae sunt sibi suaeque familiae necessaria ad honestam sustentationem, quia secus se conjiceret in gravem necessitatem. Unde non peccat ea occultando; caveat tamen, ne coram judice falsum juret“; und Cardinal Gouffet (n. 772): „Der Schuldner, welcher seine Güter abtritt, kann im Gewissen sich soviel zurückbehalten, um standesmäßig leben zu können, indem er sich auf einen sehr mäßigen Unterhalt beschränkt“. Alle Theologen stimmen darin überein, daß diese Begünstigung in der Regel nur als Aufschub und nicht als Aufhören der Restitutionspflicht zu gelten hat, wenn nämlich dem Schuldner die volle oder theilweise Bezahlung seiner Schulden noch jemals moralisch möglich wird. Beim Gebrauche der eben besagten Begünstigung warnt Delama (n. 722) „uti omnes monent“ den Concurstanten vor Uebertreibung seiner Noth, da ihm besonders in Oesterreich schon das Gesetz einige nothwendige Dinge läßt, und vor der Gefahr des falschen Eides, als hätte er von seinen Gütern oder von seinem Guthaben nichts verheimlicht.

Sollte nun bei Rusticus der Fall sein, daß jene dreihundert Gulden seiner vielleicht zahlreichen Familie wirklich nothwendig sind,

um mit Beschränkung auf sehr mäßigen Unterhalt standesmäßig leben zu können, so kann ihm das heimliche Zurückbehalten dieses Betrages nicht zur Sünde angerechnet werden. Aber wie kann Rusticus in diesem Falle den Eid ablegen: „Mir ist niemand etwas schuldig“? Marc bemerkt nach dem hl. Alphonsus (l. III. n. 695): „Uxor et filii licite recipiunt alimenta a patre debitis gravato. Imo, tametsi uxor possit vivere bonis propriis vel propinquorum, potest tamen a viro ad restituendum impotente recipere alimenta, quia vir non minus tenetur alere uxorem, quam solvere debita“. n. 1023, 1.

Hat nun Rusticus jene dreihundert Gulden aus Noth erlaubterweise zurückbehalten und dieselben nicht bloß zum Schein, sondern redlich und wirklich seiner Familie zu ihrem nothwendigen Unterhalte ins Eigenthum abgetreten, so scheint der Eid: „Mir ist niemand etwas schuldig“ nicht falsch zu sein.

3. Endlich wäre hier noch der Fall denkbar, daß die Bäuerin durch außerordentliche Arbeitjamkeit und Klugheit die Ursache war, daß die Gläubiger ihres Mannes nicht noch viel größeren Verlust erlitten haben, daß ein großer Theil der vorhandenen Concursmasse nachweisbar als die Frucht ihres Fleißes betrachtet werden muß. Soll ihr in diesem Falle eine *occulta compensatio* in dem noch vielleicht um vieles zu geringen Betrage von dreihundert Gulden verboten sein?

Wir kommen nun zum Schlusse: Hat die Bäuerin auf die dreihundert Gulden einen gültigen Rechtstitel, so kann der Bruder des Rusticus seine Schuld an sie abzahlen und Rusticus selbst den Eid ablegen: „Mir ist niemand etwas schuldig“. Geschieht solches aber ohne gerechten Titel, so gehören die dreihundert Gulden zur Concursmasse, Rusticus legt einen falschen Eid ab und wird als unredlicher Besitzer restitutionspflichtig, oder wenn er oder die Frau dieser Pflicht nicht nachkommen, so haftet für den Schaden nach Maßgabe seiner Schuld der Bruder des Rusticus als *injustus cooperator vel damnificator*.

Wien.

P. Johann Schwenbacher Cong. Ss. Red.

**V. (Consuetudo vim legis habens.)** In manchen Gegenden betet man den aus dem Lateinischen genommenen Versikel zu Ehren der heiligen fünf Wunden des Herrn: „Jesu Christe, pro nobis crucifixe! Per sacrum Vulnus (dexteræ Manus tuæ etc.) miserere nobis“ in der deutschen Uebersetzung mit folgender Interpunction: „Jesu Christe, für uns am Kreuz gestorben durch die heilige Wunde Deiner rechten Hand! Erbarme Dich unser!“ Bei gemeinsamem Gebet wird — dadurch tritt der Fehler nur umso deutlicher hervor — vor dem Wort „Erbarme“ abgesetzt und werden die drei letzten Worte respondiert. Das ist offenbar falsch, denn der Sinn dieser Anrufungen ist nicht der, die einzelnen Wunden als Todes-

ursache des Herrn hinzustellen, sondern ihn bei den einzelnen Wunden um Barmherzigkeit zu beschwören. Das lateinische *Per* wird ja gerade in diesem Sinne in pathetischen Redensarten angewandt. Da habe ich nun einmal die Behauptung gehört, wo dieser fehlerhafte Modus zu beten herrsche, dürfe der einzelne Geistliche es nicht anders machen: er müsse sich an die Gewohnheit halten, nur die kirchliche Behörde könne so etwas ändern. Das heißt aber doch offenbar den Begriff der *Consuetudo vim legis habens* zu weit ausdehnen und dieselbe Sache, die in anderen Fällen oft unrechtmäßigerweise *ad percipiendum favorem* mißbraucht wird, hier *ad imponendum onus* mißbrauchen. Die folgenden Zeilen mögen dazu dienen, den Begriff dieser „*Consuetudo*“ zwischen beiden Extremen mehr zu sichern. Wir wollen dabei der Einfachheit halber zunächst die angegebene Gebetsweise als Beispiel im Auge behalten, obwohl das, was wir zu sagen haben, auch für andere, gegentheilige Fälle gilt, wo man aus der *Consuetudo* einen Vortheil ziehen will und wofür wir am Schlusse auf einige Beispiele verweisen wollen.

Die erste Bedingung, welche die Rechtsgelehrten verlangen, damit eine Gewohnheit Gesetzeskraft erlange, ist die, daß sie vernünftig sei. Weil nämlich die der Gewohnheit innewohnende Gesetzeskraft in letzter Linie immer auf einen wenigstens juristischen Consens des Gesetzgebers zurückzuführen ist, kann das nie Gesetzeskraft erlangen, was — weil widersinnig — der Gesetzgeber nicht befehlen kann. Die oben erwähnte Gebetsweise enthält aber in Wirklichkeit etwas Falsches in sich, so daß nie angenommen werden kann, ein kirchlicher Oberer wolle zur Recitierung dieses Consens verpflichten. Daß ein derartiger Consens in der angegebenen Formel liege, erhellt deutlich, wenn man die Formel für die heilige Seitenwunde des Herrn mit der erwähnten falschen Interpunction betet; Christus war ja schon todt, als seine heilige Seite durchstoßen wurde. Damit hängt dann auch eine andere Bedingung, welche zur Gesetzeskraft einer Gewohnheit erfordert wird, zusammen, daß die Acte, welche die Gewohnheit constituieren, nicht hervorgegangen seien *ex errore* v. *ex ignorantia*. In dem vorliegenden Falle ist aber ganz gewiß diese Art zu beten nur *ex ignorantia* vel *ex errore* hervorgegangen. Auch fehlt ein drittes Erfordernis, welches bei einer Gewohnheit, die Gesetzeskraft erlangen soll, unentbehrlich ist: die Acte, deren Wiederholung die gesetzeskräftige Gewohnheit bilden sollen, müssen so oft gesetzt werden *animo introducendi obligationem*. Dies kann aber ganz gewiß hier wieder nicht angenommen werden. Diese Gewohnheit ist aus Irrthum entstanden, wird gedankenlos gepflegt — wie soll daraus eine gesetzmäßige Verpflichtung werden?

Eine Bedingung, daß Gewohnheit Gesetzeskraft erlange, wird von den Gelehrten sehr hervorgehoben, die auch hier jedenfalls mitspielt: Die eine derartige Gewohnheit constituierenden Acte müssen auch von solchen Personen ausgehen, die berechtigt sind, in einem

besonderen Fall eine Gewohnheit einzuführen; so können Frauen nicht gegen die den Männern eigenen Gesetze Gewohnheitsrecht einführen, auch Laien nicht in Bezug auf *res spirituales*. Nun denke man doch wohl, wie derartige falsche Gebetsformeln nach dem Muster der schon öfters erwähnten entstehen. Da ist es ein Küster, ein andermal sind es Schulkinder, die solches Gebet zuerst verüben, ein drittesmal trägt gar ein Druckfehler in einem Buche die Schuld. Da soll man denn doch nicht so leicht überall eine gesetzeskräftige Gewohnheit sehen, sondern solche offenbare Fehler abschaffen, sobald man darauf aufmerksam wird, was freilich angesichts der Oberflächlichkeit der Menschen, wie sie nun einmal sind, nicht immer so schnell geschieht.<sup>1)</sup>

In dem angegebenen Beispiel handelte es sich um Auflegung einer Last infolge einer angeblich verpflichtenden Gewohnheit; man könnte aber auch versucht sein, in unrechtmäßiger Weise Jemand eine Pflicht aufzuerlegen, infolge einer *desuetudo* gegen ein wirklich bestehendes Gesetz. Es ist freilich wahr, daß eine *desuetudo vim legis habens*, wie sie dem Einem in *favorem* ist, so einem Andern zum *onus* werden kann; allein gerade in letzterem Falle muß man doch wohl noch viel mehr vorsichtig sein, jemand zu verpflichten zu dem Gegentheil von dem, was er eigentlich kraft eines Gesetzes thun sollte. Das *Caeremoniale Episcoporum* ordnet zum Beispiel an, die *renovatio s. specierum* solle jede Woche geschehen. Wenn das nun auch an sich kein strenges Gesetz ist und in manchen Diöcesen ein längerer Zeitraum zugestanden wird, ist es aber doch zu weit gegangen, wenn (wie ich einmal behaupten hörte) man sagt, nun dürfe auch der einzelne Priester nicht öfter renovieren als es Diöcesengebrauch sei. Die *desuetudo* gegen ein bestehendes wirkliches Gesetz ist ja freilich meistens in *favorem*, allein wenn man die Sache so einseitig auffaßt, wie eben angegeben, dann wird in der That daraus eine größere Last, als das wirkliche Gesetz es ist.

Besonders scheint das Gesagte zu gelten hinsichtlich der vielen leider bestehenden *desuetudines* in *rebus liturgicis*. Es ist ja kein Zweifel, daß, wo es sich um öffentliche, das ganze Volk interessierende Gebräuche handelt, wo ein wirkliches nicht nur eingebildetes *scandalum populi* zu befürchten ist, der Einzelne Neuerungen nicht einführen darf. Aber es gibt auch eine große Menge solcher *desuetudines contra leges liturgicas*, die rein zum Beispiel auf Irrthum, Bequemlichkeit u. s. w. beruhen, wo das Volk gar nichts davon merkt, wenn man wieder *secundum legem* handeln würde — in all solchen Fällen soll man doch nicht Einem einzelnen, der durch irgend welche

<sup>1)</sup> Den seligen P. Mohr machte ich einmal brieflich darauf aufmerksam, daß in seiner *Cäcilia* in der Lauretanischen Litanei die *Invocation Regina Angelorum* fehle. Er dankte mir sehr und sprach seine Verwunderung aus, daß dies so viele Menschen, ich glaube in zwölf Auflagen des Buches nicht gemerkt hätten!!

Verhältnisse dazu gekommen ist, das wirkliche Gesetz zu beobachten, das onus auferlegen, gegen sein Gewissen zu handeln. In den meisten derartigen Fällen wird es ja auch wieder an den oben angegebenen Bedingungen fehlen, die da sein müssen, wenn eine Gewohnheit Gesetzeskraft erhalten soll. Es existiert in einer Diöcese der Gebrauch, bei der Expositio SS. Sacramenti knien und den Incens einzulegen gegen die klare Vorschrift der Rubriken, daß es *stando* zu geschehen habe. Der Gebrauch ist wohl nichts anderes, als eine gewisse Bequemlichkeit sowohl für den Celebranten als auch die Ministranten. Von einem *animus introducendi obligationem* ist doch wohl nie die Rede gewesen, so wenig, wie von einem *scandalum populi* die Rede sein könnte, wenn man es ordnungsmäßig machte. Es ist zu weit gegangen, wenn man da die Verpflichtung auferlegen wollte, es nach dem Diöcesangebrauche zu machen.

Hier seien auch die in liturgischen Büchern, Directorien u. s. w. sich hie und da findenden Druck- oder ähnliche Fehler erwähnt. Da sind auch manche gleich bereit, eine *lex* zu constituieren, während doch wohl jeder, der solche Fehler merkt, sie nicht nur verbessern darf, sondern sogar soll.

Ein bezeichnendes Beispiel sei hier anzuführen erlaubt. Als vor etwa 15 Jahren die ersten Ausgaben der neuen *Votivofficien* erschienen, war in der Antiphon zum Benedictus in den Laudes also zu lesen: *Angelus, qui loquebatur in me et suscitavit me etc.* Manche dachten damals schon, das wäre wohl ein Druckfehler, indem dieselbe Antiphon am Schutzengelfest vorkommt, dort aber so heißt: *Reversus est Angelus, qui loquebatur in me et suscitavit me.* Ich erinnere mich wohl, daß damals in einer sonst vorzüglichen Zeitschrift für Geistliche mit dem Aufgebot aller Schärfe die Stelle mit dem plötzlich auftretenden *et* zu erklären versucht war. Da kamen die neuen Brevierausgaben — und das *et* war weggelassen! Man hätte vielleicht auch damit helfen können, daß man das zuerst wohl vergessene *Reversus est* zugefügt hätte. So steht nun in manchen Diöcesanproprien, in welchen die Oration vom hl. Ludwig auf andere Heilige angewandt wird, der von der Riten-Congregation für diese Oration längst mißbilligte Schluß *Per Dominum* statt *qui tecum etc.*; so findet sich in der Oration vom hl. Wolfgang ein ebenfalls ganz unmotiviertes *et* nach dem Wort *episcopum*. Hieße es nun nicht das Gewohnheitsrecht mißbrauchen, wenn man einem, der sich von der Fehlerhaftigkeit derartiger Stellen überzeugt hat, verbieten wollte, die richtige Formel zu gebrauchen? Also *omnia cum grano salis*!

Man wendet vielleicht ein, das sei anmaßend; die Bischöfe allein hätten über so etwas zu entscheiden. Es sei ferne von uns, in die Rechte des Episkopates einzugreifen. Allein die Geschichte der Kirche lehrt uns, daß schon sehr oft die kirchliche Autorität zu ihren Handlungen und Verordnungen angeregt wurde durch Dinge, die

von einer niederen Stelle ausgegangen sind. In einer Diöcese wurde am 21. Juni das Fest eines dem Volke ziemlich fernstehenden Diöcesanheiligen gefeiert und der hl. Aloisius, der so sehr volksthümlich ist, war verschoben. Da machte nun eine Conferenz von Geistlichen bei der Behörde den Vorschlag, das Fest des Diöcesanheiligen zu verlegen und dem hl. Aloisius den 21. Juni einzuräumen. Ganz bald wurde das Directorium in diesem Sinne geordnet. Hier gieng auch die Anregung zu einer Aenderung von unten aus und war gewiss keine Anmaßung. Es ist nicht ganz dasselbe, aber doch etwas Analoges, wenn man sich privatim über eine als unvernünftig oder unberechtigt erkannte Gewohnheit hinwegsetzt und vielleicht dadurch nach und nach auch die Behörde zur officiellen Aufhebung des Mißbrauchs angeregt wird. Also nur nicht überall in solchen Fällen Verletzungen des Gewohnheitsrechtes sehen! Viel höher als der einheitliche Gebrauch einer Diöcese steht in der That die Einheit in der Liturgie der Kirche überhaupt und wäre zu wünschen, daß man für letztere wenigstens denselben Eifer zeige, der bisweilen für die Beibehaltung unschöner Gebräuche einer Diöcese besteht.

Mainz.

Dr. Praxmarer.

**VI. (Ein Wort zum „Jejunium naturale“ vor der heiligen Communion.)** Schon öfters wurden in der Quartalsschrift Punkte des jejunium naturale vor der Communion bei nicht Schwerkranken betreffend erörtert, so daß vielleicht mancher glauben dürfte, das sei alles längst bekannt und diese Arbeit umsonst. Allein gar mancher, sei er nun in der öffentlichen Seelsorge angestellt oder auch nur im Beichtstuhl thätig, wird infolge trauriger Erfahrung anderer Meinung sein und diese Zeilen nicht für unnütz halten. Titus kommt mit einem Freunde anlässlich eines Besuches auch über die Kranken zu sprechen und so erzählt ihm sein Freund, daß ein altes Weibchen gar so gern eine Wallfahrt gemacht hätte, und auch dort die Communion empfangen möchte, aber das Fahren mit nüchternem Wagen gestattete bisher das nicht. Nun wurde an denselben die Anfrage gestellt, ob dieses alte Mütterlein nicht etwas nehmen dürfte, um so die Fahrt aushalten zu können. Der Seelsorger entscheidet dahin, daß ein leichtes „Supperl“ die Communion nicht hindere!! Der Freund schaut ihn mit großen Augen an, schweigt aber, quia junior inter seniores. Was ist zu dieser Entscheidung des Pfarrers zu sagen? Man muß sich nur oft wundern, daß in einem so wichtigen Punkte eine solche ignorantia herrschen kann. Lehmsuhl sagt in der Theolog. moral. Pars II. L. I. Tractat IV. „Si autem morbus diuturnus quidem, sed nullatenus letalis est, S. Eucharistia non jejuno dari nequit, etsi aegrotus sine cibo diu manere non posset; et haec est ratio, cur aliquoties media nocte vix elapsa ad eum deferri possit vel etiam debeat“. Es ist zwar zuzugeben, daß das Gebot des Jejuniums zurückzuführen sei auf

die Kirchengesetze, welche nicht *cum gravi incommodo* verpflichten, worüber ohne Zweifel eingeschlossen ist, ohne Empfang der heiligen Communion vielleicht jahrelang zu bleiben. Ferner muß auch zugegeben werden, daß die *lex divino-ecclesiastica* in diesem Falle mit der *lex mere ecclesiastica de jejunio* collidire und trotzdem steht fest: Auf keinen Fall darf einem nicht Nüchternen (außer in schwerer Krankheit) die Communion gereicht werden. Beweis für diese Behauptung ist außer obiger Stelle die fast einstimmige Lehre der Theologen, welche den Gebrauch und die Praxis der Kirche bestätigt. Zudem kann die Kirche nie dulden, daß durch derartige Freiheiten die Strenge des *praeceptum jejunii* mit Vorschub aller möglichen Krankheiten nach und nach gelockert werde, denn besser ist es nach der Ansicht der heiligen Kirche, daß ein *privatum incommodum spirituale* Weniger zugelassen werde, als daß die Ehrfurcht vor dem hochheiligen Altarsgeheimnis einen Schaden erleide, welche nach Lockerung des *praeceptum jejunii* bedeutend verlegt würde. Daß der heilige Vater in diesem Punkte Dispens gewähren kann, ist selbstverständlich und es sind auch Beispiele davon, wenn auch in kleiner Anzahl vorhanden (Noldin. *Quaestiones morales*). Kein Seelsorger und Beichtvater hat aber das Recht, dies zu erlauben und die Entscheidung des Pfarrers war somit ganz unrichtig.

Einen eigenthümlichen Eindruck macht es auf den Confessarius, wenn er öfter als einmal hören muß: „Ja, unser Herr Pfarrer hat mir erlaubt, daß ich vor der Communion etwas nehmen kann, damit ich wegen des schwachen Magens oder wegen Kränklichkeit den Weg hieher machen kann.“ Es ist schwer für den Beichtvater, auf der einen Seite den Leuten zu sagen, der Pfarrer habe nicht Recht und so denselben als einen unwissenden Menschen (wenn auch mit Recht) hinzustellen; andererseits kann er auch die Communion nicht erlauben. Viele lassen sich wohl bereden, die Communion auf den nächsten Tag zu verschieben, es fehlt aber auch nicht an Beispielen, wo man den Leuten trotz alles Zuredens nicht aus dem Sinn bringen kann: „Ja, der Herr Pfarrer hat's erlaubt“; besonders trifft dies zu, wenn die Leute weiter gegangen sind, sei es um eine Wallfahrt zu machen, oder die Ostercommunion zu empfangen. Wenn mehrere aus demselben Orte wären, könnte die Verweigerung der heiligen Communion ein *laesio sigilli* sein und wird eben je nach den Umständen auch das Verhalten des Beichtvaters ein anderes sein müssen. Jedenfalls aber darf man vor solchen Erlaubnissen, auch wenn sie von Pfarrern, oder noch Höheren gegeben wären, nicht zurückschrecken. Nicht unpassend dürften hier zum Abschlusse die Worte des heiligen Alphonsus sein, der sagt: „*Nunquam confessarius intermittere debet theologiae moralis studium, quia ex tot rebus tam diversis et inter se disparibus, quae ad hanc scientiam pertinent, multa, quamvis lecta, quia rarius accidunt, temporis progressu e mente decidunt.*“

**VII. (Aus der Beicht einer Schwerkranken.)** Silvia bekennt bei dem Empfange der heiligen Sterbesacramente, daß sie in ihren jungen Jahren außer mit ihrem jetzigen Ehemanne Claudius auch noch mit Ignotus sündhaften Umgang gepflogen habe, welcher letzterer Verkehr nicht ohne Folgen geblieben sei. Da eine Ehe mit Claudius bessere Aussichten bot, so machte sie ihm vor, daß er sie geschwängert habe. Er ehelichte sie unter der vor ihr ausgesprochenen Bedingung, daß er der Vater des anzuhoﬀenden Kindes sei. Nun besteht die Ehe schon seit Jahren und sind ihr mehrere Kinder entsprossen. Auch das außerehelich erzeugte Kind ist am Leben. Was ist von dieser Ehe zu halten? Welche Verpflichtungen hat Silvia dem betrogenen Ehemanne und den ehelichen Kindern gegenüber?

Diese Ehe ist unzweifelhaft gültig. Es könnte hier vielleicht an Irrthum als trennendes Ehehindernis gedacht werden. Cardinal Nauscher sagt in der Anweisung für geistliche Ehegerichte, § 14: „Bei dem Obwalten eines Irrthums, welcher die Person des künftigen Ehegatten betrifft, oder auf die Person zurückfällt, wird keine Einwilligung gegeben, und hiemit auch keine Ehe geschlossen. Nur der Irrthum einer Eigenschaft, welcher die einzige Bezeichnung der Person des künftigen Ehegatten ist, fällt auf die Person zurück.“ Der Irrthum in der Person war bei der Eheschließung im vorliegenden Fall nicht vorhanden, denn der Bräutigam hat mit jener Braut, die er vor sich zu haben glaubte, den Ehecontract geschlossen. Ein Irrthum, der auf die Person zurückfällt, ist nur jener, der sich auf eine solche Eigenschaft bezieht, durch deren Mangel die Person eine andere wird, nicht mehr jene ist, mit welcher das Band der Ehe geknüpft werden will. Dies trifft in unserem Falle nicht zu.

Claudius setzte vor der Verehelichung die Bedingung, daß er der Vater des anzuhoﬀenden Kindes sei; vielleicht liegt also das *impedimentum deficientis conditionis appositae* vor? Die Bedingung hätte in diesem Falle dem Pfarrer und den beiden Zeugen bei der Consenserklärung bekannt gemacht werden müssen. Die Anweisung sagt: „Bedingungen, welche bei der Erklärung der Einwilligung nicht ausgedrückt werden, sind als nicht beigelegt zu betrachten.“ Eine bedingte Eheerklärung kann nur mit ausdrücklicher Erlaubnis des Bischofes zugelassen werden. In unserem Falle wäre es zur Eheschließung nicht gekommen, wenn die Bedingung im Ernste und in gesetzmäßiger Weise gestellt worden wäre. Uebrigens gilt auch das eheliche Zusammenleben selbst schon als ein stillschweigendes Verzichten auf die gestellte Bedingung.

Hinsichtlich der zweiten Frage ist so zu urtheilen, wie über die Unterschiebung eines im Ehebruche erzeugten Kindes. Claudia hat dem Ehemanne gegenüber keine weiteren Verpflichtungen, als daß sie sich bemüht, ihm in jeder Weise eine gute Hausfrau zu sein und das ihm zugefügte Unrecht nach Möglichkeit gut zu machen. Sie ist aber nicht schuldig, ihre Irreführung dem Manne zu bekennen, da

dem einerseits eine zu große Schädigung ihres Rufes entgegensteht und anderseits das Geständnis dem Manne nur großen Schmerz undummer bereiten würde. Ein glückliches Zusammenleben ließe sich nicht mehr erwarten. Der Ehemann würde wünschen und sagen: Hätte sie mir's doch nicht gesagt. Die ehelichen Kinder sind von ihrer Mutter durch Privatgüter, falls sie deren besitzt, sonst durch großen Fleiß, Sparsamkeit, besondere Liebe und eifriges Gebet schadlos zu halten, soweit dies eben möglich ist.

Linz.

Rupert Buchmair, Spiritual.

**VIII. (Eine Entscheidung betreffend die Angabe von Verwandtschafts-Graden bei Ehedispensen.)** Von einem französischen Bischof wurde folgender Fall dem apostolischen Stuhl unterbreitet und um eine Entscheidung gebeten:

Es geschieht in Frankreich nicht selten, daß Personen im zweiten Grade verwandt eine Ehe schließen und daß dann die Nachkommen derselben in der zweiten Generation, welche also auch wieder untereinander im zweiten Grade verwandt sind, ebenfalls eine Ehe eingehen wollen. In diesem Falle nun haben die Brautleute einen zweifachen gemeinsamen Stamm, nämlich einen entfernteren im vierten Grade und einen näheren im zweiten Grade. Es fragt sich, in welcher Weise ist bei solcher Sachlage die Verwandtschaft anzugeben. In der Beantwortung dieser Frage gehen die Meinungen der Gelehrten auseinander. Einige meinen, in diesem Falle bestehe nur ein einziges Hindernis, nämlich das der Verwandtschaft im zweiten Grade und man habe weiters auf den entfernteren gemeinsamen Stamm des vierten Grades nicht mehr zu achten; denn das canonische Recht verbietet, daß man bei Aufzählung der Ehehindernisse denselben Stamm zweimal in Rechnung ziehe. Andere hingegen sagen, außer dem genannten Hindernis des zweiten Grades, in Bezug auf welches überhaupt kein Zweifel bestehen kann, bestehe noch ein doppeltes Ehehindernis des vierten Grades, welches nothwendigerweise, bei sonstiger Ungiltigkeit der Ehe, angegeben werden müsse; eines nämlich, indem man die Linie des Bräutigams durch den Großvater und die Linie der Braut durch die Großmutter bis zum gemeinsamen Stamm des vierten Grades hinaufführt; und das zweite, indem die Linie des Bräutigams durch die Großmutter und die Linie der Braut durch den Großvater bis zum gemeinsamen Stamm des vierten Grades gezogen wird. Dadurch werde auch die angezogene Regel des canonischen Rechtes nicht verlegt; dieses verbiete ja nur, daß beide Linien zugleich durch eine und dieselbe Person gehen, keineswegs aber, daß sie durch zwei verschiedene Personen (hier Großvater und Großmutter), welche den in der Mitte stehenden gemeinsamen Stamm bilden, gezogen werden. Einige endlich meinen, beide Sentenzen seien probabel und es sei daher in keinem Falle die Giltigkeit der Ehe in Frage gestellt, ob man sich in der Praxis an die erste Meinung, bei welcher nur Ein

Hindernis declariert wird, halte oder an die zweite, wo ein dreifaches Hindernis angegeben wird.

Die Anfrage selbst faßte der Bischof in folgende Sätze zusammen: In casu stipitis intermedii (secundi gradus) ex duobus inter se iterum (in secundo gradu) consanguineis constituti, utrum unicum existat et declarari debeat in libello supplici dispensationis impedimentum consanguinitatis, videlicet illud solum, quod ex hoc stipite intermedio procedit; an insuper duo alia habeantur et declaranda sint impedimenta, provenientia ab remotiore stipite communi (quarti gradus) per lineas in stipite intermedio coniunctas.

Die Congregatio Univ. Inquis. gab unter dem 11. März 1896 folgende Entscheidung: Negative ad I<sup>um</sup>; Affirmative ad II<sup>um</sup>. Also sind in diesem Falle drei Ehehindernisse der Verwandtschaft bei einem Dispensgesuch anzugeben.

Salzburg.

J. Rieder, Theologie-Professor.

**IX. (Metus als impedimentum dirimens.)** Bernhard, Pfarrer in einer deutschen Diocese, fand im Arbeiterviertel seiner Pfarrei eine Familie, in der Mann und Frau, Cajus und Anna, schon seit längeren Jahren den Empfang der heiligen Sacramente versäumt hatten. Bei seinem Besuch entdeckte er nun, daß beide nicht kirchlich getraut waren und so im Concubinate lebten. Von Herzen gern wollten sie aber getraut werden. Aber der Status liber machte Schwierigkeit. „Als junges Mädchen,“ sagte die Frau, „kam ich nach Hamburg in Dienst. Dort machte ich Bekanntschaft mit einem katholischen Arbeiter Antonius und wir kamen überein, die Ehe zu schließen. Kurz vor der Heirat sagte mir ein Bekannter, ich würde schon noch manches mit meinem künftigen Mann erleben, er sei ein roher Geselle. Ich selbst hatte wenig davon bemerkt, und so giengen wir auf's Civilamt, um den bürgerlichen Vorschriften zu entsprechen. Auf dem Heimwege entpuppte sich nun mein Bräutigam und zeigte seine wahre Gestalt und sagte, jetzt sei er Herr und ich dürfe mich nicht mehr mucken. Ich entgegnete ihm, ich wollte nun nicht mehr und weigerte mich, die Ehe vor dem Priester zu schließen. Darauf wurde er wüthend, drohte mit der Polizei und daß er mich erschlagen würde, wenn ich nicht mit ihm zur Kirche gieng. In meiner Angst folgte ich ihm und gab unter Furcht und Zittern mein Jawort. Nun begann eine schreckliche Zeit für mich; als ich zum erstenmal in gesegneten Umständen war und ihm das mittheilte, riß er mich zum Bett heraus und trampelte auf mir herum, so daß ich eine Fehlgeburt machte. Einige Jahre war ich mit ihm und hatte auch zwei Kinder; aber da konnte ich es nicht mehr aushalten und gieng davon. In der Heimat fand ich den jetzigen Mann, der als Eisenbahnarbeiter hieher gekommen und lebte mit ihm zusammen. Fünf Kinder sind aus diesem Verhältnis entsprossen und alle sind getauft und katholisch erzogen.

Wir können uns nicht trennen; zum früheren Mann gehe ich aber unter keiner Bedingung zurück. Wenn der Herr Pfarrer uns helfen kann, so wollen wir sehr dankbar sein und pünktlich unsere religiösen Pflichten erfüllen . . . .“

Die erste Frage ist hier offenbar: Was ist von der Ehe des Antonius mit der Anna zu halten?

Wir haben hier drei Momente, die eine Ehe herbeiführen könnten: der Civilact, die kirchliche Eingehung der Ehe, das später folgende eheliche Leben:

1. Der Civilact: denn es ist sicher leicht möglich, daß schlecht unterrichtete Katholiken, besonders in protestantischer Umgebung, wie das in Hamburg der Fall ist, schon auf dem Standesamt einen wirklichen consensus conjugalis geben; geschieht das also dort, wo das Tridentinum nicht promulgiert ist (was wohl für Hamburg zutreffen dürfte), so hätte man sofort eine wirkliche gültige Ehe. Träfen die Voraussetzungen in unserem Fall zu, so wäre an der Gültigkeit der fraglichen Ehe kein Zweifel; denn beim Civilact handelte Anna noch offenbar mit freiem unbeeinflussten Willen. Dafür scheint nun zu sprechen das Benehmen des Antonius, der nach dem Civilact seiner Sache vollständig sicher zu sein glaubt. Trotzdem ist wohl diese Annahme zurückzuweisen: denn da sich beide nachher zur kirchlichen Eheschließung coram parocho einfinden, sind sie ohne Zweifel im Brautexamen oder sonst auf die wahre Bedeutung der Civilceremonie aufmerksam gemacht worden. Uebrigens erklärte Anna ausdrücklich, daß sie den Civilact nur als Ceremonie angesehen habe. Also vor der kirchlichen Ceremonie war die Ehe noch nicht geschlossen.

2. Die kirchliche Eheschließung: Es fragt sich, liegt hier das *impedimentum vis et metus* vor? Zu diesem *impedimentum* sind drei Elemente erfordert: *metus gravis* — *injuste incussus* — *in ordine ad matrimonium extorquendum*. Das ist aber alles unzweifelhaft vorhanden: das erste wegen der Todesdrohung unter diesen Umständen; daß er nämlich gleich nach der bürgerlichen Trauung so auftritt; nach dem, was sie vorher über Antonius gehört hatte, konnte ihr die Ausführung der Drohung nicht unwahrscheinlich vorkommen; eine solche Furcht ist aber bei einer Frau mindestens als *metus relative gravis* zu betrachten, und das genügt für unser *impedimentum*.

Das zweite Element: *injuste incussus*; denn einerseits war der wahre Ehecontract noch nicht geschlossen, also die Frau noch frei; sie hatte aber einen vollständig genügenden Grund, von der Eheschließung zurückzutreten durch die plötzlich gemachte Entdeckung betreffs ihres Bräutigams; dieses, ihr Recht, wird ihr von Antonius verkümmert; also eine wahre *injustitia*.

Ueber das dritte kann kein Zweifel sein; die Drohungen sind nicht zum Zwecke einer *fornicatio* gemacht, sondern eben um das Jawort bei der kirchlichen Trauung, also die wahre Eheschließung, zu erzwingen.

Aber, sagt man, schließlich gab Anna nach, gab ihren Consens. Allerdings; aber das hebt das *impedimentum metus* nicht auf; zu diesem *Impediment* ist nicht erforderlich, dass man einen *consensus tictus* gebe; das wäre im Gegentheil ein ganz neues *impedimentum*.

Wir müssen also folgern: auch die in *facie Ecclesiae* geschlossene Ehe war ungiltig.

3. Das spätere eheliche Zusammenleben während mehrerer Jahre. Ist dadurch vielleicht die vorher ungiltige Ehe revalidiert worden? Da nämlich die kirchliche Form beobachtet worden ist, und die Ehe an einem geheimen Fehler leidet, könnte ein später erfolgter *consensus* der Frau die Ehe giltig machen, ja ein *consensus verbalis* ist dazu nicht einmal nöthig, die *copula sponte et cum affectu conjugali concessa* würde schon vollkommen genügen.

Sollte es nun nicht sehr wahrscheinlich sein, dass Anna einige male während der Jahre ihres Zusammenlebens sich mit ihrem Voss ausgehöhnt hätte, wenn auch nur auf kurze Zeit, und dann auf eine der genannten Weisen die Ehe revalidiert worden wäre?

Dagegen ist nun zunächst folgendes Princip in Erinnerung zu bringen: wer aus Furcht zu einer Ehe gezwungen ist, verliert nicht das Recht auf Lösung dieser (Schein-) Ehe, wenn er auch, sei es aus Unkenntnis seines Rechtes, sei es wegen Fortdauer der Furcht Jahre hindurch ein eheliches Leben geführt hat. Ja, noch mehr, solange die Furcht fort dauert oder bevor der leidende Theil nicht erkannt hat, dass die aus Furcht geschlossene Ehe ungiltig war, kann er nicht einmal durch nachträglichen *consensus* die Ehe revalidieren, wenn er es noch so sehr wollte.

Die Revalidation unserer Ehe scheint also durch einen doppelten Grund ausgeschlossen: einmal weil die Furcht überhaupt fort dauerte, wie ihr hartes Leben beweist, so dass ein nachträglicher Consens fast ausgeschlossen erscheint; ferner wenn selbst, was sehr unwahrscheinlich, ein solcher nachträglicher Consens vorhanden, wäre derselbe nichtig; weil sie dazu vorher hätte wissen müssen, dass weder ihre kirchliche Eheschließung, noch das folgende Eheleben ihre Freiheit band. Dass sie das wusste, ist aber kaum glaublich.

Also auch dieses dritte Moment macht die Ehe nicht giltig. Die Antwort auf die erste Frage lautet also: die Ehe zwischen Anna und Antonius war von Anfang an ungiltig und ist es geblieben. Der Status liber ist also in Wirklichkeit vorhanden.

Was hat also der Pfarrer zu thun? Kann er erlauben, dass, was gewiss angesichts der Verhältnisse sehr zu wünschen wäre, Anna und Cajus ihr Concubinatus in eine Ehe verwandeln?

Durchaus nicht! Denn die erste Ehe ist in *facie Ecclesiae* geschlossen, ohne einen offensundigen Fehler und wird daher in *foro publico* als giltig angesehen; dazu kommt das langjährige eheliche Leben, das allein schon eine *praesumptio iuris* für die Giltigkeit

der Ehe schafft; es kann also nicht eine neue Ehe eingegangen werden, bevor die Erklärung der kirchlichen Auctorität vorliegt, die erste sei ungiltig.

Daraus ergibt sich, was dem Pfarrer zu thun bleibt: er hat sich an das Ordinariat zu wenden, um eine Entscheidung zu erlangen, die erste Ehe sei hinfällig ob *impedimentum metus*.

Zweite Frage: Was kann der Pfarrer thun, wenn sein Ansuchen zurückgewiesen wird wegen mangelnder Beweise des *Status liber*?

Zunächst ist klar, daß die Schließung der neuen Ehe in *foro Ecclesiae* vor dem Tode des Antonius unmöglich ist. Indessen ist andererseits die Zurückweisung durchaus nicht identisch mit einem kirchlichen Urtheil, das die erste Ehe für giltig erklärte. Es liegt also kein Befehl der kirchlichen Obrigkeit vor, der Anna verpflichtete, zu Antonius zurückzukehren, sondern diese Angelegenheit ist nach den allgemein moralischen Principien zu entscheiden.

Es fragt sich also erstens: ist Anna im Gewissen verpflichtet, zu Antonius zurückzukehren. Die Richtigkeit ihrer Erzählung vorausgesetzt, darf sie nicht einmal dasselbe Verhältniß wieder aufnehmen. Ueberdies würde die Grausamkeit des Antonius, die wegen des folgenden Concubinates der Anna und der daraus erhaltenen Kinder sicher noch größer würde, sogar bei sonst gültiger Ehe hinreichenden Grund bieten für den kirchlichen Richter, um eine Scheidung zu erlauben.

Es fragt sich zweitens: ist unter allen Umständen eine Scheidung von Anna und Cajus zu verlangen als *conditio sine qua non* ihrer Zulassung zu den Sacramenten? Eine solche Trennung würde nämlich für beide nicht bloß größere Kosten, sondern auch größte Schwierigkeit einer ordentlichen Kindererziehung bringen, da beide durch Arbeit sich erhalten müssen. Das „wir können uns nicht trennen“, mag also allerdings eine Art moralischer Nothwendigkeit ausdrücken.

Es lassen sich dabei aber zwei Fälle unterscheiden: entweder (was hier nicht der Fall zu sein scheint) weiß das Volk, daß sie im Concubinat leben; dann kann ein Zusammenleben wegen des allgemeinen Aergernisses nicht geduldet werden; oder man hält sie allgemein für richtig verheiratet. Dann scheint es bei der angegebenen moralischen Nothwendigkeit nicht unmöglich, sie als Bruder und Schwester zusammenleben zu lassen. Betreffend etwaiger Sünden, die sie später miteinander begehen, müssen sie behandelt werden als solche, die sich in einer moralisch nothwendigen nächsten Gelegenheit befinden.

Drittens endlich könnte man fragen: wenn ihnen ein solches Leben zu schwer, die Gefahr der Unenthaltbarkeit zu groß wäre, wäre es dann nicht möglich, die Ungiltigkeit der ersten Ehe in *foro conscientiae* vorausgesetzt, daß sie nach der kirchlichen Form (Pfarrer und Zeugen), aber im geheimen eine wahre Ehe eingehen? Wenn

alle angedeuteten Bedingungen zutreffen, also der Pfarrer sich volle Gewissheit verschafft hat über die Richtigkeit der Angaben Annas, das Volk nicht zweifelt über die Gültigkeit der zweiten Ehe, so daß kein Aergerniß zu befürchten, scheint es nicht unstatthaft, per epikœiam eine solche Ehe zu erlauben unter seiner und zweier verwiegener Zeugen passiven Assistenz.

Balkenburg.

J. Fröbes S. J.

**X. („Kann der Kaplan auch gegen den Willen des Pfarrers copulieren?“)** In der Diöcese S. wurde von einem Priester die Frage aufgeworfen, ob der Kaplan ohne Erlaubnis des *parochus proprius* das Sacrament der Ehe erteilen kann. In einer Priester-Zusammenkunft behauptete nämlich Cajus, Priester derselben Diöcese, daß er als Kaplan ohne Erlaubnis des Pfarrers die Brautleute trauen könne; das Recht habe er *eo ipso* bekommen, da er als Kaplan angestellt worden ist. Andere widersprachen ihm und behaupteten, daß es nicht genüge, als Kaplan in der Pfarre angestellt zu sein, um ohne Erlaubnis des Pfarrers zu copulieren, sondern daß dies ausdrücklich im Anstellungs-Decrete enthalten sein muß, was aber in derselben Diöcese nicht der Fall sei. Und wenn der Kaplan die allgemeine Erlaubnis hat — directe vom Bischof gegeben — so kann er zwar ohne Erlaubnis des Pfarrers copulieren, aber nie gegen den Willen des Pfarrers. Der Grund liegt darin, daß der Pfarrer eine „*jurisdictio ordinaria*“ besitzt, der Kaplan aber immer nur eine „*jurisdictio delegata*“, die von der ordentlichen abhängt. — Auf die vorgelegten Fragen und Antworten glauben wir noch Folgendes bemerken zu dürfen.

1. Wo das Decretum „*Tametsi*“ gilt, kann ein anderer Priester ohne Erlaubnis des Pfarrers oder Bischofes die Trauung nicht vollziehen. Das Trid. conc. in der XXIV. sess. cap. 1. fordert nämlich Folgendes: „*Qui aliter, quam praesente parochi, vel alio sacerdote, de ipsius parochi seu Ordinarii licentia et duobus vel tribus testibus matrimonium contrahere attentabunt; eos sancta Synodus ad sic contrahendum omnino inhabiles reddit: et hujusmodi contractus irritos facit et annullat.*“ Das Concil spricht also von der *licentia parochi seu Ordinarii*. Diese *licentia* darf aber nicht *praesumpta* sein — sondern *expressa* oder *tacita*. (Cf. Aichner Comp. Jur. eccl. edit. VII pag. 659.).

Die Vollmacht zu copulieren bekam aber der Kaplan nicht dadurch, daß er einfach als Kaplan angestellt worden ist, sondern dies muß im Decrete explicite angedeutet sein, da nämlich das Copulieren das Recht des Pfarrers oder Ordinarius als solchem ist.

Wenn also der Kaplan ohne Erlaubnis des Pfarrers oder Bischofes der Trauung beivohnt, so ist die Ehe ungültig, weil ihr die *tribentinische Form* fehlt.

2. Ist es aber im Anstellungs-Decrete ausdrücklich angedeutet, daß der Kaplan alle Functionen des Pfarrers verrichten kann, das heißt, wenn er vom Bischof delegiert ist „ad universitatem causarum“ oder „pro universitate casuum“, so kann er an und für sich nicht nur ohne Erlaubnis des Pfarrers, sondern auch gegen den Willen des Pfarrers gültig copulieren — supposito, daß alles sonst in Ordnung ist. Der Grund ist folgender: Der Kaplan ist in diesem Falle directe vom Bischof und nicht vom Pfarrer delegiert, folglich kann ihm dieser die Delegation auch nicht nehmen, da er sie ihm gar nicht gegeben hat. Die rechte Ordnung erfordert freilich, daß der Kaplan sich dem Willen des Pfarrers anbequemt. Tamen est actus validus. sed potest esse illicitus, wenn der Pfarrer dagegen specielle Gründe hat.

Was aber die Einwendung anbetrifft, daß der Pfarrer eine „jurisdietio ordinaria“ hat, der Kaplan aber immer nur eine „jurisdietio delegata“, so gestehen wir das sehr gerne mit der Bemerkung, daß die „jurisdietio delegata“ des Kaplans gegeben sein kann nicht nur vom Pfarrer, sondern auch directe vom Bischof und demgemäß auch von der entsprechenden ordinaria jurisdietio abhängig.

Es fragt sich nun, was dann, wenn der Pfarrer zum Beispiel heute stirbt und der Kaplan morgen vor der Bestellung der Provisur copulieren soll? Mit anderen Worten, kann der Kaplan auch nach dem Tode des Pfarrers ohne eine neue Delegation gültig copulieren?

Antwort: Der Kaplan, der vom Bischof die Delegation hat ad universitatem causarum — und nur von dem ist hier die Rede — kann auch nach dem Tode des Pfarrers ohneweiteres gültig copulieren. Der Grund liegt im Zwecke der Delegation ad universitatem causarum als solcher. Eine derartige Delegation wird nämlich gegeben, um solchen und ähnlichen casus zu entgegen. Der Kaplan ist weiter delegiert für die Pfarre und Pfarrkinder und nicht für den Pfarrer. So ist es zum Beispiel in der Agramer Erzdiocese, wo der Kaplan delegiert ist ad universitatem causarum und ohne eine neue Delegation nach dem Tode seines Pfarrers copulieren kann.

Der Kaplan kann also manchmal doch auch gegen den Willen des Pfarrers gültig copulieren.

Dijef.

Professor F. Zelenka.

## Literatur.

### A) Neue Werke.

- 1 „**Apologeticae de aequiprobabilismo Alphonsiano** historico-philosophicae **dissertationis** a R. P. J. De Caigny C. ss. R.“ exarata — „**Crisis** iuxta principia Angelici Doctoris instituta“, auctore Guillelmo Arendt societatis Jesu

sacerdote. — Accedit „Dissertatio scholastico-moralis pro usu opinionis probabilis in concursu probabilioris a S. Alphonso de Liguori E. D. anno 1755 — primum in lucem edita. pp. VIII et 463. Friburgi Brisgoviae, B. Herder, 1897. Preis M. 4. — = fl. 2.40.

Niemandem, welcher die Geschichte der Moralthologie der letzten Jahrzehnte mit Aufmerksamkeit verfolgt hat, kann es unbekannt sein, welche heftige Streitfragen zwischen zwei theologischen Richtungen innerhalb der Grenzen der Kirche über Aequiprobabilismus und Probabilismus entstanden sind. Die Anhänger und Vertheidiger des Aequiprobabilismus berufen sich auf die Lehre und die Autorität des heiligen Kirchenlehrers Alphons von Liguori; das gleiche thun aber auch die Verfechter des Probabilismus. Bei diesem Stand der Dinge fragt man billigerweise: wer hat Recht? Nächst man die apologetische Dissertation des gelehrten und für die Doctrin des hl. Alphons hochbegeisterten P. De Caigny, so wird man dessen gründlichen Untersuchungen über das Moralsystem des heiligen Kirchenlehrers eine gewisse Anerkennung und Bewunderung nicht versagen können, zumal er in knapper syllogistischer Form den Kern der Lehre des hl. Alphons wiedergeben und seine Beweisführung durch Berufung und steten Hinweis auf den hl. Thomas erhärten will. — Unter den in letzter Zeit zahlreich erschienenen Werken, welche dem hl. Alphons das System des Aequiprobabilismus zusprechen, dürfte diese „Apologetica dissertatio“ eines der bedeutendsten sein. — Der Verfasser der „Crisis“ ist einfacher Probabilist im wahren Sinne des Wortes; er stützt seine Ansicht auf die von keiner Partei angefochtene und den Principien der Vernunft entsprechende Lehre des Fürsten der Schule, des hl. Thomas von Aquin. Die Aufgabe, die er sich gestellt hat, ist nun eine doppelte, einerseits den Nachweis zu liefern, daß kein innerer Widerspruch zwischen der Lehre des hl. Alphons und jener des hl. Thomas über die Anwendung der *sententia probabilis* besteht; dann aber, die apologetische Dissertation des P. De Caigny einer eingehenden Prüfung zu unterziehen und das Wahre und Richtige, das sie enthält, von manchem minder Richtigen, Unklaren und Irthümlichen zu sichten und auszuschneiden. Diese doppelte Aufgabe löst er, indem er die Vertheidigungsschrift des Gegners nach ihren Capiteln und Artiteln einer detaillirten Kritik unterzieht, mitunter Wort für Wort, Satz für Satz abwägt, einmal den Obersatz, ein anderesmal den Untersatz, mitunter den Schlusssatz leugnet, unterscheidet oder als nur wahrscheinlich hinstellt, in vielen Fällen die Folgerichtigkeit in Frage stellt oder darthut, daß die Aufstellungen des Gegners nicht ganz mit dem Gedankengange des heiligen Alphons übereinstimmen. Das ist fürwahr eine mühsame, aber auch eine lohnende Arbeit gewesen. Uns steht das Endurtheil über die schwebende Frage nicht zu. Soviel steht jedoch nach dieser „Crisis“ wohl fest, daß dem Aequiprobabilismus seine stärksten Stützen abgeschlagen worden sind. Vallerini und andere haben gewiß aner kennenswerthe Forschungen über das wahre Moralsystem des hl. Alphons gemacht; alle sind weit überholt durch die „Crisis“, die in der Literaturgeschichte des Probabilismus vielleicht

den ersten Platz behaupten wird. Einen Vorzug der Crisis dürfen wir hier nicht übergehen; es ist die ruhige Objectivität, wodurch sie auch dem Gegner imponiert und zur ruhigen Erwägung ohne Voreingenommenheit einladet; daher zieht durch das ganze Werk ein Geist der Versöhnlichkeit und der Achtung denen gegenüber, welche den Aequiprobabilismus als die Lehre des hl. Alphons in Schutz nehmen. — Sehr zweckmäßig ist es gewesen, daß der Verfasser in seiner Verehrung zum heiligen Kirchenlehrer Alphonsus ein Werk des Heiligen, das durch die Ungunst der Zeiten und Umstände nahezu der Vergessenheit anheimgegeben war, die „Dissertatio pro usu moderato opinionis probabilis . . .“ als Anhang hinzugefügt hat; diese „Dissertatio“ erscheint uns gleichsam als eine Bestätigung der „Crisis“ durch den Heiligen selber.

Klagenfurt.

Professor P. Heinrich Heggen S. J.

- 2) **Triplex Expositio Epistolae ad Romanos** auctore R. P. Bernardino a Piconio per P. Mich. Hetzenauer emendata et aucta, Oeniponte 1891. Preis fl. 4.80 = M. 9.60.

Es handelt sich hier um kein neues, exegetisches Werk, sondern um die Wiederausgabe einer seinerzeit vielgerühmten und auch jetzt noch recht brauchbaren Erklärung sämtlicher Briefe des Weltapostels, die schon 1703 in Paris erschienen ist und den ebenso gelehrten als heiligmäßigen Bernardi von Vicquigny in der Picardie, Kapuziner-Vector in Paris († 1709), zum Verfasser hat. Welches Ansehen das Werk seinerzeit genossen, zeigt Feind und Freund, indem die Jansenisten aus allen Kräften die Drucklegung desselben zu vereiteln suchten, während Papst Clemens XI. von der Lesung desselben so begeistert war, daß er dem demüthigen Ordensmann den Auftrag gab, auch die Evangelien in ähnlicher Weise zu commentieren, was aber von Bernardin selbst nicht mehr ausgeführt werden konnte. Der Titel des Werkes erklärt sich daraus, daß der Inhalt der paulinischen Briefe zunächst in einer kurzen Analyse, die vor jedem Capitel steht, dann in einer gedrängten und gedankenreichen Paraphrase der einzelnen Verse und schließlich im eigentlichen Commentar, also dreifach, zur Entfaltung gelangt. Ein corollarium pietatis zieht aus jedem Capitel das geistige Mark, wie denn überhaupt das ganze Werk aus den Tiefen der Betrachtung und des innigsten Gebetslebens aufgequollen ist, eine geistige Warmquelle, die bestimmt ist, das Leben der Menschen durch Jahrhunderte zu erneuern. Wenn es also mit Freuden begrüßt ward, daß die scharfsinnigen und umfangreichen Erklärungen zu den Paulinen von Estius, der um ein Jahrhundert früher starb, wieder aufgelegt wurden, so verdiente das gewiß auch Bernardinus, der zwar an die kritische Schärfe und dogmatische Tiefe des belgischen Exegeten nicht heranreicht, aber durch die Weihe der Sprache und heilige Salbung ihn entschieden überragt. Besonders treffend ist die Auswahl der Vätersprüche, unter denen mit Vorliebe Chrysostomus vorgeführt wird. Der Commentar lehnt sich zunächst an den Vulgatatext an, der sich sehr stark vom übrigen Texte im Drucke abhebt, doch finden auch der Originaltext, sowie die anderen Versionen, eine entsprechende Berücksichtigung.

sichtigung. Ein Fehler ist es, daß der Autor sich manchmal zuwenig unterschieden gegenüber verschiedenen vorgeführten Ansichten verhält, diesen theilt übrigens Bernardin mit dem sonst so ausgeprägten Commentar des Esius. Desgleichen braucht nicht daran erinnert zu werden, daß bei aller Continuität der Ansichten über dogmatische Stellen, wie zum Beispiel Röm. 5, 12, doch bezüglich der Beweismethode und deren schärfere Bestimmung die Zeiten manche Wandel geschaffen haben. So wird das *praevaricatio* (παρανομία) heute in einer der Erklärung Bernardins (vgl. S. 175) gerade entgegengesetzten Weise, nämlich nicht von einem Verstoß gegen die *lex aeterna*, sondern von einem positiven äußeren, mit einer solchen Sanction auch versehenen Gebete verstanden und darauf ein großer Theil der Beweiskraft jener berühmten Stelle gegründet. Damit ist auch gesagt, daß der Herausgeber sich mit seiner Mühe ein schönes Verdienst nicht bloß um seinen Ordensgenossen, sondern auch um die katholische Exegese erworben hat. P. Hezenauer hat dem Commentar nach innen und außen eine ehrenvolle Ausrüstung gegeben, die ihn auf die Höhe der Zeit heben sollten. Insbesondere ist dem textkritischen Apparat, vielleicht in allzugroßem Umstande (vgl. die oft wenig entscheidenden späteren Majuskeln), Aufmerksamkeit geschenkt worden. Zu cc. 15 und 16 finden sich sogar apologetische Erörterungen, die gegen die Tübinger (nicht Neotubingenses S. 565, worunter man die gemäßigtere spätere Schule verstehen würde) und ihre Angriffe auf die letzten Stücke des Römerbriefes gerichtet sind. Ob aber diese Ausführungen, welche, falls sie schon einmal gemacht wurden, die bestehenden Schwierigkeiten hätten tiefer anfassen müssen, überhaupt bei Herausgabe eines derartigen älteren Werkes am Platze waren, möchte Referent sehr bezweifeln. Anders wird ein solches standard work, anders ein gewöhnliches posthumes Werk zu behandeln sein, obschon man selbst bei letzterem oft gut thun wird, eine reinliche Scheidung zwischen dem ursprünglichen Text und den Verbesserungen eintreten zu lassen. So hätte auch hier der ganze moderne Textapparat separat gestellt und die sonstigen Zusätze scharf von dem Texte getrennt werden sollen. Es muthet einem doch eigenthümlich an, wenn man mitten im ehrwürdigen alten Text plötzlich einen Baur, Schwegler und die ganze Tübinger Schule aufspazieren sieht, nicht anders, als sähe man im dichtesten jungfräulichen Urwald auf einmal eine Reihe der feinsten Cylinder auftauchen (vgl. S. 564, 580, das fragm. Murat. S. 569). Wo der Gegensatz so grell ist, weiß man freilich sofort, daß das Stück nicht von Bernardin stammen kann, aber es gibt viele Punkte, wo der weniger erfahrene Leser die Unterscheidung nicht machen kann und da wird dann zwar nicht der Gebrauch, wohl aber der wissenschaftliche Gebrauch erschwert. Ist Bernardin eine Autorität, dann muß ich stets bestimmt wissen: So hat er gesagt, auch wenn er geirrt hat. Dagegen hätte die alterthümliche Schreibweise, wie das unzähligemale vorkommende, störende D bei Vätern, oder das Hypothese ohne Schaden geändert werden können. Zu gewissen Autoritäten, wie der Synopsis s. Dorothei, die Bernardin öfter anführt (S. 564), wären Bemerkungen nicht überflüssig gewesen, da zum Beispiel die genannte Schrift doch all-

gemein als unecht und unverfälscht gilt und ihr Wert schon von dem kritischen Estius (vgl. seine Bemerkungen zum Cap. 16 des Röm. Br. t. II, p. 76 ed. Sauven) lange vor Bernardin ist entsprechend beleuchtet worden. Doch das sind zumeist Form- und Geschmacks-Fragen, die den Wert der Publication nicht tangieren. Druck und sonstige Ausstattung ist prächtig, bei solchen Werken eine wahre Wohlthat für das Auge.

Lin. a. d. D.

Professor Dr. Philipp Kohout.

3) **Die Apocalypsie** oder Offenbarung des heiligen Apostels Johannes in Form einer Paraphrase erläutert von Langer, Pfarrer. Trier. 1897. Paulinus-Druckerei. 147 Seiten. Preis M. 1.50 = fl. —.90.

Vorliegende Arbeit will kein gelehrter Commentar sein, sondern nur das „fromme Verständnis“ der geheimen Offenbarung fördern und durch die nothwendigsten Erklärungen „das Buch in seiner lichtvollen Einheit und vollen Schönheit zeigen“ (Seite 6). Der Verfasser schließt sich in der Gesamtauffassung den bewährten katholischen Erklärern an, nach welchen uns der hl. Johannes in den geheimnißvollen Bildern und Gesichten des Buches die Zukunft der Kirche, ihre Kämpfe und Siege bis zu ihrer Vollendung am Weltende darstellt und schildert. Er theilt das Buch in drei Haupttheile, denen als Einleitung die Eingangsvision und die sieben Send-schreiben an die sieben Gemeinden Kleinasiens, den Repräsentanten der Gesamtkirche vorausgeschickt sind. Im ersten Haupttheile (Cap. IV—XII) werde der Kirche Kampf und Sieg wider das Judenthum, im zweiten (Cap. XIII—XX) ihr Kampf und Triumph über das Heidenthum geschildert, im dritten (Cap. XXI—XXII) ihre triumphierende Verklärung gefeiert. Beide, Kampf und Sieg, seien sowohl zeit- als endgeschichtlich zu fassen und erlangen erst im letzteren Sinne die im Buche vorgeführten „Bilder ihre ganze und volle Wirklichkeit“ (Seite 25). — Für diese Gesamtauffassung steht bekanntlich eine ganze Reihe katholischer Erklärer ein, ohne in der Ausdeutung der einzelnen Bilder und Züge übereinzustimmen. Auch unser Verfasser wird für manche seiner Einzel-Erklärungen kaum zahlreiche Zustimmung finden; so für die Beziehung einzelner Stellen auf die Zerstörung Jerusalems und die vorausgegangenen Ereignisse, der Flucht des Weibes in die Einöde (Cap. XII. 6), auf die Flucht der Christen nach Pella u. s. w. — Doch steht Ansicht hier gegen Ansicht, und wollen wir mit dem Verfasser nicht rechten. Berechtigter scheinen uns die Bedenken gegen die Form des Buches, nach des Verfassers Wort die einer „Paraphrase“; das heißt, er gibt die im ganzen gute Uebersetzung, und schaltet, bald dem Satzbau desselben angepaßt, bald nicht, seine durch Klammern und abweichende Schrift kenntlich gemachten Noten oder Erklärungen, „die Paraphrase“ und die Uebersetzung ein; andere Erklärungen sind am Schlusse des Verses beigelegt. Der erstere Vorgang macht die Lectüre recht ermüdend und anstatt das Verständnis der Uebersetzung zu fördern, ist er demselben hinderlich und stört den Zusammenhang. Nicht selten scheint ferner eine Bemerkung überflüssig und müßig; anderswo wieder eine kurze Erklärung wünschenswert; die Anführung einiger Schriftstellen mit Angabe des Ca-

pitels ohne Vers oder umgekehrt, die Schreibweise „Thimotheus“ zweimal beruhen wohl nur auf Uebersehen.

Sonst ist das Büchlein mit viel Liebe und Wärme geschrieben, verrieth große Vertrautheit des Verfassers mit der heiligen Schrift, namentlich mit den Propheten, und ist ihm deshalb zu wünschen, daß es bei einer Neuauflage ein passenderes Gewand bekomme und dann vielen Absatz finde.

St. Florian.

Professor Dr. Moisl.

#### 4) **St. Paulus und St. Jacobus über die Rechtfertigung.**

Von Dr. theol. Bernhard Hartmann, Religionslehrer in Dortmund.

Mit Approbation des hochw. Capitel-Vicariats Freiburg. Biblische Studien, herausgegeben von Prof. Dr. D. Bardenhewer in München.

II. Band, I. Heft. gr. 8°. (X u. 164 Seiten.) Freiburg. 1897. Herder. Preis M. 3.20 = fl. 1.92.

Eine recht interessante Arbeit, die sich zur Aufgabe stellt, den Nachweis zu liefern, daß Gal. II. 16, (beziehungsweise Rom. III. 28) mit Jac. II. 24 in keinem sachlichen Widerspruch steht. Um dies darzuthun, wird nach einer kurzen geschichtlichen Uebersicht über den Stand der Frage bis in die neueste Zeit zuerst Paulus ins Verhör genommen über seine Stellung zum Gesetze, über seine Auffassung der in Frage kommenden Begriffe Gesetz, Glaube, Werke, Rechtfertigung und ihr Verhältnis zu einander; hierauf in gleicher Weise Jacobus. Aus der Vergleichung der Aussagen der beiden Apostel in ihren Briefen wird dann der Schluss gezogen: Zwischen Paulus und Jacobus bestehe allerdings ein subjectiver, formeller Unterschied in der Lehre von der Rechtfertigung, der seinen Grund in der Verschiedenheit des schriftstellerischen Standpunktes, der Lebenserfahrung und des Charakters der beiden Apostel habe, aber durchaus kein objectiver, dogmatischer Gegensatz weder in der Lehre von den Werken, noch im Glaubensbegriff, noch im Verhältnis von Glauben und Werken, noch in der Rechtfertigung. Paulus habe Gesetzeswerke vor Augen, die dem Glauben vorangehen, die „*losgelöst sind vom Grund des Glaubens und der Gnade*“, Jacobus aber Werke, die „*des Glaubens Erweis und Vollendung sind, den Glauben zum mindesten voraussetzen*“. Ferner gelte dem Paulus als echter Glaube nur der, der in der Liebe thätig ist Gal. V. 6 und nur diesen meine er, wie fast ausnahmslos in seinen Briefen, besonders dann, wenn er dem Glauben rechtfertigende Kraft zuschreibt; auch Jacobus kenne nur den Glauben als echt an, „*der gestaltet und entfaltet ist im Werk*“; er lasse aber auch einer abnormalen Erscheinung des Glaubens, die er bei seinen Gegnern findet, den Namen Glaube, nenne ihn aber zum Unterschiede vom echten, einen todten und unfruchtbaren, und diesen meine er in dem ganzen Abschnitte II. 16–24 Beide Apostel stimmen somit auch in der Forderung der Vorbedingungen zur Rechtfertigung sachlich vollkommen überein; nur formell bestehe ein Unterschied, indem bei Paulus die Formel laute: Glaube und Liebe in Liebe thätiger Glaube, bei Jacobus: Glaube und Werke.

Nur die fleißige und gründliche Arbeit hat der Verfasser, der nicht geringe Literaturkenntnis und geschickte Verwertung derselben, stilistische

und dialectische Gewandtheit bekundet, durch Zuerkennung des Doctorgrades von Seite der theologischen Facultät Tübingen bereits die verdiente Anerkennung; selbe wird ihm auch katholischerseits von anderen Gelehrten nicht vorenthalten werden, wenn auch nicht alle in allen Einzelheiten übereinstimmen; so zum Beispiel kann sich Berichterstatter mit der vom Verfasser adoptierten Schäfer'schen Begriffsbestimmung der Gottesgerechtigkeit Rom. I. 17 noch immer nicht befreunden, sowie er eine dogmatisch genauere Bestimmung der Rechtfertigung, auch sonst hie und da bestimmtere klarere Ausdrucksweise wünschen möchte. — Zum Schlusse sei bemerkt, daß Herr Verfasser für eine bewußte Bezugnahme des Jacobus und Paulus eintritt. Die Schrift sei allen theologisch Gebildeten bestens empfohlen.

Dr. Moisl.

5) **Collectio indulgentiarum** theologiae, canonice ac historice digesta; opus a P. Petro Mocchegiani a Monsano, Ex-Definitore generali ord. minorum et Sacrae Congregationis indulgentiarum Consultore dispositum. Ad claras aquas (Quaracchi) prope Florentiam ex typographia Collegii S. Bonaventurae. 1897. pag. XII u. 1150, pret. M. 8. — = fl. 4.80.

Ein opus patientiae aus der Hand eines Nachmannes; ersteres Prädicat bürgt für Reichhaltigkeit, letzteres für Correctheit. Der Verfasser, selbst Consultor der Ablass-Congregation, behandelt im ersten Theile das allgemeine, die Fundamental-Lehre des Ablasses, und zwar entwickelt er im Capitel 1 an der Hand bewährter Auctoren in ausführlicher, gründlicher, kirchlich correcter und leicht verständlicher Weise die theologische (dogmatische) Doctrin, im Capitel 2 die canonische, das heißt die Gesetze und Vorschriften behufs Gewinnung der Ablässe, alles mit reicher Angabe der einschlägigen Literatur. Der zweite Theil behandelt die Ablässe im besonderen und ist eine reichhaltige Sammlung von Gebeten, frommen Uebungen und Werken, sowie Aufzählung von Erbauungsgegenständen, an welche Ablässe geknüpft sind, und zwar Capitel 1: Gebete zu Gott, zur heiligen Dreieinigkeit, den drei göttlichen Personen, zumal der zweiten in den verschiedenen Stadien und Ereignissen ihres gottmenschlichen Lebens; Capitel 2: Jubiläumsablass; Capitel 3: apostolischer Segen; Capitel 4: Ablässe an verschiedenen Andachtsgegenständen, besonders Scapulieren; Capitel 5: Localablässe; Capitel 6: Kreuzweg. Im dritten Theil folgt eine treffliche Auseinandersetzung und Aufzählung der Ablässe, welche den verschiedenen Orden und Congregationen und Bruderschaften verliehen sind. Specielle Behandlung finden in diesem Theile die indulgentiae Ordini Minorum und Tertio Ordini saeculari St. Francisci concessae, was das Buch besonders brauchbar macht für jene, welche diesen Orden angehören, respective zu Rathgebern des letzteren berufen sind. Als Anhang folgt ein synthetischer, sowie alphabetisch-analytischer Index des im Werke behandelten Stoffes.

Möge das treffliche Buch anderssprachlichen Nationen das werden, was den deutschredenden Elementen Veringers Ablässe geworden sind: ein unentbehrliches Hand- und Nachschlagebuch für Priester und gebildete, fromme Laien, ein verlässlicher Berather bei Entscheidung aller Unge-  
wisse-

heiten und Zweifel, deren zumal in materia indulgentiarum so viele bestehen und austauschen. Es bietet ja alles, was bezüglich Ablass den Gläubigen allen und besonders den Priestern nützlich und nothwendig ist, zu wissen, zusammengestellt aus den besten Quellen. Viele Fragen, die sonst nur zerstreut erörtert werden, finden hier eine ausführliche, wissenschaftliche Besprechung und endgiltige Lösung durch Beizehung der betreffenden Congregations-Entscheidungen. Der Geistliche wird nebstbei reichlichen Stoff darin finden zur praktischen Verwendung für Predigten behufs Aufklärung des christlichen Volkes. Und wenngleich Durchführung und Ausstattung des Werkes mehr den südländischen Charakter trägt, und manche Partien des speciellen Theiles, zum Beispiel die Bruderschaften, mehr für italienische, besonders römische Verhältnisse gearbeitet zu sein scheinen, so darf sich doch diese gediegene Arbeit auch bei uns große Verbreitung versprechen, weil sie in vielen Punkten schon bestehende Ablass-Sammlungen vervollständigt. Um diesem Umstande, sowie der Brauchbarkeit noch mehr Rechnung zu tragen, dürfte es wohl erwünscht sein, in einer Neuauflage, welche dieses Werk seiner Reichhaltigkeit und Gediegenheit wegen wohl bald erleben wird, einige Abschnitte, vor allem die Bruderschaften noch zu vervollständigen; auch eine Formularien-Sammlung dürfte aus praktischen Gründen sehr angezeigt sein als Anhang. Bei Kleindruck mancher Partien dürfte dadurch an Raum kein Zuwachs erfolgen.

Einz.

Professor Dr. Karl Mayer.

- 6) **Gesta et Statuta** Synodi Dioecessanae, quam anno Domini 1896 constituit et celebravit Michael Napotnik, Princeps-Episcopus Lavantinus. Marburgi. 1897. Sumptibus Pr. Ep. Ordinarius Lavantini. 450, VI. Preis fl. 2.50 = M. 5.—.

Hirshbischof Michael Napotnik hat in den Tagen vom 28. September bis 2. October 1896 in Marburg eine Diöcesansynode gehalten. Auch sein Vorgänger hatte im Jahre 1883 eine solche gefeiert. Marburg steht durch Diöcesansynoden, die in neuerer Zeit zu den größten Seltenheiten gehören, wohl einzig da! Umso sicherer muß der Bericht über die jüngst gehaltene Synode, der in den „Gesta et Statuta“ vorliegt, das höchste Interesse in theologischen Kreisen finden. Der Inhalt des Buches gliedert sich (nach Voranstellung des Einberufungs-Edictes zur Synode) in vier Theile. Im ersten Theile werden mitgetheilt die Geschäftsordnung für die Synode, sowohl hinsichtlich der liturgischen Feierlichkeiten als auch hinsichtlich der formellen Behandlung der vorgelegten Materien, weiters die bei den einzelnen Synodalämtern zu verrichtenden Gebete, endlich die Unterweisung über die Synodalämter, sowie über jene Aemter in der Diöcesan-Verwaltung, welche auf der Synode zu besetzen sind. Im zweiten Theile wird über den Verlauf der Synode berichtet; die dabei gehaltenen feierlichen Ansprachen werden im Wortlaut gebracht. Die Theilnehmer an der Synode werden namentlich aufgeführt. Im dritten Theile finden sich der Tenor der Decrete, durch welche die Synode geleitet wurde, und mannigfache Formularien. Im vierten Theile folgen die Synodalbeschlüsse.

Gehalten wurden drei öffentliche Sitzungen, fünf General=Congregationen; die Materien wurden vorbereitet und behandelt nach vier Sectionen. Demnach erschienen die Synodal-Sitzungen in vier Theilen. Der erste Titel (*de fide et doctrina catholica*) handelt in fünf Capiteln: 1. von der Erhaltung und dem Schutze des katholischen Glaubens; 2. von der Theiligung des Clerus an Politik; 3. von der socialen Frage; 4. von den verbotenen Büchern; 5. von den Zeitungen. Im zweiten Titel (*de cultu divino*) werden besprochen: 6. die Taufe; 7. das allerheiligste Altars=sacrament; 8. die directen bischöflichen Reservatfälle; 9. Kirchenmusik; 10. kirchliche Kunst; 11. Bruderschaften und Vereine; 12. die Missionen und Laienexercitien. Der dritte Titel (*clericorum vita etc.*) handelt: 13. im allgemeinen vom geistlichen Anstande; 14. vom Studium der Theologie; 15. von den Exercitien; 16. von den Pastoral=Conferenzen; 17. von der Quiescenz und 18. von dem Testament der Geistlichen. Im vierten Titel (*regimine ecclesiastico*) werden behandelt: 19. die Rechte und Pflichten der Secane; 20. die liturgische Feier des Jahrtages der Wahl und Krönung des Papstes und 21. des Ablebens des letzt=verstorbenen Diöcesanbischofes; 22. die Gebete für den Kaiser; 23. das bischöfliche Knabenseminar; 24. die Pfarrchroniken; 25. das Diöcesan=museum; 26. die Veröffentlichung und verbindende Kraft der Synodal=gesetze. Im Anfange sind die vom Vetter der geistlichen Uebungen gehaltenen Meditationen (über: 1. Bestimmung des Menschen und des Priesters; 2. Sünde des Priesters und ihrer Bosheit; 3. Hölle und Buße) in slovenischer Sprache mitgetheilt.

Besonders sei hervorgehoben, daß die Synodal=Constitutionen sich nicht bloß auf die Feststellung leitender Principien beschränken, sondern bis ins Einzelne gehend positive Bestimmungen treffen und dadurch für die Praxis bedeutungsvoll und fruchtbar, für die Theorie erst recht interessant werden.

Das hier in Besprechung stehende Buch offenbart, welch ein groß=artiges Werk eine Diöcesan=Synode ist, welch einer schweren Aufgabe sich dabei der Bischof unterzieht, wie viele, viele Mühe und Arbeit jenen zuwächst, welche die Synode und Synodal=Constitutionen vorzubereiten haben, endlich: welch großen Opfermann der ganze Clerus der Diöcese bethätigen muß, um in der feierlichsten Form einer Synode die Gesetze für die Diöcese verkündigen zu hören, und auch seine Wünsche durch den Mund des Procurator Cleri in der Synode der Entscheidung des Bischofs zu unterwerfen. Bischof und Clerus der Lavanter Diöcese verdienen Bewunderung: ihr Denkmahl und ihr Ruhm sind die *Gesta et Statuta Synodi Dioecessanae*.

Einz.

Professor Dr. Rudolf Sittmair.

- 7) **Die Uebersarbeitung der Platonischen „Gesetze“**  
durch Philipp von Lyns. Von Dr. Max Krieg. Herder in Freiburg.  
1896. 40 Seiten. 8°. Preis M. 1.20 = fl. —.72.

Die „Gesetze“ sind nach Berichten alter Schriftsteller nicht von Plato selbst, sondern von seinem Schüler Philipp von Lyns herausgegeben worden.

Derſelbe hat, wie aus ihrer überlieferten Geſtalt zu erkennen iſt, manche Aenderungen daran vorgenommen, ſo daß ſchon der Zweifel ausgeſprochen wurde, ob überhaupt ein echter Gedanke Platons darin enthalten ſei. Nach den Unterſuchungen von Bruns und Krieg beſteht das Werk aus zwei Entwürfen, deren erſter nur wenige Bruchſtücke enthielt, während der zweite nahezu vollſtändig ausgearbeitet war. Philipp hat den erſten als Einleitung verwendet, im zweiten eine Partie des jetzigen ſiebenten Buches an den Anfang gerückt, um den Uebergang zu verdecken, und nur unbedeutendes aus eigenem hinzugefügt, letzteres um den idealen Standpunkt wieder zur Geltung zu bringen, von welchem Plato in dieſem ſeinem letzten Werke bedeutend abgegangen war. Das Reſultat iſt gut begründet und muß als ein ſehr lohnendes bezeichnet werden.

Linz.

Profeſſor Dr. Ignaz Wild.

8) **Die Freimaurerei Oeſterreich-Ungarns.** Zwölf Vorträge. Wen. Herders Verlag. 1897. (387 Seiten.) Preis ungebinden fl. 3.50 = M. 7.—.

Geſtützt auf verläßliche Quellen ſchildert der erſte dieſer zwölf Vorträge den wirklichen Uſprung, dann das Weſen und den Hauptzweck der Freimaurerei; als dieſer eigentliche Bundeszweck ſtellt ſich heraus: die Verleugnung des Chriſtenthums, die Unterdrückung der Kirche und Bekämpfung des poſitiven Glaubens, daher auch beſonders die Förderung eines vollſtändigen Indifferentismus und die planmäßige Entchriſtlichung der ganzen Geſellſchaftsordnung. Es folgen dann neun geſchichtliche Vorträge,<sup>1)</sup> welche die erſte Entſtehung und die fortwährende Weiterentwicklung der Freimaurerei in Oeſterreich und in Ungarn darſtellen. In markanten, lebendigen Bildern tritt uns das alles zerſetzende Treiben des Geheimbundes vor Augen, auf ſtreng hiſtoriſcher Grundlage wird dieſes nachgewieſen. Es werden dabei vorgeführt die ſicherſten und verläßlichſten Quellen: nämlich theils bedeutende Geſchichtswerke, theils die mannigfaltigſten Vogenſchriften, wie deren öffentliche Zeiſchriften, officiële und private Correſpondenzen, Briefe, archivaliſche Aufzeichnungen, Vogenreden, auch aus der allerneueſten Zeit, und ähnliche gewichtige Documente. Dieſe quellenmäßige, wahrheitsgetreue Darſtellung gewährt einen tiefen Einblick in die Geſchichte und unwiderleglich geht daraus hervor, daß Religion und Freimaurerei Begriffe ſind, die ſich vollſtändig ausſchließen. Trefflich wird auch die lügenhafte Darſtellung der Freimaurer entlarvt: daß ſie ſich nicht mit Politik befaſſen, daß ſie ein „nichtpolitiſcher Verein“ ſeien

<sup>1)</sup> Die Vortragsthemaata waren folgende: 1. Freimaureriſche Principien und Vogenſyſteme (Dr. A. M. Raich); 2. Oeſterreichs Freimaurerei biſ zum Tode Maria Thereſias (Baron von Sefert); 3. Freimaurerei unter Joſef II. (Dr. von Fuchs); 4. Freimaureriſche Berühmtheiten (P. Forſtner S. J.); 5. Freimaurerei und franzöſiſche Revolution (Baron Dr. von Berger); 6. Die Jacobiner in Ungarn (Nic. Moriz Graf Eſterházy-Eſſévázy); 7. Von Maſſer Franzens Verbot der Vogen biſ 1848 (Graf Duquoy); 8. Freimaureriſche Actionen 1849—1866 (Graf Eſtva-Tarouca); 9. Die ungarische Freimaurerei ſeit 1867 (K. Koſſer); 10. Die Freimaurerei in den Reichsländern (Graf Schönborn); 11. Geſamtbild (Graf A. Zichy); 12. Schluſsworte (Cardinal Dr. Grünha).

Nicht durch Combinationen und Vermuthungen, sondern durch ihre eigenen Geständnisse wird es unumstößlich erwiesen, daß sie von jeher den größtmöglichen Einfluß erstrebt haben auf all die höchsten Probleme der gesellschaftlichen Ordnung, und bei allen den bedeutendsten Ereignissen vorgearbeitet und mitgewirkt haben, daß sie ein wesentliches Werkzeug gewesen sind für alle politischen Umwälzungen seit der französischen Revolution. Besonders fesselnd und mit staunenswerter Sachkenntnis wird das politische Treiben und Wühlen der Freimaurerei im heutigen Ungarn geschildert durch den Herrn Redacteur Karl Koller, der selber einst Freimaurer gewesen ist. Zuletzt folgt noch eine bündige Zusammenfassung dieser inhaltschweren Vorträge, in welcher noch einmal plastisch und ergreifend dargestellt wird: wie die österreichisch-ungarische Monarchie auf einer der Freimaurerei diametral entgegengesetzten Grundlage aufgebaut ist und von der Freimaurerei nichts zu erwarten hat, als Zerstörung und Verderben. Seine Eminenz Cardinal Gruscha hat diese wichtigen Verhandlungen durch seine sehr warmen und innigen Schlußworte beschlossen. Möge dieses wertvolle Werk in recht weiten Kreisen verbreitet werden und über die verhängnisvolle und folgenschwere Irrlehre der Freimaurerei gehörig aufklären; möge es auch in jene Kreise gelangen, deren Gunst die gleisnerischen Freimaurer mit dem Aushängeschildchen der Humanität und Aufklärung sich gar so gerne erschwindeln möchten.

Salzburg.

Dr. Seb. Pleger, Spitalkaplan.

- 9) **Enchiridion Liturgicum** in usum Clericorum et Sacerdotum in sacris functionibus. Ex libris liturgicis S. Rituum Congregationis decretis et probatis auctoribus collegit Josephus Erker, Consistorii episcopalis consiliarius, direct. spiritualis Seminarii clericalis Labacensis. Lucra dabuntur orphanis sublevandis. Sumptibus Auctoris. Venumdatur in Libraria catholica Labaci. 1896. 8°. (XII) und 400 Seiten. Preis fl. 1.50 = M. 3.—.

Der inzwischen zum Domherrn beförderte Verfasser bietet uns unter obigem Titel ein mit großem Fleiße und seltener Sorgfalt gearbeitetes liturgisches Lehr- und Nachschlagebuch, das den Seminaristen und Priestern sehr empfohlen werden kann. Besondere Vorzüge des Werkes sind seine Reichhaltigkeit, Uebersichtlichkeit und Gründlichkeit, die Angabe der kirchlichen Entscheidungen und Verordnungen sowie die Benützung der verlässlichsten Auctoren.

Das Buch handelt zunächst von einigen Fundamental=Ceremonien, den liturgischen Tagen, dem Chore, über die niederen und höheren Dienste und zuletzt über den Celebranten, der so ziemlich alles findet, was ihm den Ritus der Privat- und feierlichen Messe betreffend zu wissen nöthig ist. Ferner enthält das Buch eine Instruction über die Auspendung und Erneuerung der heiligen Eucharistie, die Purification der heiligen Gefäße und dergleichen. Angefügt ist noch eine instructive Expositio synoptica Ritus Missae sollemnis und die graphische Darstellung einiger Stationes in Missa pontificali.

Wir hätten nur den einen Wunsch, daß bei einer neuen Auflage, die das recht gute Buch gewiß verdient, vielleicht auch eine zusammenhängende Erklärung des Ritus der Privatmesse aufgenommen und einige unbedeutende Unrichtigkeiten, wie solche bei der ersten Auflage eines derartigen Werkes kaum zu vermeiden sind, verbessert werden.

Linz.

Rupert Buchmair, Spiritual.

- 10) **Historiographia Ecclesiastica** quam historiae seriam solidamque operam navantibus accommodavit Guil. Stang, Lovanii Professor. Freiburg. B. Herder. 1897. Preis M. 2.40 = fl. 1.44.

Der Verfasser gibt hier ein Verzeichniß von mehr als 500 Kirchengeschichtschreibern in chronologischer Folge in die Hand. Angegeben wurden der Name, das Todesjahr, die Nation, eine kurze in ein paar Worte gefasste Qualifikation, die literarische Thätigkeit, die Werke. Den Schluss bildet das päpstliche Schreiben über die historischen Studien an die Cardinäle De Luca, Vitra und Fergenröther. Man kann dem Verfasser für diese Zusammenstellung nur dankbar sein.

Linz.

Professor Dr. M. Hiptmair.

- 11) **Kaiser Ferdinand II.** I. Ein Lebensbild zur religiösen Erbauung nach den bedeutendsten Geschichtswerken bearbeitet von Carl Ludwig S. J. Mit Erlaubnis der Ordensoberen und des fürsterzbischöflichen Ordinariates von Gran. Verlag der kath. lit. Actien-Gesellschaft in Preßburg. 1897. 8°. 112 Seiten.

„Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,  
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.“

Wollte man die Sache Christi und seiner Kirche zur bloßen Parteiangelegenheit erniedrigen, so wäre dieses Wort Schillers über Wallenstein auch auf den Kaiser anzuwenden, dessen „Stütze und Schrecken“ der abenteuerliche Generalissimus war. Gewissen Geschichtsmachern wenigstens hat es bei ihrem Urtheil über Ferdinand II. an Haß wahrlich nicht gefehlt. Er soll, wie jeder in seinem „Brockhaus“ lesen kann, „fanatisch“, „geistig höchst unbedeutend“ und dergl. gewesen sein. Natürlich, für einen Regenten, der offen und wirksam die Rechte der Kirche vertritt, hat die gewisse Zunft, auf die bekannte Frage „Quid adhuc egemus testibus?“ gestützt, nur das obige Urtheil. Lassen wir sie! Ferdinand II., der unter dem augenscheinlichen Schutze Gottes in einer Zeit der entsetzlichsten Wirren für Kirche und Reich das Menschenmögliche geleistet, erscheint einem christlichgläubigen Gemüthe im Schmucke glänzender, heiligmäßiger Herrschertugenden. Das vorliegende Schriftchen, welches sein Leben schildert, ist denn auch sehr geeignet, dem Zwecke, der auf dem Titel angegeben wird, zu dienen: der religiösen Erbauung. Frei von jeder Ueberschwenglichkeit, schildert P. Ludwig auf streng historischer Grundlage den edlen Habsburger, wie er thatsächlich war; „in all' seinem Denken und Thun, in seinen Grundsätzen, in seinen Absichten, in seinen Arbeiten, in seinen Kämpfen, in seinen Leiden ein herrliches, seltenes Vorbild für den katholischen Mann, sowohl für den katholischen Fürsten und Edelmann, wie für den Mann

des Volkes.“ (Vorwort.) Das Schriftchen entstand aus einer Reihe von Artikeln, welche in der „Sodalen-Correspondenz für Marianische Congregationen“ (Wien, Verlag der „Austria“) erschienen: Ferdinand II. ist ja bekanntlich das Muster eines eifrigen Sodalen und Marienverehrsers. Eine Uebersetzung der lateinischen Schrift P. Yamormains über „Die Tugenden Ferdinands II.“ soll als zweiter Theil folgen. Beide Theile sind jedoch auch für sich allein zweckdienlich. Der uns vorliegende erste Theil bildet ein in sich abgeschlossenes selbständiges Werk, welches gebildeten Männern und Frauen und insbesondere der studierenden Jugend nur aufs Wärmste empfohlen werden kann. Das Schriftchen ist recht nett ausgestattet und mit fünf hübschen Einschaltbildern geschmückt. Leider mußten wir wahrnehmen, daß, wie schon in der „Sodalen-Correspondenz“, so auch hier die nicht sehr glückliche Neuenerung nachgemacht wurde, nach welcher die Seitenzahlen von dem Posten, den sie bisher zu vollster Zufriedenheit der Leser oben auf jeder Seite behauptet haben, vertrieben und schnöde unten angefügt werden sollen.

Nied im Innkreis.

Cooperator Josef Boeschl.

- 12) **Die hl. Schrift im Predigamte.** Monatschrift f. Priester von Josef Siegmund, Pfarrer in St. Jodok (Tirol). II. Jahrgang. (Von Jänner bis December, also 12 Hefte.) Preis fl. 2. — = M. 3.40. mit Postzustellung Verantw. Redacteur Peter Schwingshackl, f. b. Hofkaplan in Brigen. Zu abonnieren in der Buchdruckerei des kath.-polit. Pressvereins in Brigen, Südtirol.

Das II. Heft des letzten Jahrganges der Vünzer theol.-prakt. Quartalsschrift Seite 423 ff. brachte eine im Ganzen anerkennende Besprechung obiger Monatschrift, die damals freilich erst ein einziges Heft zur Probe vorweisen konnte. Seitdem hat diese Monatschrift ihren ersten Jahrgang vollendet und gestattet somit ein gründlicheres Urtheil über deren Haltung, Wert und Nutzen.

Unter den Beweisquellen der katholischen Predigt bildet die heilige Schrift unbestritten die erste, wichtigste, alle anderen an Wert und Bedeutung weit überragende. Sie ist ja das geschriebene göttliche Wort. „In dem Maße ist ein Prediger zu seinem Amte geschikt, in welchem er unterrichtet ist in der Heiligen Schrift; was auch sonst an Gaben und Kenntnissen ihm abgehen mag, das ersetzt die Heilige Schrift: sie wird ein Standpunkt, von dem aus der Mensch sich hoch erhebt, selbst groß wird und alles Menschliche überragt. Und nicht bloß für den Inhalt der Rede, ebenso auch für deren Form, Sprache und Ausdruck.“<sup>1)</sup> Hierüber besteht wohl kein Zweifel. So wichtig es für den Prediger ist, sich die Kenntnis der hl. Schrift anzueignen, so wichtig ist es aber auch, diese Kenntnis in der Predigt recht zu verwenden — oder wie soll der Prediger die Schrift gebrauchen? Er hat ein Dreifaches zu leisten: er muß das treffende biblische Wort finden, er muß es erklären und das Erklärte anwenden. Hierzu behilflich zu sein, das ist Bestimmung und Zweck der

<sup>1)</sup> Hettinger Dr. Fr.: „Aphorismen über Predigt und Prediger“, S. 222. Freiburg, Herder.

betreffenden Monatschrift, deren erstes vorjähriges Heft bereits von unsern Landesbischöfen empfehlend einbegleitet und vom Clerus in Tirol, Vorarlberg und wohl auch weiterhin in deutschen Landen willkommen geheißen wurde. Jedes Heft bringt rechtzeitig für den entsprechenden Monat Predigt-  
skizzen, in der Regel ziemlich ausführlich, aber doch dem Prediger reichlich Raum gewährend zur eigenen Arbeit. Besonders schätzbar und so recht dem Titel und Zwecke der Monatschrift entsprechend ist die reiche Auswahl der eingestreuten Schriftstellen. Gegenüber der nicht selten etwas geschraubten und gekünstelten Anwendung der Schriftstellen bei gewissen alten und neuen Predigern hält sich diese Monatschrift durchweg an eine von der exegetischen Wissenschaft wie von der Kirche selbst in ihren liturgischen Büchern, in den Concilien und von den geachteten Kirchenschriftstellern angenommene Auslegung. Was die Wahl der Themen betrifft, so verdient selbe alles Lob; sowohl für die einzelnen Feste, als für die gewöhnlichen Sonntage sind durchweg Gegenstände gewählt, welche ebenso der Erklärung wichtiger Glaubenswahrheiten für unsere Tage, als praktisch-n Fragen des christlichen Lebens dienen. So sind, um nur ein Beispiel anzuführen, die Christenlehreskizzen für die Fastensonntage über das Bußsacrament (von Herrn Prof. Dr. Haidegger) sehr gut. Die Skizzen sind durchweg sehr reichhaltig, klar und geordnet. Daß auch das apologetische Moment sehr berücksichtigt ist, entspricht einem Bedürfnis unserer Zeit. Eine willkommene, wertvolle Zierde des heurigen Jahrganges bilden die vom 10. Hefte an aufgenommenen Homilien des sel. Petrus Canisius S. J., — deren Fortsetzung den Abnehmern der Monatschrift sehr erwünscht sein muß. Ein berühmter Lehrer der Beredsamkeit (P. Jungmann S. J.) erklärte die Homilien überhaupt als die faßlichste und nützlichste Predigtweise für das christliche Volk; — ich glaube, er hat Recht. Die Homilien des Seligen zeigen, wie tiefes Verständnis der hl. Schrift und wie reiche Erfahrung zu praktischen Anwendungen fürs Volk er besaß, und dabei ist alles so klar und verständlich, so ungezwungen und salbungsvoll! — Einen besonderen Hinweis verdient noch der Anhang, der die meisten Hefte dieses Jahrganges beschließt. Derselbe bringt eine Methode, zu einer geziemenden Kennt-  
nis der hl. Schrift in Kürze zu gelangen. Gewiß wertvoll, da sehr praktische Winke gegeben und außerdem an Beispielen die praktische Anwendung dieser Methode (Buch Tobias, mehrere Psalmen) gezeigt wird. So bringt auch der Anhang den Predigern sehr wertvolles Material zum Studium und zum Gebrauch und der verehrte Recensent der Monatschrift im 11. Hefte der Linzer Quartalschrift Seite 423 — 425 hätte schon über den Anhang des ersten Jahrganges gewiß viel achtungsvoller gesprochen, wenn er nicht bloß das erste Heft, sondern auch die folgenden zur Hand gehabt hätte.

Dem Gefertigten gereicht es zur wahren Befriedigung, über den zweiten Jahrgang dieser Monatschrift ein so günstiges Urtheil aussprechen und die Benützung derselben allen Predigern aufs Wärmste empfehlen zu können. Daß sich auch der mit Neujahr beginnende dritte Jahrgang des-  
selben Lobes würdig machen wird, steht sicher zu erwarten.

Klausen (Tirol).

A. D. Schenk, Decan.

- 13) **Mariengröße.** 56 Muttergottespredigten. Von F. H. Kröll. Rempten, Kösel, 1881. Gr. 8°. 1014 Seiten. Preis M. 7.80 = fl. 4.68.

Diese 56 Muttergottespredigten enthalten ebenfalls eine Fülle von Gedanken in edelster Form. Der † große Homilet Hettinger sagt einmal: „Predigen Sie doch auch über die Gebetsformeln, über das Salve Regina und seine herrlichen Areden an Maria, über den Englischen Gruß und seinen unerschöpflichen Tiefgehalt, über das Sub Tuum praesidium, über das O Domina mea, über die Lauretanische Litanei und ihre Perlen!“ Das alles findet sich hier bei Kröll. Besonders schön sind die zwei Predigten „Stabat mater juxta crucem“ und „Das Oster-alleluja Unserer Lieben Frau“.

A. D. Schenk.

- 14) **Maria hilft immer und überall.** Ein Cyclus von Zeitpredigten zu Ehren der Mutter von der immerwährenden Hilfe. Von P. Fr. H. Franz C. Ss. R. Münster i. W., Alphonfus-Buchhandlung, 1897. 8°. 124 Seiten. Preis M. 1.50 = fl. —.90.

Den Gegenstand dieser ebenso geistvoll als logisch aufgefaßten und durchgeführten, wie zugleich in einer zierlichen und anziehenden Sprache dargestellten Predigten bildet von sieben verschiedenen Gesichtspunkten aus Maria, die Mutter von der immerwährenden Hilfe. Das Material dazu lieferte theils die katholische Mariologie und theils eine scharfe Beobachtung des täglichen Lebens. Die socialen Zustände und Bedürfnisse der Gegenwart bezw. die Heilsgefahren und Nöthen gerade unserer Zeit, zumal im Familienleben, sind eingehend berücksichtigt. Die praktische Anwendung und damit namentlich auch das Bestreben, der ärmeren Volksclasse durch Vorhaltung der Wahrheiten unseres hl. Glaubens Muth und Trost einzufloßen, tritt überall in den Vordergrund. Bei zweckmäßiger Kürzung kann das zur Verfügung gestellte ausgezeichnete Material in füglichster Weise zur Anfertigung von Predigten über die allerseligste Jungfrau, insbesondere über sie als die Mutter von der immerwährenden Hilfe umgearbeitet werden. Auch als vorzügliche Erbauungslectüre für fromme Marienverehrer verdienen diese sieben Vorträge eine warme Empfehlung.

Ehrenbreitstein.

Bernard Deppe, Rector.

- 15) **Bernünftiges Denken und katholischer Glaube.** Erwägungen für die gebildete Welt von Christian Hold, Decan und Pfarrer. Mit bischöfl. Approbation. Rempten, Verlag der J. Kösel'schen Buchhandlung, 1897. 8°. VII, 234 Seiten. Preis M. 2.40 = fl. 1.44.

Der Verfasser hat in vorliegender Schrift in reichlicher Weise Bausteine zusammengetragen, damit der gebildete Leser sich über das höchste Glück auf Erden, über seinen Glauben, Rechenschaft geben kann. Er behandelt in Kürze, aber in interessanter und belehrender Weise einen großen Theil unserer Glaubenslehre, wie die Offenbarung Gottes, die Gottheit Christi, die Gnadenmittel u. s. w. Das Buch ist wissenschaftlich gehalten und gewinnt sehr durch die lebhafteste Darstellung. Wir sehen einerseits die ganze Hilflosigkeit des Menschen, wenn er auf sich selbst angewiesen ist oder die übernatürliche Offenbarung zurückweist, andererseits aber auch die

großen Güter und das unschätzbare Glück des christlichen Glaubens. Die Beweise sind in packender Form gebracht; doch dürfte man wünschen, daß, besonders mit Rücksicht auf den bestimmten Leserkreis, die Gegner und ihre landläufigen Einwände etwas mehr berücksichtigt worden wären; so z. B. sagt uns der Verfasser nichts von den Leugnern der Wunder unseres Jahrhunderts. Einige Ausdrücke, wie z. B. pag. 63: „Die Zeit der vollendeten Ausführung der Wiederherstellung der Stadt“ sind wohl etwas schwerfällig. Der Zweck des Buches, Belehrung für das gebildete Publicum, ist vollständig erreicht und es wäre nur zu wünschen, daß das Werk in möglichst viele Hände käme.

Amberg.

Dr. M. Högl.

16) **Das Glück, katholisch zu sein.** Von V. v. Hammerstein, Pr. d. G. J. Trier, Paulinus-Druckerei, 1897. 164 Seiten. Preis fl. —.72 = M. 1.44.

Wer im katholischen Glauben aufwächst, würdigt oft nur zu wenig das Glück, welches ihm hiedurch zutheil ward. Er gleicht einem Gesunden, welcher, da er nie krank war, das Glück der Gesundheit kaum beachtet. Nicht-Katholiken aber schätzen wohl noch weniger das Glück des katholischen Glaubens, denn sie kennen es nicht; ihnen ward vielfach nur ein Zerrbild des Katholicismus gezeigt. Der Verfasser will nun beiden, Katholiken und Nicht-Katholiken, das Glück, katholisch zu sein, in einer populären, sehr anziehenden Weise vor Augen stellen. Das Buch ist, mit Ausnahme des ersten Capitels, in Form von Briefen abgefaßt.

Den Frieden des Herzens und „den Wechsel auf den Himmel“, das ist es, was Präsident v. R. durch seine Rückkehr zur wahren Kirche suchte und fand. Darin allein besteht das Glück des Menschen. Selbst Männer wie Göthe, welche die irdischen Freuden, das irdische Glück in vollen Zügen geschlürft haben, „blieben unbefriedigt jeden Augenblick“ (1—2). Was geschieht mit mir nach dem Tode? Habe ich eine unsterbliche Seele, welche fortlebt? Das ist „die Sorge“, welche sich bei Arm und Reich, bei Menschen jeglichen Standes „durch das Schlüsselloch einschleicht“, auch wenn „Noth“, „Mangel“ und „Schuld“ draußen bleiben (3). Im vierten Abschnitt zeigt uns der Verfasser aus den Aufzeichnungen vieler Convertiten, wie Ruhe und Frieden mit der Gnade Gottes in ihr Herz eingezogen ist. Nicht Sache der Phantasie und des Gefühles pflegt der Uebertritt zur katholischen Kirche zu sein, sondern gewissenhafte Prüfung. Eine solche Conversion ist das natürliche Erzeugnis eines aufrichtigen Herzens, einer gesunden Vernunft und besonderen Gnade Gottes (5). Damit aber „der Wechsel auf den Himmel gut sei“, muß das Religionsystem, auf das er sich stützt, frei sein von inneren Widersprüchen. An diesen aber krankt der Protestantismus in der schreiendsten Weise. Auf einer „sandigen Grundveste“ ist er aufgebaut mit all' seinem ängstlichen Schwanken und Zucken, mit seinen unaufhörlichen Aenderungen und Neuerungen. Dagegen ist die katholische Kirche consequent, indem sie an der von Christus eingesetzten unfehlbaren Autorität ihres Vehrantes festhält (6). Die katholische Kirche ist eben nicht Menschen, sondern Gotteswert; der Protestantismus

dagegen ist ein äußeres Menschentwesen, in welchem alles vom Anfang bis zum Ende Menschenfahrungen sind (7). Eine Kirche, die ihre Lehre beständig ändert, kann nicht die wahre Kirche Christi sein (8). Die Religionsgesellschaft Christi muß das Bild des einen Hirten und der einen Herde darstellen. Wo aber bleibt z. B. die Einheit im Glauben, wenn der Christ in der Morgenpredigt hört, Christus sei Gott, am Nachmittag aber von derselben Kanzel aus vernimmt, Christus sei nicht Gott? Die Glaubenseinheit der Katholiken dagegen hat einen Krystallisationskern in dem unfehlbaren Lehramte (9). Diese allein kann auch das große fünfte Weltreich Daniels sein; denn alle anderen Kirchen tragen einen beschränkten, nationalen Charakter (10). Die Echtheit einer Religion wird auch erkannt an den sittlichen Früchten, welche sie in ihren Sendlingen und Anhängern aufweist. Wo ist die Keuschheit und Reinheit der Reformatoren? Noch selten ist ein römischer Katholik Protestant geworden, um frömmere leben zu können, sondern um größere Freiheit zu genießen. Wenn aber Protestanten katholisch werden, so folgen sie der Stimme ihres Gewissens (11). Sodann fördert jene Religion unser Glück am meisten, welche uns am besten antreibt und hilft, Schätze für den Himmel zu sammeln, und das ist die katholische (12). Vom größten Interesse ist Abschnitt 13 über das Bußsacrament. Hierüber herrsche im Protestantismus eine Generalconfusion. Es mache sich eben jeder seine eigene Moral (14). Ferner fehlt dem Protestantismus das Priesterthum und damit eben das Opfer des neuen Testaments. Ihre Priester sind lediglich Prediger (16). Nachdem der Verfasser einige Einwände widerlegt, zeigt er (in 18) das Unglück ungläubiger Koryphäen. Die Quelle des Glückes für den Menschen liegt eben im Glauben und weil der Glaube frei ist, so ist jeder seines Glückes Schmied.

So kehrt der Verfasser am Schlusse zu seinem Ausgangspunkte zurück und aus dem Wenigen, das hier angeführt worden ist, wird jeder die Güte des Buches, das der Name des Verfassers allein schon hinreichend empfiehlt, erkennen. Der Präsident v. M., der wohl der Verfasser selbst ist, war aus Ueberzeugung zur wahren Kirche zurückgekehrt und hat dadurch, wie so viele andere, den Frieden des Herzens und einen sicheren Blick in die Zukunft gewonnen. Das Glück, „katholisch zu sein“, leuchtet aus jeder Seite des Buches, so daß es Katholiken und Protestanten nur mit großer innerer Befriedigung lesen werden, jene zur Bestärkung in der Wahrheit, diese zur Lösung gar manchen Zweifels, um den Weg zur wahren Kirche zu finden.

Amberg.

Dr. M. Högl.

**17. Goldenes Schatzkästlein für Priester.** Betrachtungen auf die vornehmsten Feste der Heiligen und alle Tage des Kirchenjahres. Zu Ehren der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Herausgegeben von Johann Romanus. Drei Bände. Druck und Verlag der Missionsdruckerei Johann Janssen in Stenl (Rheinland). Preis schön gebunden M. 12.50 — fl. 7.50.

Treffend sagt der hl. Bernhard, der Priester müsse eine Muschel sein, die immer angefüllt, nur von dem Ueberflusse mittheilt, — nicht

eine Röhre, welche alle Flüssigkeit ausgießt und dabei selbst trocken bleibt. Diese Worte des heiligen Kirchenlehrers gelten in ganz passender Weise vom Priester, der stets die Muschel seines Herzens durch hl. Betrachtung füllen soll, um dann auch hinwiederum Anderen mittheilen zu können. Die Meditation soll die Flamme der Liebe und heiligen Begeisterung in jeder Priesterseele wach erhalten. Nicht bloß der Ordensmann, sondern auch der Weltpriester ist angewiesen auf die oftmalige Betrachtung, wenn er nicht den wahrhaft priesterlichen Geist und Seeleneifer einbüßen und verlieren will. (Schlör.)

Das beste, reichste und schönste Betrachtungsbuch ist allerdings in alle Ewigkeit das Buch der Bücher. Dasselbe bleibt aber auch für alle anderen Betrachtungsbücher der stets fließende Jungbrunnen, die klare, frische Quelle, aus der alle schöpfen müssen. Und solche Werke sind dann von einem nicht zu unterschätzenden Werte.

Nun, so ein Betrachtungsbuch im wahren Sinne des Wortes ist das „Schatzkästlein für Priester“, über welches hier eine kurze, bescheidene Besprechung erlaubt sei. Dasselbe zerfällt in drei Bände, wovon der erste den Weg der Reinigung, der zweite den Weg der Erleuchtung und der dritte den Weg der Vereinigung behandelt. Die Form der einzelnen Betrachtungen ist die des heil. Ignatius. Jede Meditation besteht aus zwei Vorübungen, und ein jeder der drei weiter ausgeführten Punkte endet mit einer Anmuthung und einem bestimmten Vorsatz mit Tugendübung und Schlußgebet. Der Verfasser beantwortet der Reihe nach, bis ins Kleinste gehend, all' die wichtigen Fragen des geistlichen Lebens und holt sich dafür die Beweggründe und Motive aus dem reichen Schachte der heiligen Schrift. Freilich sind es immer wieder die alten Wahrheiten der hl. Evangelien, aber stets in einem Kleide voll Anmuth und Reiz. Eine Anleitung zum geistlichen Leben zieht sich wie ein rother Faden durch alle Betrachtungen hindurch.

Besonders angenehm berührt es, daß der Herr Verfasser so bedacht war auf das göttliche Herz Jesu. So findet sich im dritten Bande für jeden Tag des Monats Juni eine Meditation zum heiligsten Herzen, worin dasselbe in den verschiedensten Beziehungen zu uns Menschen betrachtet wird. Auch jeder erste Monatsfreitag ist mit einer eigenen Betrachtung zum göttlichen Herzen Jesu ausgezeichnet. Damit auch die reinste Jungfrau Maria einen besonders würdigen Platz in diesem Werke behaupte, wurde auch ihrer in zarter Liebe gedacht während des ganzen Maimonates. Gleichfalls finden sich auch für die bekannteren Heiligensfeste eigene kurze Betrachtungen. Das ganze dreibändige Werk durchzieht der wohlthuende Hauch himmlischer Weihe und der würzige Balsam heiliger Sammlung.

Beim Eingang des ersten Bandes wird im Besonderen über die tägliche Betrachtung gehandelt; man könnte es eine kurze Schule oder Anleitung zur Betrachtung nennen. In jedem Bande findet sich ferner am Beginne ein Morgen- und Abendgebet und auf den letzten Blättern der Accessus et Recessus ad Missam, ein Umstand, der oft mehr als angenehm für jeden Priester sein dürfte.

Nur noch eine kurze Bemerkung sei erlaubt: Bezüglich des 8. Decembers hätte der Herr Verfasser besser streng beim Dogma der unbefleckten Empfängnis bleiben sollen, statt bloß über die Jungfräulichkeit Mariens seine Betrachtung anzustellen. Im Uebrigen ist es wirklich schwer, über das durchaus gediegene Werk Ausstellungen zu machen. Es ist Alles so trefflich und vorzüglich, daß es gewiß die beste Empfehlung reichlich verdient.

Möge dieses Werk vom Segen Gottes begleitet sein und Vielen zur wahren Vollkommenheit und Selbstheiligung verhelfen, aber auch Predigern und Beichtvätern eine segenspendende Quelle sein zur Führung und Heiligung der vom lieben Gott ihnen anvertrauten Seelen. — Das Werk würde sich vorzüglich eignen als Geschenk für Primizianten.

Stift Lambach.

P. Gebhard Koppler O. S. B.

- 18) **Der Campo Santo der Deutschen zu Rom.** Geschichte der nationalen Stiftung zum elfhundertjährigen Jubiläum ihrer Gründung durch Karl den Großen; herausgegeben von Anton de Waal, Rector des Campo Santo. Mit vier Abbildungen. 8°. (XII und 324 Seiten.) Freiburg. Herder. 1896. Preis M. 4. — = fl. 2.40; gebunden in Leinwand M. 5.20 = fl. 3.12.

Mit Ende 1896 beging das deutsche National-Institut Campo Santo feierlich das Fest seines elfhundertjährigen Jubiläums. Nach der (echten?) Stiftungsurkunde der ehemaligen Frankenschule in Rom, an deren Stelle der heutige Campo Santo getreten ist, hätte der 26. December 797 als das Geburtsdatum des Institutes zu gelten.

Das Buch enthält vieles Interessante, wertvolle Aufschlüsse über altrömische Topographie, deutsche Landsleute, die in Rom gelebt und gewirkt haben, über das Almosenwesen der Päpste. Erschöpfend nach allen Seiten ist die Geschichte der Bruderschaft in ihrer Entstehung als kirchliche Corporation wie in ihrem charitativen Wirken dargestellt, ihre verschiedenen Licht- und Schattenseiten finden in der Verknüpfung mit den jeweiligen historischen und socialen Verhältnissen der betreffenden Zeitperiode Lösung und Begründung.

Druckfehler: Spirälern (S. 80), Böller (S. 125, öfter), Witwe (S. 130), stätige (S. 141), Madernas (S. 156 statt Modernos), stäter (S. 163), Melchior Klesfel (S. 198 richtiger Klesl), gefälschte (S. 209). Zum Uebertritt der Königin Christine von Schweden (S. 194) wäre zu ergänzen, daß dieselbe bereits am 24. December 1654 zu Brüssel, in Gegenwart des Erzherzogs Leopold und des Grafen Montecuculi, im Stillen das katholische Glaubensbekenntnis ablegte, während der feierliche Uebertritt allerdings erst am 3. November 1655 zu Innsbruck erfolgte. — Das Geschlecht der Habsburger (S. 196) erlosch 1740 nur in seinem Mannesstamme; denn auf Karl VI. kam dessen Tochter Maria Theresia. — Karl Madrug (S. 198) war Fürstbischof von Trient.

Ein Personal- und Sachregister wäre sehr erwünscht gewesen.

Urfahr-Linz.

Professor Dr. Johann Gjöllner.

- 19) **Sappalien** von P. Luis Coloma. 8°. 671 Seiten. Verlag Romanwelt. Berlin. Preis M. 3.60 = fl. 2.16.

Mit großem Enthusiasmus wurde der vorliegende Roman „Pequeñeces“ „Sappalien“ in seiner Heimat in Spanien aufgenommen: bald nach seinem Erscheinen war eine zweite Auflage nöthig, jetzt haben wir in deutscher

Uebersetzung schon die vierte Auflage. Die ganze ausländische Presse findet nur Lobesworte über diesen einen so unscheinbaren Titel führenden Roman aus der Feder eines Jesuitenpaters in Bilbao. Die „Germania“ und die „Kölnische Volkszeitung“ schreibt über das im Verlag der Romanwelt erschienene Werk: „Der spanische Jesuit ist da in eine seltsame Gesellschaft gerathen: Gerhard Hauptmann, Hermann Sudermann etc. werden sich vielleicht wundern, daß dieser Prophet unter den Weltkindern erschienen ist; aber wenn sie das Buch lesen, werden sie nicht leicht bestreiten, daß dieser Ordensmann sich getrost neben ihnen präsentieren darf.“

P. Luis Coloma hat „eine bewegte Vergangenheit hinter sich“. Er besuchte einige Jahre die Marineschule, studierte nachher Recht, unterdessen er sich „in den Strudel des gesellschaftlichen Lebens stürzte“, das er mit allen seinen Lastern, Finessen und Auswüchsen gründlich kennen lernte. Er war daran, ein *Roué* erster Quality zu werden, als ein Ereignis: Mordanfall, Duell oder Selbstmordversuch seinem Leben eine andere Wendung gab. Eines Morgens fand man nämlich den jungen Colonia mit einem Revolverhufte im Kopfe bewusstlos in seinem Zimmer daliegend. Die schweren Tage des Wundfiebers, als er zwischen Leben und Tod schwebte, läuterten seine Seele und einem Ignatius von Loyola gleich, trat er nach seiner Genesung der Gesellschaft Jesu bei. Als er nach Madrid berufen war, beeilte sich die Damenwelt, den einst so berühmten Dandy auf der Kanzel zu hören: doch die nackte Darlegung und unerbittliche Geißelung der Laster und der Gleichgiltigkeit, welche in den Kreisen der Hocharistokratie die Verschämung der wichtigsten Pflichten für Kleinigkeiten „Vappalien“ hält, zog die Verbannung des Jesuitenpaters nach sich. Jetzt schlug er seine Kanzel in seinen Sittenromanen auf. In der Vorrede seines Romanes entschuldigt er sich, durch die naturgetreue Schilderung der unmoralischen Verhältnisse vielleicht „sein geistliches Amt in den Schmutz zu ziehen“, doch hält er „das Liebeswerk, die Schwächen seiner Mitmenschen zu heben“, über allen Verdacht erhaben.

Diese schöne Tendenz, welche den überaus spannenden Roman zu einem einheitlichen Ganzen macht, die lieblichen rührenden Kinderscenen, die interessanten Episoden, der fließende erzählende Ton, die reine Sprache vollenden den Wert des Buches. „Wenn du, lieber Leser,“ — sagt die Vorrede — „ein zaghaftes Gemüth hast, entsetzt dich die Wahrheit, weil sie nackt und brutal ist, so klappe das Buch nur gleich zu! Wenn du aber die Wahrheit, auch wenn sie bitter schmeckt, über alles liebst, so öffne ruhig dieses Buch! Deffnen wir es.“

Preßburg.

Professor Eugen Gallovich.

## 20) Antworten der Vernunft auf die Fragen: Wozu Religion, Gebet und Kirche? Von Constantin Hafert.

Wraz. 1897. gr. 8°. (IV, 94 Seiten.) Verlag von Ulrich Moser.

Preis 50 kr. = 90 Pfg.

Dr. W. Heinrichs Buch: „Die religiöse Frage, die wichtigste Frage aller Zeitfragen“ (Verlag von Max Spohr in Leipzig) begründet die Thatsache, daß ein Heer von Brochuren religiöse Fragen behandelt. Unter diesen

kleinen Werkchen ist seit Segurs „Kurzgefaßte Antworten auf die gebräuchlichsten Angriffe gegen die Religion“ kaum ein besseres, als Haferts obiges Büchlein zu finden. Nachdem der Auctor in seiner ersten Brochüre: „Antworten der Natur auf die Fragen: Woher die Welt, woher das Leben? Thier und Mensch; Seele“ auf keineswegs ängstlicher Basis mehr vom naturwissenschaftlichen Standpunkte aus Angriffe gegen die Religion in recht präciser und treffender Form zurückschlägt, bekommen wir in dem vorliegenden, sehr inhaltsreichen und zugleich billigen Schriftchen klaren Bescheid in den praktischen Fragen des Lebens, mit der Absicht, den Satz zu widerlegen, als ob zwischen Wissenschaft und Religion ein Gegensatz wäre und man im gewöhnlichen Leben nicht religiös sein könnte. Eben deshalb werden die Beweise nicht aus der heiligen Schrift, sondern aus der Erfahrung des Lebens genommen. Es treten lebende Gestalten auf, welche in dialogischer Form die heiligsten Streitfragen besprechen. Ein Arbeiter spricht mit einem Grundbesitzer über die „Weltverbesserer“ (Socialisten), ein Fabrikant will einem Pfarrer darlegen, daß „die Religion nur für das Volk nothwendig sei“, ein Jurist stellt einem Theologen gegenüber den Satz auf: „Religion, aber keine Pfaffen“, ein Professor streitet mit einem Jesuiten über „Offenbarung, Wunder, Evangelium, Religion und Wissenschaft, Fortschritt“, über „die beste Religion“, ein feuriger Pientenant wird von seinem Obersten dessen belehrt, daß „das Beten nicht nur für Weiber und Kinder sei“ u. u. Schon aus dem Angeführten ist ersichtlich, daß dies interessante Schriftchen wegen seiner Wichtigkeit keinem christlichen Vereine, keiner katholischen Bibliothek, keinem Erzieher fehlen sollte.

Eugen Galovich.

**21) Dogmenhistorischer Beitrag zur Geschichte der Waldenser.** Nach den Quellen bearbeitet von Dr. Chrysost. H u c k , geistlicher Lehrer am großherzoglichen Gymnasium zu Baden-Baden. Mit Approbation des hochwürdigen Capitels-Vicariats Freiburg. Herder. Freiburg. 1897. 88 Seiten. Preis M. 2.— = fl. 1.20.

Diese von fleißigem Studium zeugende Schrift enthält vier Abschnitte. Im ersten handelt der Auctor von den Waldensern und ihrer Literatur überhaupt; im zweiten weist er hin auf die wenig benützten katholischen Quellen, welche er unter dem Namen auctores Gretseriani zusammenfaßt. Der leider vielfach vergessene, einst so berühmte Jesuit Gretser hatte sie nämlich herausgegeben. Der dritte Abschnitt behandelt die Stellung der Waldenser zur heiligen Kirche, ihre Lehre über die Sacramente, Sacramentalien und Cultus, und ihre eschatologischen Irrthümer. Im vierten redet der Verfasser vom Verhältniß der Waldenser zu den Protestanten. In vielen Punkten sind beide Irrlehren sich ähnlich, so zum Beispiel hinsichtlich des Formalprinzips; beide verwerfen ja die kirchliche Auctorität und die Tradition. In andern sind sie wieder sehr verschieden, besonders bezüglich des protestantischen Materialprinzips. Während Luther die doctrina de sola fide aufstellt, betonen die Waldenser in extremer Weise die opera externa. — Hinsichtlich des Alanus ab Insulis vertritt das Kirchen=

lexikon (I, 398), eine andere Ansicht. Das Büchlein kann jedem Freunde gründlicher Geschichtsforschung empfohlen werden.

Brixen (Tirol).

P. Thomas, Capuc.

22) **Westlich!** oder: Durch den jernen Westen Nordamerikas, Von Dr. Otto Zardetti, Titular=Erzbischof von Mozisius. Mit zwölf Vollbildern in Lichtdruck. 4°. (VIII. u. 220 Seiten.) Mainz, 1897. Franz Kirchheim. Preis in Pergament geheftet M. 10.— = fl. 6.—, im Salonband M. 12.80 = fl. 7.68.

„Amerika, das heißt die Vereinigten Staaten von Amerika, steigt immer mehr an Bedeutung in den Augen der alten Welt. Seine unermessliche Größe, seine fabelhafte Entwicklung, sein zunehmender materieller ja selbst politischer Einfluß auf das alternde Europa werden diesem Reiche des Westens immer mehr den staunenden Blick der Gegenwart zu . . . haben wir (nun) auch schon dies und das von den großen Städten und Unternehmungen des Ostens gehört, so doch verhältnismäßig wenig von jenem Westen, der sich jenseits von Chicago und dem Mississippi-Thale bis zum Gestade des stillen Meeres ausbreitet. Mit diesem Gebiete den Leser in bescheidenem Maße etwas vertrauter zu machen, ist der Zweck dieses Buches“ (Vorrede).

So läßt uns denn der hochwürdigste Verfasser an einer Ferienreise des Jahres 1885 theilnehmen, welche innerhalb zwei Monaten nicht weniger als zwölf Staaten des westlichen Nordamerika durchquert, ein Weg von 50.000 Meilen. Umjubelt von den Festklängen des Yankee doodle eilen wir am „glorreichen Vierten“ von den Ufern des Michigansees zu den hoffnungreichen Zwillingstädten St. Paul=Minneapolis: im bequemen Pullman-Car durchschiffen wir den Ocean der Prairien, um nach acht- undvierzigstündiger Fahrt das amerikanische „Wonderland“, den Nationalpark von Yellowstone zu erreichen. Die Fahrt wird uns nicht lange, dafür sorgt unser Führer, und für alle Mühe werden wir reichlich entschädigt durch die ganz einzigen Naturwunder, welche uns dieser „Park“ mit seiner Geyserregion bietet. Aus der Zauberregion der Wildnis jentst sich dann unser Weg hinab zu dem unglücklichen Sohne der Wildnis, den Reservationen des rothen Mannes. Und so gerne wir da länger verweilten, weiter geht es, immer mehr westlich! Bald hebt unser Herz, da wir auf schwanker Holzbrücke den silbernen Spiegel eines Sees durchkreuzen, bald schlägt es höher vor Freude, da wir vom sicheren Verdecke des Columbiadampfers aus die üppigen Reize seiner Ufer bewundern, dunkle Eichenwälder und schneebedeckte Bergriesen, plätschernde Wasserfälle, grüne Bergthäler, freundliche Wohnstätten der Menschen. Und endlich liegt es vor uns, umgeben von der gleichen Zauberpracht, die es einst Balboa und seinen Gefährten angethan, das unendliche ruhige Meer. Wer möchte nun nicht gerne die dreitägige Meereinsamkeit unseres Reiseführers theilen, bis wir durch die „goldene Pforte“ einlaufen in den prachtvollen Golf jener Goldstadt, welche den Namen des armen Bettlers von Missi trägt! Hier im „Garten der Welt“ feiert uns der culturelle Fortschritt und die Schönheit der

Natur in gleichem Maße, insbesondere treten wir in Verührung mit dem Träger asiatischer Civilisation, dem bezopften Bürger des „himmlischen Reiches“. Ein Besuch im Chinesenviertel von St. Francisco benimmt uns die Lust, noch weiter westlich vorzudringen, lieber wenden wir uns ostwärts, selbst auf die Gefahr, nach eintöniger Fahrt durch die amerikanische Wüste von Nevada unter die „Heiligen“ am Salzsee zu gerathen. Wir durchwandern das „heilige Sion“, wir nehmen in den Fluten des „todten Meeres“ ein salziges Bad, doch für uns arme „Heiden“ ist da keine Stätte des Bleibens. Das starre Felsengebirge, hier in seinem Hauptstocke großartiger als irgendwo, liegt bald zwischen uns und der Mormonenstadt, und durch die reichen Gefilde von Colorado und Kansas eilen wir zur „Zauberstadt“ Amerikas, der „Kaiserin des östlichen und westlichen Continentes“, Chicago. Wir sind am Endpunkte unserer Reise angelangt; aber von dieser Stadt aus, die, 1833 noch einige armselige Blockhäuser, bis 1897 zu einer Stadt von 1½ Millionen Einwohner herangewachsen, läßt uns unser Führer noch einmal aus hoher Vogelschau das Land des Sternenhanners überblicken, „ein enorm großes Land“ sehen wir, „trotz seiner gewaltigen Entwicklung im Westen der Pionnierzeit noch nicht entwachsen“, aber „ein Land von unberechenbar großer Zukunft“.

Ungern reichen wir unserem Geleitsmanne die Hand zum Abschied, wir sind es längst inne geworden, daß er kein „greenhorn“ ist; ein vierzehnjähriger Aufenthalt in den Vereinigten Staaten hat ihn mit Amerika und dem Amerikaner vertraut gemacht, dem er, ein Sohn der freien Schweiz, ja geistesverwandt ist. Umfassende Kenntnisse der amerikanischen Geschichte, aufmerksame Beobachtung und lebhafte Empfindung des Schönen in Natur und Kunst, eine weitblickende, geistreiche Auffassung der Dinge und ganz besonders ein für die höchsten Interessen der Menschheit warmfühlendes Herz haben vorstehende Reiseblätter dictiert, deren äußere, elegante Ausstattung nur ein entsprechendes Abbild jener vornehm abgerundeten und doch so frischen Darstellung ist, welche den Leser nie ermüden läßt. Gleich fern von der langweiligen Gründlichkeit eines Reisehandbuches wie von dem Feuilletontlatsch vieler Reisebeschreibungen schildert Zardetti Land und Leute; weder das Vergrößerungsglas des renommierenden Yankee, noch die schwarze Brille des bureaukratischen Europäers trübt sein Auge. So entwirft er ein Bild des Westens von Amerika, welches in seiner Gesamtheit anzieht, fesselt, überwältigt. Und prüft das Auge die einzelnen Gruppen, so entscheidet es schwer, welche Zeichnung mehr Lob verdient, der mit leuchtenden Farben entworfenen „glorreiche Vierte“ oder das schwermüthige Nachstück des dahinsiechenden rothen Mannes, die wilde Natur des Felsengehirges oder der Farbenschnelz der Californischen Gärten; Siegesjubil wechself mit Grabesliedern, erschütternder Donner der Geyserfluten mit dem melancholischen Plätschern der Meereswellen, der Glanz der amerikanischen Großstadt mit den unsauberen Wohnstätten des Asiaten, sinnverwirrendes Jagen nach Geld und Gut mit dem stillen Frieden des Klosters. Licht und Schatten aber empfängt dieses buntbewegte Gemälde von jener hehren Sonne, welche vom Kreuze aus die Welt erleuchtet.

Der hochwürdige Verfasser hat ja „in seinem vierzehnjährigen Aufenthalt seine Sympathie und Bewunderung für Amerika im großen Ganzen sich vertiefen und steigern gefühlt; aber“ — und damit ist der Charakter des Buches bezeichnet — „seine höchste Bewunderung und ungetheilte Sympathie gehört doch jenem Reiche, das nicht von dieser Welt, das aber jenseits des Ozeans bereits in voller Entwicklung begriffen ist.“ (Vorrede.) Des Kreuzes Spuren oder, was dasselbe ist, der Kirche Spuren folgt der hochw. Verfasser mit regem Eifer und gewinnt so den untrüglichen Maßstab, Amerikas wahren Fortschritt zu beurtheilen. Muß der Verfasser hierbei auch manche wunde Stelle aufdecken, so erscheint uns doch der Gesamtorganismus gesund, lebenskräftig, jugendfrisch. „Unleugbar ist“, schließt Zardetti, „daß der praktische Sinn des Volkes, der im allgemeinen loyale Amerikaner, das zerbröckelnde Wesen des Sectarthums, die Einheit und die Macht der Kirche deren Wachsthum mächtigen Vorschub leistet, wenn — nur wir Katholiken selbst unsere eigene hohe Aufgabe kennen und fühlen.“ (Seite 220.)

Eines findet der Leser in diesem Buche kaum angedeutet, was er vielleicht sicher erwartet, eine Darstellung jener kirchlich-politischen Fragen, welche die Katholiken Nordamerikas seit Jahren in getrennte Lager scheiden und die auch nach der Entsendung eines Apostolischen Delegaten noch nicht zur Ruhe gelangt sind. Jeder Leser dieser Reiseblätter wird auf das Lebhafteste des Verfassers Wunsch begrüßen, „wenn Gott Zeit und Gelegenheit gibt, seine Erfahrungen und Betrachtungen über die kirchlich-politischen Bewegungen in Amerika in nicht zu fernrer Zeit zu veröffentlichen. Wie kaum Einen dürfte die Länge des Aufenthaltes und die Verschiedenheit der Stellungen, die er dortselbst einnahm, ihn dazu eigen-schaften.“ (Vorrede.) Wir freuen uns darauf von Herzen.

Mies i. B.

Convictsdirector Dr. Carl Hilgenreiner.

23) **Jakob Balde als Mariensänger.** Gesammelte Mariengebichte des Jesuiten P. Jakob Balde; in freier Uebertragung herausgegeben von P. Peter Baptist Zierler O. Cap., Vector im Kapuzinerkloster zu Sterzing (Tirol). München, 1897. Verlag von J. Pfeiffer. 239 Seiten. 16°. Preis broschirt M. 1.40 — fl. —.84, in Leinwand-Origineleinband M. 2.20 — fl. 1.32.

Die Bedeutung Jakob Baldes auch in seinen Gedichten zum Lobpreise Unserer Lieben Frau hat schon Georg Westermayer in seinem Werke „Jakob Balde, sein Leben und seine Werke“, eingehend gewürdigt. Aber eine vollständige und gelungene Uebersetzung derselben lag noch nicht vor. Da hat sich denn ein Mitglied der nordtirolischen Kapuziner-Ordensprovinz, P. Peter B. Zierler, an die Aufgabe gemacht, eine solche herzustellen. Ueber die dabei befolgten Grundsätze spricht er sich in der Vorrede treffend aus. Die Uebersetzung selbst bekundet große Sprachgewandtheit und poetische Auffassung. Die zahlreichen Anmerkungen am Schlusse sind eine sehr dankenswerte Beigabe; in einer zweiten Auflage könnten noch die Seiten angegeben werden, zu denen die Anmerkungen gehören. Das Büchlein sei allen Freunden geistlicher Poesie wärmstens empfohlen.

Mies (Sb.-Dest.).

Professor Dr. Alois Hartl.

- 24) **Wahrheiten zur Erweckung der Neue und Bußgeinnung.** Ein Vademecum für Beichtväter von Karl Gemperle, weiland Pfarrer in Oberriet T. St. Gallen. Regensburg, 1894. Druck und Verlag der National-Verlags-Anstalt. 16°. XIV u. 114 Seiten. M. 1.20 = fl. —.72.

Ein verdienstvolles Unternehmen, dem sich der Verfasser mit Fleiß und Erfolg unterzogen hat. Man findet in diesem Werke in 320 Nummern kurze Aufmunterungen zur Erweckung der Neue und guter Vorsätze, die sich meistens an eine Stelle aus dem Evangelium oder der Epistel des Tages anschließen. Im ersten und auch im zweiten Theile sind alle Sonntage und die wichtigeren Feste des Kirchenjahres vertreten, und im dritten finden sich in freier Auseinandersetzung verschiedene Anmuthungen zur Neue und Liebe Gottes, zum Streben nach Heiligung unser selbst und Uebung einzelner Tugenden. Neben dem Studium der Moral und der Schriften der Heiligen sind diese geistlichen Samenkörner ein guter Behelf des Beichtvaters, besonders für Penitenten, welche öfter die hl. Sacramente empfangen.

Lambach.

P. Maurus Summer O. S. B.

- 25) **Gramatica di Nuove-Roman.** Lingua universal. Inventat e construit par Prof. J. Puchner, posedor d'un institut per lo linguas modern. Editor: Prof. Puchner. Linz s. Danubis (Austria). Zwei Kronen bei freier Postversendung. Verlag des Verfassers.

Der Verfasser wegen seiner gründlichen Kenntnisse zumal der romanischen Sprachfamilie allbekannt nicht nur in Linz, — wo ja Eleven aller Altersstufen und der verschiedensten Lebensstellungen bis hinauf zu den höchsten kirchlichen und weltlichen Würdenträgern dessen Vorträge besucht und gehört haben — sondern auch in allen Theilen Oesterreichs, im Ausland und über Meer, bietet im Folgenden ein sehr geschickt gelöstes Problem einer Weltsprache, das die praktischen Vorzüge mit wissenschaftlicher Force in sich vereint und so internationale Bedeutung gewinnen dürfte. Da nun diese Zeitschrift selbst ein mehr weniger internationales Organ ist, da zudem viele Leser derselben als gewiegte Sprachkenner die Publicationen zumal katholischer Linguisten mit Interesse verfolgen und so manchem unter ihnen der Verfasser ein theurer Freund ist, mögen auch hier einige Worte darüber gestattet sein.

Mögen noch so viele Schwierigkeiten der Bildung und Durchführung einer Weltsprache sich entgegenstellen, die flugberechnende Praxis unserer mit fieberhafter Eile voranstürmenden Zeit wird dennoch in nicht allzuferner Zeit ganz kategorisch ihr Viat darüber aussprechen. Die Zeichen trügen nicht. Je mehr sich einerseits die nationalen Gegensätze schärfen, desto mehr drängt die Zeit darauf hin, den internationalen Verkehr, wie durch materielle, so durch geistige Behelfe unbeschadet der Eigenthümlichkeiten der einzelnen Nationen zu erleichtern. Und time is money. Der internationale Telephonverkehr, den die nächste Zukunft bringen wird, das Handels- und Postwesen, der Büchermarkt, der Gelehrtenverkehr über die Grenzen der

eigenen Nation ist unvollkommen ohne gemeinsame Sprache. — Eine solche Universal Sprache muß freilich vorerst für mehr Gebildete berechnet sein; der gewöhnliche Mann wird ja selten in die Lage kommen, außer den engen Grenzen seiner Provinz oder seines Vaterlandes auch nur schriftlich zu verkehren; darum braucht auch eine Universal Sprache von vorneherein nicht auf alle jene Elemente zu verzichten, welche mehr die Schönheit als die Einfachheit bezwecken. Sie muß leicht erlernbar sein bezüglich der Formenlehre und des Wortschatzes, das heißt an schon vorhandene Vorstellungen anknüpfen. Beides ist hier der Fall. Diese Universal Sprache stellt sich uns dar als harmonisches Bild der Schönheiten aller hervorragenden romanischen Sprachen: die spanische mit ihrem bezaubernden Wohlklange gibt die Basis; die volltönenden, lieblich-süßen Flexionsendungen für die Formenlehre fließen aus der italienischen; dazu kommt die Schönheit und Exactheit der französischen Grammatik und die wunderbare Einfachheit des englischen Idioms. Die romanischen Völker werden darum in wenigen Wochen diese Sprache vollkommen beherrschen; nicht minder schnell jene deutschen, welche eine der romanischen Sprachen oder wenigstens Latein verstehen. — Nicht selten stehen sich große Männer durch ihre übereinstimmenden originellen Gedanken näher, als sie selbst glauben. Es mußte darum auf den Verfasser einen sehr ermuthigenden Einfluss ausüben, als der Großmeister der Sprachforschung Dr. Max Müller, Universitäts-Professor in Oxford, gelegentlich einer Erörterung über Bildung einer Welt Sprache sich dahin aussprach, es könnte dabei eine der modernen Cultursprachen zugrunde gelegt, bei ihrer Durchbildung aber die Schönheit der bestehenden Sprachen, ihre Klarheit und Exactheit verbunden werden mit der Einfachheit der Ursprachen. Professor Buchner hatte in diesem Sinne gearbeitet. Es hat sich auch bereits Max Müller sehr lobend über das neue Problem geäußert. — Auch gründliche Kenner der romanischen Sprachen werden darum das Werk mit großem Interesse studieren; sie werden hier die Schwierigkeit gelöst finden, welche von jeher Philologen von Fach einer künstlichen Welt Sprache entgegengehalten: Mangel einer naturgemäßen Durchbildung und Entfaltung. Professor Buchner, der nun schon mehr als dreißig Jahre die romanischen Sprachen lehrt und studiert, hat gerade aus dem historischen und wissenschaftlichen Entwicklungsgange, der uns ja die modernen und classischen Sprachen so ehrwürdig macht, für seine Universal Sprache den romanischen Idiomen die schönsten und ehrwürdigsten Formen abgelauscht. The wisdom of our ancestors is in the simile and my unhallowed hands shall not disturb it or — (und darauf hätte sich sonst Professor Buchner gefaßt machen müssen zumal in Philologentreisen): the Country's done for; so hat sich sicher der Auctor gesagt.

Der Inhalt des Büchleins ist folgender: Grundzüge der Grammatik mit Uebungsbeispielen Seite 1—19; die Nuove-Roman mit den romanischen Sprachen in Beispielen verglichen 20—22; die herzige Novelle Caballeros Lady Virginia in Nuove-Roman 22—56; Vocabular von mehr als 2000 Wörtern in Nuove-Roman und französisch. — Die Romanen werden diese Universal Sprache gewiß liebevoll aufnehmen; sie

werden dieselbe als Kind ihres eigenen Landes ansehen, das aus der Fremde, reichbeladen mit den Schönheiten der Schwester Sprachen, wieder heimkehrt ins Vaterhaus. Dieselbe herzliche Aufnahme werden ihr zu theil werden lassen alle jene, die eine der romanischen Sprachen verstehen.

Uinz.

Dr. Karl Mayer.

- 26) **Horae diurnae** (No. 39) Breviarii Romani in 32°. Deselée, Lefebvre et Comp. in Tournai, Belgien.

Die rühmlichst bekannte belgische Verlags handlung, bei welcher bereits früher das römische Brevier erschienen ist, hat nun auch ein Diurnale heraus gegeben. Diese Ausgabe empfiehlt sich durch ihre außerordentlich angenehme kräftige Schrift. Dabei ist das Format erstaunlich bequem:  $12\frac{1}{2} \times 7\frac{1}{2}$  cm. bei einer Stärke von 18—20 Millimeter und 1082 Seiten. Dies ließ sich nur erreichen durch Verwendung eines besonderen Papiers — des indischen — welches zwar sehr dünn, aber nichts destoweniger sehr stark ist und keineswegs durchleuchtet. Das Gewicht des gebundenen Bandes überschreitet nicht 215 Gramm.

Das oben genannte Diurnal, welches mit 15 Vollbildern nebst zahlreichen Anfangs- und Schlussvignetten aus bewährter Künstlerhand geschmückt ist, enthält an Ort und Stelle die neuesten Officien, steht mit den letzten Decreten im Einklang und ist mit dem Concordat der hl. Niten Congregation versehen. Preise: Broschiert Franks 5.—; gebunden: in chagriniertem, starkem Schafleder mit Rothschnitt Franks 7.—; in schwarzem echtem Chagrin mit Goldschnitt Franks 7.75; in biegsamem, schwarzem Chagrin mit abgerundeten Ecken und Goldschnitt (sehr empfohlener Einband) Franks 8.—; in schwarzem Chagrin I Sorte mit Goldschnitt und Goldmonogramm Franks 9.75; in poliertem Levantiner Maroquin, von beliebiger Farbe, Goldpressung auf Decken und Rücken und vergoldeter Randeinfassung der Chromo-Vorlagsblätter Franks 15.—. Alle Einbände haben Hohl schnitt, Rippen naht und biegsamen Rücken. Uns ist keine Ausgabe bekannt, welche bei so großem Drucke ein so geringes Volumen aufweisen könnte; wir können sie deshalb allen hochwürdigen Mitbrüdern nur aufs beste empfehlen.

Uinz.

Dr. Martin Fuchs.

## B) Neue Auflagen.

- 1) **Commentarium in Facultates Apostolicas.** Episcopis necnon Vicariis et Praefectis Apostolicis per modum Formularum concedi solitas ad usum Ven. Cleri, imprimis Americani concinnatum ab Antonio Konings C. SS. R. Editio quarta recognita, in pluribus emendata et aucta, curante Joseph Putzer C. SS. R. Neo-Eborace, Cincinnati, Chigagiae apud Benziger Fratres. 1897.

Dieser Commentar ist zunächst für Amerika geschrieben, hat aber allgemeinen Wert, und zwar einen bedeutenden. Der Gegenstand, über den er handelt, ist ein sehr praktischer, wichtiger und ziemlich schwieriger. Im ersten Theile ist die Rede von den Facultäten im allgemeinen, ihrem Begriffe und ihrer Eintheilung und Beziehung, von ihrer Interpretation und Application,

von ihrem Gebrauch und der Art und Weise, wie man sie erlangt und ausführt. Im zweiten Theile kommen dann die speciellen Facultäten zur Behandlung und zwar die auf das Wehesacrament, die Ehe, die Absolution von verschiedenen Reservaten und Censuren zc. bezüglichen, die verschiedenen Benedictionen und Dispensationen, so ziemlich alles, was in das Gebiet der Facultäten gehört. Bei den einzelnen Arten sind die entsprechenden Formeln beigelegt, wobei auf die einzelnen Länder Rücksicht genommen ist. Nebstdem sind die geltenden Censuren Apostolicae Sedis — et extra hanc Bullam, die Pagella S. Poenitentiariae und das Decret Quemadmodum abgedruckt. Ein Inhaltsverzeichnis schließt das sehr fleißig gearbeitete Buch ab.

Linz.

Professor Dr. Mathias Hptmair.

- 2) **Vita Domini Nostri Jesu Christi e quatuor Evangelii ipsis ss. librorum verbis concinnata a Joanne Baptista Lohmann SS. Editio latina altera.** Adjuncta est tabula geographica Palaestinae tempore Christi. Paderbornae. 1897. Junfermann. 8°. 250 pag. Preis M. 3.60 = fl. 2.16.

Diese synoptisch geschriebene Vita des göttlichen Heilandes wird besonders den Predigern und Katecheten ganz vorzügliche Dienste leisten; die chronologische Durchführung der Lebensgeschichte unseres göttlichen Erlösers erleichtert wesentlich das Verständniß der heiligen Evangelien, sie läßt aber auch in der einfachsten Weise die Widersprüche, welche zwischen den heiligen Evangelien zu bestehen scheinen. Die erste Ausgabe erschien in deutscher Sprache; um sie aber zum Gemeingute Aller zu machen, hat P. Victor Cathrein S. J. die vorliegende lateinische Ausgabe zum zweitenmale unternommen, wofür ihm nicht genug gedankt werden kann. Sehr gute Dienste leistete dem Uebersetzer das Buch: Synopsis et Harmonia quatuor Evangelistarum. Concinnavit Dr. J. A. Rotermond. Passavi. 1834.

Wir empfehlen die Vita auch als kostbare Grundlage für Meditationen und können hinsichtlich Preis und Ausstattung nur Gutes sagen.

Krauth.

P. Florian C. Kinast O. S. B.

- 3) **Die Gabe des heiligen Pfingstfestes.** Betrachtungen über den heiligen Geist von M. Meschler, Priester der Gesellschaft Jesu. Dritte Auflage. Freiburg im Breisgau. 1896. Herder'sche Verlagsbuchhandlung. 8°. (VIII und 518 Seiten.) Preis M. 3.50 = fl. 2.10.

Immer neue Freude gewährte es dem Recensenten dieses Buches, so oft er eine Schrift des alterproben azeischen Schriftstellers, des langjährigen Novizenmeisters und Lehrers der Schule des Geistes, zu lesen bekam. Bei dem vorliegenden Werke erfaßte ihn eine gewisse Neugier, wie der Verfasser dem so außerordentlich geheimnisvollen und für die Theologie nicht minder wie für die Aese etwas spröden Stoffe eine solche Fülle von Gedanken entlocken wollte, wie wir es bei ihm gewohnt sind. Ausgehend von einer streng dogmatischen Grundlage über das „Innere der Gottheit“, muß das Buch durch die Mannigfaltigkeit der Betrachtungen das Herz eines jeden nach geistiger Nahrung dürstenden katholischen Priesters hinreißen und begeistern für eine — leider zu wenig gekannte — specielle Verehrung des heiligen Gnadenspenders. Das Buch bietet herrliche Gedanken für die Betrachtung des Priesters, wie nicht minder für die Kanzel. Wir empfehlen zum Beispiel Capitel 18 für Firm-Predigten. 37. „Die christliche Familie u. s. w.“

Auch dem Laien stellt es in anschaulicher Fassung dar die erhabene Schönheit seines katholischen Glaubens, besonders zeigt es ihm, wie der heilige Geist die Seele des großen Gotteswerkes, der katholischen Kirche ist; er gewinnt einen tiefen Einblick in den wunderbaren Organismus der übernatürlichen Welt.

Felgte Westfalen.

Dr. Jos. Menius, Spiritual.

- 4) **Erklärung und Predigtenwürfe zu den sonn- und festtäglichen Evangelien des katholischen Kirchenjahres.** Von Anton Tappehorn, Ehrenamherr, Landdechant und Pfarrer in Preden. Erster Theil, welcher die sonntäglichen Evangelien behandelt. Mit Erlaubnis geistlicher Obrigkeit. Zweite verbesserte und bedeutend vermehrte Auflage. Dülmen in Westfalen. A. Laumann'sche Buchhandlung. gr. 8°. (VIII, 910 Seiten.) Preis M. 7.50 = fl. 4.50.

Die große Wichtigkeit der Verkündigung des Wortes Gottes macht es erklärlich, daß so viele Predigtenwerke erscheinen; ob aber damit meistens dem Bedürfnisse der Prediger gedient ist, das ist eine andere Frage. Es ist sicher schon jedem Priester, der in der Seelsorge wirkt, geschehen, daß er auf der Suche nach einer passenden Predigt in vielen Werken nachgesehen, aber nichts passendes gefunden hat und zuletzt sich ganz auf eigene Füße stellen mußte, um mit Begeisterung und Wärme das Wort Gottes zu verkündigen. Man greift daher mit wahrer Freude nach einem wirklich gediegenen Predigtenwerke, wie das uns vorliegende eines ist. Für die Verwendbarkeit und praktische Seite spricht ja schon der Name des rühmlichst bekannten Verfassers. Dieses Buch bringt nicht ganz ausgearbeitete Predigten, sondern Predigtenwürfe für alle Sonntage des Kirchenjahres; es enthebt also den Prediger nicht der eigenen Thätigkeit, sondern gibt ihm Themata und Material in Hülle und Fülle, während die nähere Ausführung dem Prediger selbst überlassen bleibt. Schon die Einleitung ist besonders für den Anfänger überaus wertvoll, weil sie treffliche Winke und Erläuterungen über die Vorbereitung auf die Predigt darbietet.

Die gegebenen Themata schließen sich enge an die sonntäglichen Evangelien-Perikopen an; da das exegetische Verständnis der betreffenden Perikope eine unerläßliche Bedingung ist, so ist jedem Sonntags-Evangelium eine gediegene exegetische Erklärung beigegeben. Die Predigtenwürfe theilen sich für jeden Sonntag in dogmatische und moralische. Damit ein jeder nach seinem subjectiven Geschmac oder in Rücksicht auf das Bedürfnis seiner Zuhörer eine geeignete Auswahl treffen kann, sind für jeden Sonntag mehrere sowohl dogmatische als moralische Themata durchgeführt.

Bei jedem Entwurf ist der Vorpruch genau citiert, an welchen sich eine kurze Einleitung, eine wohlgegliederte und übersichtliche Ausführung und ein packender Schluss anreihen; alles ist wohl durchdacht, eine reiche Fülle herrlicher Gedanken bietend. Lobend hervorzuheben ist, daß überall die heilige Schrift fleißig angezogen wird; auch auf den heiligen Thomas von Aquin ist häufig hingewiesen, wodurch der Verfasser der Absicht des heiligen Vaters Leo XIII., der das Studium dieses großen Kirchenlehrers so sehr empfiehlt, entsprechen wollte.

Aus solchen Predigten muß reicher geistiger Segen für Prediger und Volk fließen. Auch der vielbeschäftigte Seelsorger wird imstande sein, sich an der Hand dieses trefflichen Werkes in kurzer Zeit gehörig vorbereiten zu können. Die Ausstattung ist tadellos.

Friedberg in Böhmen.

Isfrid Hilber, Kaplan.

- 5) **Ceremoniale für Priester, Weiten und Ministranten zu den gewöhnlichen liturgischen Diensten** von Dr. Andreas Schmid, Director des Georgianums in München, o. ö. Universitäts-Professor, erzbischöflicher geistlicher Rath. Mit 60 Abbildungen. Zweite vermehrte Auflage. Rempten. 1897. Verlag der Josef Kösel'schen Buchhandlung. 8°. 560 Seiten. Preis broschirt fl. 1.80 = M. 3.—.

Was von der ersten Auflage in dieser Zeitschrift gesagt wurde, kann auch auf die zweite angewendet werden. Trotzdem, daß schon innerhalb Jahresfrist die zweite Auflage nothwendig wurde, — erfuhr sie dennoch eine bedeutende Veränderung im Anordnen und Vertheilen des Stoffes, eine bedeutende Vermehrung sowohl hinsichtlich des Inhaltes, als der Abbildungen. Das Wert

bietet Priestern, Clerikern, Messnern, Ministranten, Chordirigenten, und Allen, welche durch ihre kirchlichen Dienste, oder durch die kirchliche Kunst zum Gottesdienste beitragen, fast als ein classisches Handbuch sich dar, für die praktischen Zwecke der Liturgik, Rubricistik und Kunst. Endlich noch alle Ehre und Anerkennung der Josef Kösel'schen Buchhandlung für die vortreffliche Ausstattung.

Brixen. — Eduard Stemberger, Spiritual.

- 6) **Kanzel-Vorträge.** Von Dr. Mathias Eberhard, Bischof von Trier. Herausgegeben von Dr. Megidius Ditscheid, Domcapitular zu Trier. II. Band; Homiletische Vorträge über das erste Buch Moses. Dritte Auflage. gr. 8°. (VIII und 576 Seiten.) Freiburg. 1897. Herder. Preis M. 6. — = fl. 3.60; gebunden in Halbfranz M. 8. — = fl. 4.80.

Der am 30. Mai 1876 verstorbene Bekennerbischof von Trier, Dr. Mathias Eberhard, darf mit Recht als der Fürst der deutschen Prediger der Neuzeit bezeichnet werden. Seine Kanzel-Vorträge werden noch lange als unerreichte Muster heiliger Beredsamkeit dastehen; sie bieten eine hohe Schule, in der jeder Verkündiger des göttlichen Wortes reichen Gewinn für Geist und Herz sich holen kann. Ich wüßte den hochwürdigen Mitbrüdern, die gewohnt sind, eine tägliche geistliche Nahrung zu holen, nichts Besseres zu empfehlen, als diese gedankenreichen, gemüthstiefen Vorträge, deren classisch-schöne Sprache vielleicht nur von Dr. Hettinger erreicht worden ist.

Ein gutes Sachregister erhöht den Wert dieser neuen Ausgabe. Druck und Ausstattung sind des Herder'schen Verlages würdig.

Leoben.

Al. Stadner, Dechant.

- 7) **Das heilige Messopfer,** dogmatisch, liturgisch und ascetisch erklärt. Von Dr. Nikolaus Gühr, Subregens am erzbischöflichen Priesterseminar zu St. Peter. Sechste Auflage. Freiburg im Breisgau. Herder'sche Verlagsbuchhandlung. Preis M. 7. — = fl. 4.20; geb. M. 9. — = fl. 5.40.

Wie die heilige Kirche der durch die Jahrhunderte schreitende Christus ist in seiner soterologischen Relation zu den heilsbedürftigen Nationen und Generationen, so das heilige Messopfer ein getreues Spiegelbild dieses Christus, der Inbegriff und die Wiederholung seines theandrischen Lebens von der Krippe zum Kreuze, von allem, was zwischen Bethlehem und Golgotha liegt, jene weltspannende und weltumspannende göttlich dramatische Darstellung, in der opus nostrae redemptionis exercetur (Orat. secret. Dom. IX. p. Pent.) behufs subjectiver Erlösung durch Zuwendung der Verdienste des in ihm versümmelten Kreuzesopfers, dieses Urquelles aller Gnaden, sowie behufs Recapitulation aller einschlägigen Momente des objectiv vollbrachten Erlösungswerkes. Herz und Seele aller Cultusacte der gesammten Liturgie, deren Zweck ja ist, Ehre Gott in der Höhe, Versöhnungsfrieden den Menschen auf Erden zu bringen, erhält es, täglich dargebracht, die geheimnisvolle Lebens- und Liebesgemeinschaft zwischen Himmel und Erde, zwischen Gott und Gottesmutter der heiligen und den Menschen andererseits in der Gedächtnisfeier während des jährlichen Kreislaufes. Ein Opferleben ist des Menschen Leben auf Erden, und nur wahrer Opfergeist erringt christliche Vollkommenheit. Christi Opferleben nun in der heiligen Messe ist die stämmige, himmelstüpfende Eiche, an der unser irdisches Opferleben schüchtern zwar, doch zuversichtlich einem Eichen gleich, gestützt und genährt, sich hinaufreckt bis in Himmelshöhen. Drum ist die heilige Messe nicht nur Schule, sondern auch unversiegbare Stärkungsquell immer höher strebenden Opferlebens in Opferliebe und Opferleid für alle Kinder der katholischen Kirche, deren Tage ja in stetem Wechsel von Desbergidauer und Osterfreuden verstreichen. Besonders aber gilt dies für den katholischen Priester, den sein Stand und seine Arbeiten zu potenciertem Opferleben drängt, den sein göttlicher Beruf zum stellvertretenden Opferer macht, zum Vorbilde der mit opfernden Gemeinde. Gehen wir darum fleißig in die Opferschule der heiligen

Wesse und lernen wir Opfer werden. Kein Buch dürfte uns wohl besser darin einführen, als „Das heilige Mészopfer“ von Gühr. Mit der Emsigkeit einer Biene hat der Verfasser aus der gesamten eucharistischen und Mystikliteratur — in fast 200 bewährte Auctoren nahm derselbe Einsicht, die Werke gar nicht eingerechnet, die nur vorübergehend citirt werden — das Schönste und Beste ausgewählt und in origineller Composition zu einem einheitlichen Werke vereinigt. Die große Verbreitung des Buches ist der beste Beweis seiner inneren Güte und praktischen Verwendbarkeit. Wenn ein Buch in zwanzig Jahren sechs Auflagen erlebt und in 14.000 Exemplaren verbreitet wird, obwohl nur bestimmt für einen einzigen Stand, so muß es wohl sehr schlecht sein, indem es nur Rechnung trägt dem sinnlichen Theile der menschlichen Dichotomie, oder sehr gut; ersterem widerspricht der Zweck des Werkes, das Opferleben Christi uns zu schildern, damit unser Leben ein Nach- und Abbild desselben werde. Wer dieses Buch studiert, erhält einen menschenmöglich klaren und tiefen Einblick in dies unergründliche Gnadengeheimnis und wird das: *quotidiana vilescunt* gewiß an sich nicht erfahren. Darum wünschten wir, daß jeder Priester in seinem Leben einmal wenigstens dieses Werk aufmerksam durchgehe, und unter den Geschenken, die den Tisch des Primizianten zieren, möchten wir's am wenigsten missen. Auch in dieser Auflage war der Verfasser bestrebt, durch sachgemäße Verbesserungen und praktische Aenderungen den bestehenden Verhältnissen und Wünschen Rechnung zu tragen.

Einj.

Dr. Karl Mayer.

# 8) Betrachtungen für Geistlich und Weltlich auf alle Tage des Jahres.

Von L. Wahl. Autorisirte Uebersetzung aus dem Französischen im Vereine mit Mitarbeitern besorgt. Zweite Auflage. Mit oberhirtlicher Druckgenehmigung. Regensburg. 1897. Nationale Verlags-Anstalt. 2 Bände. 8°. Preis M. 10. — = fl. 6. —.

Das Feld der ascetischen Literatur ist in der Gegenwart kein unfruchtbares; im Gegentheil, es bringt viele und sehr schöne Früchte hervor. Eine solche ist das vorliegende Werk. Die „Betrachtungen für Geistlich und Weltlich auf alle Tage des Jahres“ erschienen zum erstenmal im Jahre 1874 als eine Uebersetzung aus dem Französischen durch den damaligen königlichen Hofprediger zu Dresden und jetzigen hochwürdigsten Bischof und apostolischen Vicar im Königreiche Sachsen, Herrn Dr. L. Wahl. Sie sind das Werk eines tiefgläubigen und erleuchteten Pfarrers Hamon von Saint Sulpice in Paris, welches im Jahre 1872 herausgegeben wurde, und sich in ganz kurzer Zeit jовiele Freunde erwarb, daß rasch hintereinander drei neue Auflagen desselben nöthig wurden.

Zweck des Werkes war, durch dasselbe den christlichen Seelen zu helfen, Gott mit seinen unendlichen Vollkommenheiten und seinen erhabenen Geheimnissen immer besser kennen zu lernen, um ihn mehr zu lieben und ihm besser zu dienen, — sich selbst mit ihren Fehlern und Pflichten mehr zu erkennen, um besser zu werden und in der Tugend Fortschritte zu machen. Zur Erreichung dieses hehren Zweckes folgte der hochwürdige Herr Verfasser, wie er in der Vorrede seines Werkes sagt, in der Aassassung desselben Schritt für Schritt der römischen Liturgie, die auf so wunderbare Weise den Gehammhalt der Religion im Laufe des kirchlichen Jahres vertheilt habe. — Unter Leitung eines so sicheren Führers habe er betrachtet: 1) Die Geheimnisse, welche die Grundlage der christlichen Tugenden seien; 2) die christlichen Tugenden selbst; welche das Gebäude seien, das auf diesem Fundamente aufzurichten ist; 3) die Feste der berühmtesten Heiligen, deren Leben die Tugend selbst in Wirklichkeit sei.

Wir glauben, daß der Satz: *variatio delectat* auch auf dem ascetischen Gebiete gilt. Eine Abwechslung in der Vorlage zur Betrachtung ist gut und nützlich, und eine solche bietet die vorliegende Darstellung. Der französische Charakter ist wohl auf den ersten Blick wahrnehmbar, aber er ist hier erträglich. Auf jeden Fall gehört dieses Werk in jede ascetische Bibliothek.

Einj.

Professor Dr. Mathias Hiptmair.

- 9) **Der Socialdemokrat hat das Wort.** Die Socialdemokratie beleuchtet durch die Aussprüche der Parteigenossen. Von Dr. Engelbert Käser. Zweite und verbesserte Auflage. Freiburg. Herder. 1898. XII und 204 Seiten. Preis M. 1.50 = fl. —.90.

Unter dem Pseudonym E. Klein hat der kleine Pfarrer von Merzhausen bei Freiburg im Breisgau die erste Auflage dieser Schrift erscheinen lassen, die er nun mit seinem eigentlichen Namen zeichnet. Er bietet eine vollständige Darstellung dessen, was die Socialdemokraten sind und was sie wollen. Seine kurzen Sätze läßt er die Socialdemokraten selbst beweisen, und zwar nicht jene, welche in der Hitze der Leidenschaft sich zu unüberlegten Aeußerungen haben fortreißen lassen, sondern jene, welche an ihrem Schreibtisch mit ruhiger Ueberlegung ihre Gedanken zu Papier gebracht, vor allen den schlagfertigen, logisch denkenden Bebel. Die Citate sind in der vorliegenden neuen Auflage nach der neuesten Auflage der benutzten über fünfzig socialdemokratischen Schriften verificiert.

Der Verfasser hat es verstanden, Maß zu halten und aus dem überreichen Material bei aller Reichhaltigkeit und Vielseitigkeit nur solches mitzutheilen, was die einzelnen Sätze klar und kurz beweist. Der klare und praktische Kopf des Verfassers hat so ein praktisches Buch geschaffen, das jeden mit der größten Zuverlässigkeit rasch in den Stand setzt, die Socialdemokraten mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Wie sie allen Priestern von großem Nuzen sein wird, so wird diese Schrift besonders jenen willkommen sein, welche in ihrer journalistischen oder agitatorischen Thätigkeit jeden Tag bereit sein wollen, einen unerwarteten Hieb der Socialdemokraten siegreich abzuwehren.

Mainz.

Director Dr. Wilhelm E. Hubert.

- 10) **Die ersten Elemente der Wirtschaftslehre.** Von Dr. Luigi Cossa, bearbeitet von Dr. Moormeister. Dritte Auflage. Freiburg. 1896. Herder. 8°. (VI und 162 Seiten.) Preis M. 1.50 = fl. —.90

Diese dritte Auflage Moormeisterscher Bearbeitung der Cossa'schen Begriffsbestimmungen nach dessen *Economia sociale*, erscheint nach Moormeisters Tode nach sorgfältiger Prüfung und Ergänzung. Wer Volkswirtschaftslehre treiben will, der benütze dieses Werkchen als Einteilung in dieselbe, wer mit der socialen Frage sich beschäftigt, der studiere zunächst diese klare, knappe und reichhaltige Entwicklung der Begriffe. Sehr dankbar muß man auch für das im Anhange gegebene, trefflich geordnete und entsprechend vermehrte Verzeichnis der einschlägigen Literatur sein.

Weinheim a. d. Bergstraße. Stadtpfarrer Dr. Friederich Rausser.

- 11) **Confessionelle Brunnenvergiftung.** Die wahre Schmach des Jahrhunderts. Von Heinrich Reiter. Dritter vermehrter Abdruck. Regensburg und Leipzig. 1896. Verlag von H. Reiter. gr. 8°. (120 Seiten.) Preis M. 1.20 = fl. —.72.

„Es wäre zum Lachen, wenn's nicht so traurig wäre“, sagt der Verfasser mit vielem Rechte von der religionsfeindlichen Tendenz Schriftstellerei unserer Zeit. In einer ungemein interessanten Broschüre bietet er uns eine Blütenlese von Romanen protestantischer und jüdischer Autoren, deren Endziel die Verhöhnung der katholischen Kirche ist. — Was von schlechten Päpsten, herrschsüchtigen Cardinälen und Bischöfen, von lüderlichen Ordensleuten, besonders von den verruchten Jesuiten, von leichtfertigen Nonnen und gewinnjüchtigen Seelsorgern in schlechten Zeitungen zu lesen war, in diesen Romanen, die fast durchwegs den letzten zwei Decennien angehören und theilweise hochgefeierte Verfasser haben, steht alles klipp und klar gedruckt. Das ist wahrhaftig confessionelle Brunnenvergiftung und die wahre Schmach unseres Jahrhunderts: denn wenn je, dann gilt von der Lectüre: *semper aliquid haeret*.

Wo bleibt da Wahrheit, Gerechtigkeit und Toleranz? Der gewandte Verfaſſer hat ſich durch dieſe zeitgemäße Publication die volle Anerkennung aller Edel denkenden verdient.

Linz.

Heinrich Rechberger.

12 **Lehrbuch für den katholischen Religions-Unterricht** in den oberen Claſſen der höheren Lehranſtalten von Dr. Hermann Wedewer, katholiſcher Religionslehrer an dem königlichen Gymnaſium zu Wiesbaden. Erſte Abtheilung: Grundriß der Kirchengeschichte. Sechste Auflage. gr. 8°. Freiburg. Herder'sche Verlags-handlung. Preis M. 1.50 = fl. — .90.

Zu zweiten Heſte des 48. Jahrganges 1895 findet ſich die Recenſion der fünften Auflage des Grundrißes der Kirchengeschichte von Wedewer auf Seite 443. Nun liegt dem Recenſenten die ſechste Auflage deſſelben Buches vor. Der Verfaſſer erklärt in ſeinem Vorworte zur ſechsten Auflage, daß er nicht viel geändert hat. Der Recenſent kann ſich nur darüber freuen, daß das vorliegende Buch, das hohe Vorzüge beſitzt, in der Praxis ſich ſo bewährt und ſeine wohlverdiente Stellung behauptet, da ſeine große Brauchbarkeit außer Zweifel ſteht.

Kremsmünſter.

P. Adolph Haasbauer.

## C) Ausländische Literatur.

Ueber die franzöſiſche Literatur im Jahre 1897.

### XVI.

Petit (P. Ad S. J.) *Sacerdos rite institutus piis exercitationibus menstruae recollectionis.* Bruges, Desclée. 12°. 4 vol. 268, 340, 370 und 386 p.

Die Betrachtungen und Conferenzenreden, welche der verdienstvolle P. Petit S. J. hier bietet, ſind von ihm nicht bloß vorher gehalten, ſondern vorher gelebt worden, wie der Recenſent in der Revue bibliogr. belge bezeugt. Eine Erfahrung, wie ſie wohl wenigen zukommt, tiefe, gründliche Kenntniß des Priesterherzens, das Ergebnis einer 40-jährigen Seelſorgsthätigkeit — begegnet uns überall. Der Inhalt des Wertes iſt apologetiſch-dogmatiſch, ſodann, wie es der Hauptzweck mit ſich bringt, vorzüglich aſcetiſch. Beſondere Erwähnung verdienen die 25 Gewiſſenſerforſchungen, welche an die wichtigſten Begebenheiten aus dem Leben Jeſu angeknüpft werden.

Perrin (Elie). *L' Evangile et le temps présent.* (Das Evangelium und die gegenwärtige Zeit.) Paris, Retaux. 12°. XII. 364 Seiten.

Der Verfaſſer, Profeſſor Perrin, beſpricht von den jonn- und feſttäglichen Evangelien ausgehend beinahe alle Fragen, welche gegenwärtig alle Völker ſo ſehr aufregen, auf eine gründliche, klare Weiſe. Die Anknüpfung an den Text der Evangelien iſt eine natürliche, ungezwungene. Der Erzbischof von Befancon hat die Schrift nicht bloß approbiert, ſondern auch mit großen Lobſprüchen ſeinem Clerus warm empfohlen. Für Kanzelredner iſt ſie gewiß von großem Werte. Eine Ueberſetzung, reſpective Umarbeitung, wäre eine verdienſtliche Arbeit.

Guérin (Msgr.). *Les sources théologiques: Les Conciles généraux et particuliers.* (Die theologischen Quellen: die allgemeinen und beſonderen Concilien.) Paris, Savaète. 3. Auflage. 3 Bände. 8°. LXX. 578, 646 und 881 Seiten.

Da die großen Sammelwerke von Labbe, Mañſi zc. nicht jedem zugängliche ſind, und gerade durch ihren großen Umfang und ihre Weitläufigkeit die ſchnelle Orientierung über einen Punkt erſchweren, war es ein glücklicher Gedanke, aus

den vielen Folianten einen Auszug zu machen und ihn mit passenden Anmerkungen zu versehen. Daß der Verfasser in beiden Beziehungen das Richtige getroffen habe, beweist, daß in kurzer Zeit eine dritte Auflage nothwendig wurde.

Lebara (J.). *Oeuvres oratoires de Bossuet*. Edition critique complète. (Die rhetorischen Werke Bossuets. Kritische, vollständige Ausgabe.) Paris, Desclée. 6. Band. (1670—1702). 8°. 560 Seiten.

Diese neue Ausgabe der Reden des „Adlers von Meaux“ zeichnet sich durch Vollständigkeit, vornehme Ausstattung und ganz besonders durch wertvolle Anmerkungen aus. Mit dem sechsten Bande ist das Werk abgeschlossen. Leider hat auch Bossuet in seinen letzten Jahren wenige Predigten ganz geschrieben. Von sehr vielen sind nur Entwürfe, größere oder kleinere, vorhanden.

Marnas (François). *La Religion de Jesus (Jaso-ja-Kyô) résuscitée au Japon dans la seconde moitié du XIX siècle*. (Die Religion Jesu, ins Leben zurückgerufen in Japan, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.) Lyon et Paris, Delhomme et Brigueot. 8°. 2 Bände. XXIV. 645 und 588 Seiten.

Die Aufmerksamkeit Europas ist durch den letzten Krieg zwischen Japan und China wieder mehr denn je auf Japan gelenkt worden. Der Verfasser dieses Werkes, Generalvicar von Osaka, hat mit großem Fleiße alles gesammelt, was auf die Kirchengeschichte von Japan Bezug hat. Er beginnt mit dem 16. Jahrhundert, mit dem Apostolat des heiligen Franz Xaver. Darauf folgen die grausamen Verfolgungen der Christen, die verschiedenen Veruche der Missionäre im 17. und 18. Jahrhundert wieder in das Land einzudringen, welche jedoch nur geringen oder keinen Erfolg hatten. Erst durch die Verträge vom Jahre 1858 wurde Japan den Missionären wieder eröffnet; aber auch jetzt gab und gibt es noch Schwierigkeiten und Anfeindungen von allen Seiten. Das größte Verdienst an dem Befehrungswerke in dieser Zeit hat unstreitig der Missionär Petitjean. Eines der interessantesten Erlebnisse desselben war sein Zusammentreffen (17. März 1865) mit Christen im Thale Urasani. Diese guten Leute hatten es verstanden, durch mehr als zwei Jahrhunderte hindurch trotz der blutigen Verfolgungen, und obchon kein Priester unter ihnen war, den katholischen Glauben zu bewahren. Es gibt nichts Erbaulicheres als die Schilderung der Sittenreinheit, des kindlichen Glaubens, der einfachen Lebensart dieser Gläubigen, welche man mit Recht die kostbaren Ueberreste der in dieser Gegend vom Apostel Japan's gegründeten Christengemeinden nennen kann. Die letzte Christenverfolgung, wobei die Gläubigen von Urasani besonders zu leiden hatten, fand statt von 1867—1875. Am 11. August 1884 wurde der Buddhismus und der Schintoismus als Staatsreligion aufgehoben, und endlich am 11. Februar 1889 die Cultusfreiheit promulgirt. Unmittelbar darauf erfolgte durch Leo XIII. die Errichtung der Hierarchie.

Verschaffel (C.). *Apostolat de la Jeunesse*. (Apostolat der Jugend.) Paris, Blond et Barral. 8°. 360 Seiten.

Der Kampf um die Jugend wird immer heftiger. Der Verfasser vorliegender Schrift will sich auch an diesem Kampfe betheiligen. In der That ist er ein vorzüglichster Kampfgenosse. Die Wahrheiten: die Existenz Gottes, die Bestimmung des Menschen, die Versuchung, die Sünde, der verlorene Sohn, die Eucharistie u. s. w. sind wohl selten auf eine für die Jugend so gut berechnete Weise auseinandergelegt worden. Die Schrift zerfällt in dreißig Instructionen. Alle, die mit der Jugendberziehung zu thun haben: Seelsorger, Eltern, Lehrer, werden sie mit Nutzen lesen und verwerten.

Rutten (Msgr. M. H.). *Cours élémentaire d'apologétique chrétienne*. Bruxelles, Société belge de librairie. 10. Auflage. 12°. XVI. 538 p.

Einen ganz ähnlichen Zweck wie die vorhergehende Schrift, verfolgt auch diese. Der Verfasser bemühte sich, wie er in der Vorrede sagt, ganz besonders klar, kurz und genau (nach der Kirchenlehre) zu sein. Der Bischof von Lüttich hebt auch diese Eigenschaften als vorzüglich lobenswert hervor. Mit ihm stimmt das Publicum überein. Dafür zeugen die zehn Auflagen, die rasch aufeinander folgten.

Barbier de Montault (Msgr. J.). *Le costume et les usages ecclésiastiques selon la tradition romaine.* (Die Kleidung und die kirchlichen Gebräuche nach der römischen Ueberslieferung.) Paris, Letouzey. 1. Band. 8°. 491 Seiten.

Bischof Barbier de Montault ist ein eifriger, einige werden sagen hyper-eifriger Anhänger Roms. Er will, daß man sich in allem und jedem nach Rom richte. Das Buch zerfällt in drei Theile. Der erste enthält allgemeine Regeln (Breve, Decrete der Congregationen &c.); der zweite behandelt in 26 Capiteln die Sitten und Gebräuche des römischen Clerus im einzelnen (zum Beispiel die Aelidung, angefangen von den Schuhen und Strümpfen bis zur Kopfbedeckung); der dritte Theil enthält 32 Capitel und handelt vom Chordienst.

*Les Saintes écritures et Jésus Christ. Méditations à l'usage du clergé, des religieux, des religieuses et des laïques instruits.* (Die heilige Schrift und Jesus Christus. Betrachtungen zum Gebrauche für Geistliche, männliche und weibliche Ordensleute und für gebildete Laien.) Paris, Lethielleux. 8°. 510 Seiten.

Varietas delectat! Das gilt besonders von Erbauungsbüchern, wie schon der heilige Franz von Sales bemerkt hat. Die gleiche Wahrheit, von Verschiedenen verschieden erklärt und begründet, macht einen viel tieferen Eindruck, immerhin vorausgesetzt, daß das Vorgebrachte wirklich gut sei. Vorliegendes Betrachtungsbuch (der Verfasser hat sich nicht genannt) erhielt nicht bloß die Approbation der Bischöfe von Marseille, Annech, Aire und Bayonne, sondern es wurde von ihnen auch bestens empfohlen.

Guillermín (J.). *Les voix consolatrices.* (Tröstende Stimmen.) Paris, Blond et Barral. 8°. 360 Seiten.

Unser Jahrhundert hat so viel Stürme erlebt wie wenige andere. Daher war und ist es auch des Trostes sehr bedürftig. Diesen hat es auch jeweilen von verschiedener Seite erhalten. Abbé Guillermín hat diesen Gedanken erfaßt und die trostreichen Stellen zusammengestellt. Die Auswahl und Ordnung derselben ist ihm vortrefflich gelungen. Der Recensent in der *Revue bibliographique* belge ist davon so entzückt, daß er glaubt, man werde das Buch immer wieder lesen, bis man es dem Gedächtnisse eingepreßt habe. Das Buch enthält drei Theile: das Geheimnis der Leiden, die Behandlung der Leiden, Balsam für einzelne Leiden. Unter den Schriftstellern, welchen die Trostgründe entnommen sind, befinden sich nicht bloß Geistliche, sondern auch einzelne Laien. Lacordaire, Ravignan, die Cardinäle Perrant, Mermillod &c. vertreten die Geislichkeit, Jos. de Maistre, Ozanam, Montalembert &c. die Laienwelt.

De Ravignan (R. P.). *Dernière Retraite.* (Letzte Exercitien=Vorträge.) Paris, Téqui. 8°. 264 Seiten.

Drei Monate vor seinem Tode hat der berühmte Kanzelredner und große Ascet, P. Ravignan S. J., den Carmelitinern (Rue de Messine) noch die Exercitien gegeben. Diese Vorträge sind somit sein Schwanengesang. Männer wie Ravignan sind über alles Lob erhaben; daher hat auch diese Schrift des Hochverehrten in kurzer Zeit vier Auflagen erlebt. Bei diesem Anlasse wollen wir auch bemerken, daß das trostreiche Buch des E. Méric: „Die Auserwählten werden sich im Himmel wieder erkennen“ (das seiner Zeit von uns besprochen wurde), bereits bei der dreißigsten Auflage angelangt ist.

**Le Bourgeois (L.). Les Martyrs de Rome, d'après l'histoire et l'archéologie chrétiennes.** (Die Märtyrer Roms gemäß der christlichen Geschichte und Archäologie. 1. Band: Die Märtyrer der Via Nomentana und der Via Tiburtina. Paris, Lamulle et Poisson. 8°. XXXI. 417 Seiten.

Der Abbé Le Bourgeois hat sich eine große und schwere Aufgabe gestellt, er will uns mit allen Märtyrern Roms, von denen Documente oder Traditionen sprechen, bekannt machen. Aus verschiedenen Gründen, die der Verfasser in der Einleitung auseinandersetzt, befolgt er nicht die chronologische, sondern die topographische (Straße um Straße) Ordnung. Jeder Unparteiische wird die große Gelehrsamkeit und den unermüdblichen Forschungsgeist des Verfassers bewundern und wünschen, daß die folgenden Bände dem ersten entsprechen und er sein Werk glücklich zu Ende führen möge.

**Heurtebize et R. Triger. Sainte Scolastique, patronne de Mans.** (Die heilige Scholastica, Patronin von Mans.) Solesmes, imprimerie S. Pierre. 4°. XII. 512 Seiten mit 110 Illustrationen.

Daß die Benedictiner von Solesmes die heilige Scholastica hoch verehren, ist begreiflich; ebenso begreiflich ist es, daß, wenn sie ihre Lebensgeschichte und die Geschichte ihrer Reliquien und ihrer Verehrung schreiben, sie etwas Vorzügliches zustande bringen. Sie haben auch dafür gesorgt, daß die zahlreichen Illustrationen das gleiche Lob verdienen.

**Ayroles (J. B. S. J.). La vraie Jeanne d'Arc.** (Die wahre Johanna von Arc.) Paris, Gaume. 4°. 3. Band. XVI. 696 Seiten mit zwei Karten.

P. Ayroles S. J. arbeitet unermüdblich an seinem großartigen Werke über die Jungfrau von Orleans. Auf die ersten zwei Bände wurde seinerzeit aufmerksam gemacht und darüber Bericht erstattet. Der dritte Band enthält die Chroniken und andere Documente, die auf die heroische Jungfrau Bezug haben, und zwar sowohl französische als burgundisch-englische, sowie auch die neulich entdeckte venetianische Chronik von Morosini. Der vierte Band soll die Stellen, welche auf die Heldin Bezug haben, aus den Chroniken der übrigen christlichen Völker und Documente nebst den Acten der beiden Prozesse enthalten. Der dritte Band, um den es sich heute handelt, schildert vorerst die Verhältnisse und Umstände, wie sie sich beim Auftreten der Johanna voranden. Eine kurze Schilderung der damaligen Kriegsführung zeigt recht deutlich, wie außergerwöhnlich das Eingreifen der 17jährigen Jungfrau war. Es folgt eine Beschreibung des damaligen Orleans, dessen Belagerung, die schon sieben Monate dauerte, die verzweifelte Lage der Bewohner, — sodann das Eingreifen und Wirken der Gottbegnadigten. — Es ist dies ein Werk, das man nur anstaunen und bewundern kann; daher begreift man auch die Lobsprüche, welche Leo XIII. in einem besondern Breve dem Verfasser spendet.

**Sarrazin (Albert). Jeanne d'Arc et la Normandie au XV siècle.** (Johanna von Arc und die Normandie im 15. Jahrhundert.) Rouen, Léon Gy. 4°. XI. 635 Seiten mit Illustrationen.

Dieses Werk ist besonders wegen seiner vielen, vorzüglichen (von den ersten Meistern besorgten) Illustrationen beachtenswert. Uebrigens ist auch der Text die Frucht gründlichen Quellenstudiums. An Begeisterung für seine Heldin fehlt es begreiflich dem Verfasser auch nicht. — Das Buch war für den Weihnachtsmarkt, auf welchem immer eine größere Anzahl Prachwerke erscheinen, berechnet. Ebenso das folgende:

**Le Nardez (Msgr.) Jeanne d'Arc racontée par l'image d'après les sculpteurs, les graveurs et les**

pointres. (Johanna von Arc in den Bildern, nach den Bildhauern, Stechern und Malern.) Paris, Hachette. gr. 8°. 4. 394 Seiten mit 16 Plänen und 300 Illustrationen.

Der Hochwürdigste Verfasser, Bischof Le Marbez, hat, wie er in der Vorrede sagt, das Leben der Nationalheldin sich zum besondern Studium auszuwählen. Er hat demnach nicht die Absicht, ein streng wissenschaftliches Werk zu bieten. Sein Verlangen geht vielmehr dahin, die Verehrung der von Gott Ausgewählten, Hochbegnadigten unter dem Volke mehr zu verbreiten und zu heben. Das glaubte er zu erreichen, indem er mit Fleiß alles sammelte, was die verschiedenen Künste ihr zu Ehren geleistet haben.

Chapoy (Henri). Les Compagnons de Jeanne d'Arc. Die Gefährten der Jungfrau von Orléans. Paris, Blond et Barral. 8°. 446 Seiten.

Man hätte glauben sollen, das Thema „Die Jungfrau von Orléans“ wäre nach diesen so zahlreichen Publicationen mehr als erschöpft. Dem ist aber nicht so, wie vorliegende Schrift beweist. Vor der überirdischen Erscheinung der wunderbaren Heldin traten in den bisherigen Schriften die Gefährten und Gehilfen derselben ganz in den Hintergrund, wurden wenig beachtet, und doch verdienen auch sie näher gekannt zu werden. Dieser Aufgabe hat sich nun der ehemalige Universitäts-Professor Chapoy unterzogen. Da seine Arbeit eine durchaus gründliche, aus Quellen geschöpfte ist, wird sie ein integrierender Theil der Geschichte jener Zeit.

Lallié (Alfred). Le diocèse de Nantes pendant la Révolution. Die Diocese Nantes während der Revolution. Nantes, Cier. 2 Bände. 8°. LV. 595 und 417 Seiten.

Unter allen Diocesen Frankreichs hatte wohl kaum eine während der Revolution so viel zu leiden wie die von Nantes. Deshalb ist das vorliegende Werk in zwei Bänden von außergewöhnlichem Interesse. Der Bischof Laurencie hatte sich, wie die meisten seiner Collegen, geweigert, den Eid auf die neue Constitution zu leisten. Die immense Mehrheit der Geistlichen folgte ihrem Beispiele; ein Beweis, sagt Lallié mit Recht, daß es um den viel geschmähten Clerus von Frankreich beim Beginn der Revolution nicht so übel stand. Nicht wie Bischof und Geistlichkeit war die Bürgerschaft von Nantes gesinnt. Sie stellte sich entschieden auf die Seite der Revolution. Die Ankunft des constitutionellen Bischofs Minée (der später das Priesterskleid von sich warf und heiratete) gab Anlaß zu den ersten Scandalen, wobei die Karmeliten am meisten zu leiden hatten. Trotz aller Bemühungen nahm die Zahl der constitutionellen Geistlichen nicht zu. Das gläubige Volk schenkte ihnen kein Vertrauen, mied sie, während die „Unbeerdigten“ verehrt und gesucht wurden. Es blieb daher den Revolutionären nichts anderes übrig, als die der Kirche treuen Priester zu entfernen. Mit der Ankunft Carriers wurde die Verfolgung eine blutige. In einem früheren Werke hat Lallié die „Mojaden“ des Volkes erzählt; hier werden daher nur die der Priester vorgeführt. Am 16. November 1793 wurden 84 Priester auf dem Schiffe Gloire versenkt, einen Monat später 56 Priester von Angers. Viele wurden guillotiniert, viele erschossen. Im Jahre 1794 wurden 76 Priester von Nevers und Agen, 33 aus Côtes du Nord u. in der Loire ertränkt. Eine große Anzahl starb in den Gefängnissen, wo sie Unglaubliches zu erdulden hatten. Während der Herrschaft des Directoriums trat in einigen Beziehungen eine Milderung ein. Es wurden weniger Todesstrafen vollzogen; dagegen wurden sehr viele treue Priester auf verschiedene Inseln (Cayenne u.) deportiert. So gieng es bis zur Consular-Regierung. Durch das Concordat kehrte voller Friede ein, — leider jedoch nicht für die Diocese Nantes, denn Bischof Laurencie (wie einige andere) wollte auf sein Bisthum nicht verzichten, wie er es infolge des Concordates hätte thun sollen.

Als echter Gallicaner hatte er die Ansicht, nur der König habe über ihn zu verfügen. Dafür hat er auch den traurigen Ruhm, die Veranlassung zur Bildung der sogenannten „kleinen Kirche“ gegeben zu haben.

Lasserre (Henri). *Le curé de Lourdes* Msgr. Peyramale. Der Pfarrer von Lourdes Peyramale. Paris, Blond et Barral. 12°.

Diese Schrift war schon längst verheißen und längst erwartet. Sie wurde dadurch verzögert, daß der Verfasser immer noch einiges abzuändern, anderes hinzuzufügen für gut fand. Sie bildet nun den Schluß zu den Schriften Lasserres über Lourdes, welche in der ganzen Welt bekannt und geschätzt sind. In der Person des Pfarrers Peyramale will der Verfasser den Typus eines apostolischen Priesters vor Augen führen, und so, wie er in der Vorrede sagt, zugleich der Wahrheit und der Auferbauung dienen.

Bazin (G.). *L'Allemagne catholique au XIX siècle*. Windthorst, ses alliés et ses adversaires. (Das katholische Deutschland im 19. Jahrhundert. Windthorst, seine Freunde und seine Gegner.) Paris, Blond et Barral. 8°. LVIII. 332 Seiten.

Der deutsch-französische Krieg hat unter anderem auch das Gute bewirkt, daß die Franzosen den deutschen Verhältnissen viel mehr Aufmerksamkeit schenken, als dies früher der Fall war. Zeuge davon ist auch vorliegende Schrift. Herr Bazin ist wirklich ein gründlicher Kenner deutscher Verhältnisse und insbesondere des Culturkampfes. Er ist natürlich ganz begeistert für seinen Helden Windthorst. Dieser dürfte wohl kaum irgendwo eine schönere Lobrede erhalten haben. Selbstverständlich fehlen die Anwendungen auf Frankreich nicht. Auf einzelnes können wir begreiflich nicht eingehen.

Salzburg.

J. Räf, emer. Professor.

**Berichtigung.** Zu Nr. 2) der Rubrik „Literatur A Neue Werke“ sei folgendes berichtigt: p. 394 Z. 8 lies Bernard; p. 395 Z. 6 schärferen; Z. 7 manchen; Z. 11 Gebote; Z. 16 sollte; Z. 17 Umfange; Z. 12 von unten S. 516, 571.

## Erlässe und Bestimmungen der römischen Congregationen.

Zusammengestellt von P. Bruno Albers O. S. B. in Monte Cassino (Italien).

Von der Suprema Congregatio S. Officii können wir die nach folgenden Entscheidungen mittheilen.

Bekanntlich verfallen diejenigen der Excommunication, welche mit einem vom Papste namentlich Excommunicirten in der Weise verkehren, daß sie ihm Hilfe oder Vorschub leisten. Vezthün beschäftigte die heilige Inquisition die Frage, ob dies auch bei denjenigen der Fall sei, welche mit einem in angegebener Weise von den römischen Congregationen Excommunicirten in Verkehr treten. Grund zu Bedenken gab der Anlaß, daß die Decrete der Congregationen vom heiligen Vater bestätigt werden. Die Entscheidung lautete jedoch auf **Nein**, und wurde diese vom heiligen Vater approbiert. (S. C. S. O. d. 16. Juni 1897. Anal. Eccl. IX/X. 380.)

1) Sie ist die XVI in Constitutione Apostolicae Sedis der dem Papste simpliciter reservierten Censuren und lautet: „Communicantes cum excommunicato nominatim a Papa in crimine criminoso ei scilicet impendendo auxilium vel favorem.“

Eine etwas ältere Entscheidung desselben höchsten Gerichtshofes erklärt, daß die *copula illicita* zwischen einem Getauften und einem Ungetauften das trennende Ehehindernis der Affinität herbeiführe. Wir führen den Fall kurz an: Samuel hebraeus carnaliter cognovit Cajam catholicam, quae postea rem habuit cum Jacobo pariter hebraeo, Samuelis fratre. Postea ex Samuele gravida ad prolem nascituram legitimandam cum ipso, qui baptismum recepit, in ecclesia catholica nuptias inivit, non concessa dispensatione circa contractam affinitatem. Quaesitum fuit, utrum Matrimonium fuerit invalidum. Die Antwort lautete: Wenn moralisch feststehe, daß die Affinität eingetreten und die Dispens nicht erteilt wurde, sei die eingegangene Ehe ungültig. Als Grund dieser Entscheidung wird ein Decret S. O. d. d. 26. Aug. 1891 citiert, das in seinem wesentlichen Wortlaut hier beigelegt werden soll. Die Ungläubigen ziehen sich weder durch *copula licita* noch *illicita* die Affinität zu ihr einzugehenden Ehen; nach Empfang der Taufe tritt jedoch das zugezogene trennende Ehehindernis in Kraft, da sie durch diese Unterthanen der Kirche werden und daher auch deren Gesetze unterworfen sind.

Am 29. Jänner 1896 erklärte das heilige Officium, daß denjenigen Ordinarien, denen die Propaganda in ihren Quinquenalfacultäten (sub formula III Nr. 13) die Vollmacht erteile, die Priesteramtsandidaten, welche das gesetzliche Alter noch nicht erreicht haben, mit Dispens eines Jahres weihen zu dürfen, diese Dispens auch für die Regularcleriker gegeben sei. (Anal. Eccl. 1897 pg. 381.)

Durch Decret der heiligen Inquisition vom 23. Juni 1886 war allgemein die Facultät erteilt in den Fällen direct von den päpstlichen Censuren zu absolvieren, wenn aus der Verweigerung der Absolution Infamie oder Aergernis entstehen könne. Auf eine Anfrage, ob ein einfacher Priester auch dann von obgenannten Censuren direct absolvieren könne, wenn die Verweigerung resp. Aufschub der Absolution keine weiteren Folgen für den Pönitenten nach sich ziehe, dem Pönitenten es aber hart sei im Stande der Todssünde zu verweilen, wurde die Antwort mit „ja“ erteilt. Dem Pönitenten bleibt aber nach wie vor die Pflicht, innerhalb eines Monats an den apostolischen Stuhl sich zu wenden und um Lösprechung zu bitten. Andernfalls verfällt er der Censur wieder. (Anal. Eccl. 1897, pg. 381.)

Die S. C. de propaganda fide erließ für die in Nordamerika lebenden Angehörigen der griechischen Kirche folgende nicht unwichtige Bestimmungen.

1. Die nach Nordamerika auswandernden Angehörigen der griechisch-unierten Kirche können sich dort dem lateinischen Ritus conformieren. In ihr Vaterland zurückgekehrt, müssen sie aber zu ihrem eigenen Ritus zurückkehren.

2. Haben dieselben in Nordamerika ein wahres und stabiles Domicil, so ist der Uebertritt zur lateinischen Kirche nur nach vorgängiger Erlaubnis des apostolischen Stuhles gestattet.

3. In den Kirchenprovinzen Nordamerikas, in welchen sich viele Angehörige der ruthenischen Kirche aufhalten, soll der Erzbischof einer jeden

Kirchenprovinz nach vorgängiger Berathung mit seinen Suffraganen einen ehelosen, tauglichen ruthenischen Priester, oder in Ermangelung eines solchen einen den Ruthenen genehmen Priester der lateinischen Kirche aufstellen, welcher über die Gläubigen und den Clerus besagten Ritus die Aufsicht führt unter vollständiger Abhängigkeit jedoch vom Diöcesanbischofe, welcher jenem auch diejenigen Vollmachten übertragen wird, welche er für zweckmäßig hält.

Durch diese Vorschriften werden die Bestimmungen in den Circulars Rundschreiben vom 1. October 1890 und 12. April 1894 in keiner Weise berührt.

**(Außerordentlicher Beichtvater der Klosterfrauen.)** Auf die Anfrage

1. Können die Klosterfrauen von der ihnen gewährten Vergünstigung den außerordentlichen Beichtvater zu verlangen, einen solch unbeschränkten Gebrauch machen, daß sie nun nie mehr sich an den ordentlichen Beichtvater wenden und auch der Bischof sie nicht zu letzterem anhalten kann? Die Antwort lautete „**Nein**“.

2. Ist der außerordentlichen Weise verlangte Beichtvater im Gewissen verpflichtet die Klosterfrauen abzuweisen, wenn er erkennt, daß kein hinlänglicher Grund vorliegt, sich an ihn zu wenden. Die Antwort lautete „**Ja**“.

3. Darf der Bischof schweigen und ruhig geschehen lassen, daß die Schwestern oder schlimmer noch der größere Theil derselben beständig zum außerordentlichen Beichtvater geht, oder ist er verpflichtet die Bestimmung aufrecht zu halten, wonach für die Frauenklöster gemeiniglich nur ein Beichtvater aufzustellen ist? Die Antwort lautete „**Nein**“ auf den ersten Theil der Frage; „**Ja**“ für den zweiten Theil.

4. Welches gesetzliche Mittel kann im besagten Falle angewandt werden? Der Bischof soll die Klosterfrauen unterweisen, daß die Vergünstigung des Artikel IV des Decretes Quemadmodum (cf. Acta S. Sedis XXIII, 505) eine Ausnahme von dem allgemeinen Gesetze macht, aber nur für die Fälle einer wahren und absoluten Nothwendigkeit, und die Bestimmungen des Concil von Trient und der Bulle Benedict XIV „*Pastoralis curae*“ ihrem ganzen Umfange nach zu Recht bestehen bleiben. Vgl. Acta S. Sedis 1897/98 XXX 121).

**(Binuation.)** Der Bischof von Malacca befrag die S. Congr. Concilii um folgendes:

1. Darf der Bischof einem Priester die Erlaubnis geben zuerst in der Land- oder Vorstadtkirche und nachher in der Stadt oder Klosterkirche zu celebrieren, wenn noch andere Priester da sind, welche in genannter Kirche die heilige Messe lesen?

2. Darf der Bischof einem Priester die Erlaubnis zum binieren in einer oder verschiedenen Kirchen derselben Stadt geben, wenn dort auch andere Priester die heilige Messe lesen?

3. Darf der Bischof aus sich, wenn ihm ein genügender Grund vorhanden scheint, dem Priester die Vollmacht zu binieren ertheilen?

Die S. C. Concilii antwortete auf die erste und zweite Frage mit Non licere; auf die dritte, daß der Bischof um besagte Facultät für den

Nothfall in Rom einkommen solle (S. C. C. d. d. 10. Mai 1897. Anal. Eccl. 1897 (V) 452).

**(Empfang der heil. Communion in den Ordenshäusern).** Die Statuten der religiösen Genossenschaften haben durchschnittlich die Tage bestimmt, an welchen die ganze Familie die heil. Communion empfängt. Viele fassen diese Bestimmung so auf, daß ein Empfang der heil. Communion an anderen Tagen ohne formelle Erlaubnis des Oberen oder der Oberin verboten sei. Auf die Anfrage, ob der apostolische Stuhl bei Approbierung solcher Constitutionen die Absicht habe **zu verbieten**, daß öfters als angegeben die heil. Communion empfangen werde, oder vielmehr **erkläre**, daß alle so leben sollten, daß sie verdienten wenigstens an jenen zur heiligen Communion zu gehen, erfolgte die Antwort auf den ersten Theil der Anfrage mit **Nein**, und die Erlaubnis öfters zu communicieren sei einzig (privative) dem Urtheil des Beichtvaters zu überlassen, die Genehmigung von Seiten des Obern oder der Oberin auszuschließen (excluso consensu superioris vel superiorissae.) Der zweite Theil wurde mit „**Ja**“ beantwortet, d. h. alle sollten an jenen Tagen ohne triftigen Grund die heil. Communion nicht unterlassen.

**(Bücherverbot.)** In der neuesten Constitution Officiorum ac munerum über die Büchercensur, wird unter Nr. 17 verlangt, daß Ablassbücher, Brevierzettel u. nicht ohne Erlaubnis der zuständigen Behörde veröffentlicht werden. Auf eine Anfrage, ob unter der Bezeichnung „zuständige Behörde“ ausschließlich der Ordinarius loci zu verstehen sei, oder wie auch früher die Indexcongregation selbst gemeint sei, antwortete die S. C. Indicis d. d. 7. Aug. 1897 mit „**Ja**“ auf den zweiten, mit „**Nein**“ auf den ersten Theil der Anfrage — (Acta S. Sedis 1897/98 (XXX) 255.).

**(Auswanderung italienischer Priester nach Amerika.)** Im Namen des heiligen Vaters erließ die S. C. Concilii am 27. Juli 1890 folgende Bestimmungen bezüglich jener italienischen Priester, welche nach Amerika sich begeben wollen.

1. Da Klagen laut geworden, daß zumal nach Mittelamerika ausgewanderte italienische Priester ein nicht tadelndes Leben führten, bestimmte der heilige Vater, daß die Diöcesanobern gegen die sich verfehlenden, nach Amerika ausgewanderten, italienischen Priester, im Wege des summarischen Proceßverfahrens einschreiten sollten, und zwar als Apostolische Delegaten.

2. Für die Zukunft wurde den italienischen Diöcesanobern absolut verboten, ihren Weltpriestern die Erlaubnis, nach Amerika auszuwandern, zu geben (prohibetur absolute . . . concedere . . . literas discessoriales ad emigrandum in regiones Americae).

3. Will ein in jeder Beziehung einwandsfreier und würdiger Priester auswandern, so kann unter Umständen der Bischof die Erlaubnis dazu ertheilen, wenn die zur Auswanderung angeführten Gründe stichhaltig sind. In diesem Falle hat jedoch der italienische Diöcesanobere

4. die Angelegenheit mit demjenigen amerikanischen Ordinarius, und zwar direct ohne Vermittlung des auswandernden Priesters, in Ordnung zu bringen, in dessen Diöcese sich der Auswanderer begeben will. Hat er

vom amerikanischen Ordinarius die Versicherung der Aufnahme und der Anstellung in einem kirchlichen Amte für den Auswanderer zugesichert erhalten, so ist die Concils-Congregation von all diesem in Kenntniss zu setzen. Gibt die Congregation ihre Zustimmung, so darf er jetzt die Erlaubnis zur Auswanderung ertheilen. Dem amerikanischen Ordinarius sind zudem die Personalien des Auswandernden, falls sie ihm nicht bekannt sind, brieflich und insgeheim (per secretam epistolam notas personales emigrantis sacerdotis communicet) mitzutheilen, damit jeder Betrug unmöglich gemacht werde. Der auswandernde Priester darf sich weiters ohne neue Erlaubnis der Concils-Congregation in keine andere Diöcese begeben.

5. In jedem Fall bleiben Priester des orientalischen Ritus stets ausgeschlossen.

6. Handelt es sich nicht um eine Auswanderung, so kann der Bischof dem bittenden Priester nach Prüfung seiner Gründe die Erlaubnis zur Reise nach Amerika ertheilen. Dieselbe ist schriftlich und nicht länger als bis auf ein Jahr zu gestatten. In dem Schriftstücke sind die Gründe zur Reise anzugeben und die Bedingung anzufügen, dass der Reisende, wenn er ohne legitime Verlängerung über den festgesetzten Zeitpunkt sich aufhält, sofort suspendiert ist.

7. Diesenigen Priester, welche behufs ihrer Auswanderung nach Amerika sich eines besonderen Apostolischen Indultes erfreuen, werden von den obigen Bestimmungen nicht getroffen.

(**Vigil des heiligen Apostel Mathias.**) Auf den Aichermittwoch fällt dieses Jahr die Vigil des heiligen Mathias. Die Commemoration der Vigil hat in der Messe statt, aber das Evangelium der Vigil wird am Schlusse nicht gebetet. Der Grund hiefür liegt darin, dass am Schlusse der Messe niemals das Evangelium der Vigil gelesen wird, dessen Homilie nicht per accidens, sondern per se im Officium ausgelassen wird (Ephem. lit. XI, 359).

(**Charwoche.**) In Frauenklöstern, in welchen aus Mangel an Priestern die Feier der Charwoche nicht stattfinden kann, ist von der Riten-Congregation die Erlaubnis zu erbitten, dass die Feierlichkeiten nach Vorschrift des von Benedict XIII. für die kleineren Pfarrkirchen erlassenen Rituals stattfinden können. Die anderen Functionen, nämlich Weihe der Kerzen, der Asche und Palmen können ohne besondere Erlaubnis nach demselben Rituale vorgenommen werden, wenn keine genügenden geistlichen Kräfte vorhanden sind (Ephem. lit. XI, 361).

(**Kniebeugung bei Intonation des „Veni creator.“**) Die Ephemerides liturgicae treten dafür ein, dass der Bischof bei der Priesterweihe den Hymnus „Veni creator“ knieend und nicht stehend zu intonieren hat, und begründen dies mit dem Hinweis auf die Rubrik „Tunc Pontifex, sine mitra ante altare conversus flexis genibus. incipit alta voce . . . hymnum „Veni creator Spiritus“ und auf die gleichlautende bei der Consecration des Bischofes „Consecrator flexis genibus versus ad altare incipit . . . hymnum Veni creator Spiritus“ (Eph. lit. XI, 353).

**(Flectamus genua bei der Pfingstordination.)** Am Pfingstsonntage wird in der Messe das Flectamus genua ausgelassen, also wird auch bei der Ordination das Flectamus genua nicht zu beten sein. Der Entscheid der Ephemerides liturgicae lautet: Die Worte Flectamus genua sind zu beten und zwar: 1. Weil die Rubrik für alle Ordinationen diese Worte zu beten vorschreibt. 2. Weil das Pontificale Romanum trotz seiner bis in alle Einzelheiten gehenden Vorschriften über das etwa am Pfingstsonntage auszulassende „Flectamus genua“ vollständig schweigt. 3. Weil zwischen Messe und Ordination ein Unterschied besteht. In der Messe wird das Flectamus genua wegen der Osterzeit nicht gebetet; bei der Ordination ist es jedoch wegen der sich für die Ordinanden stets gleich bleibenden Oratio nicht auszulassen. 4. Der alte Gebrauch der Laterankirche bei Ertheilung der Weihen am Pfingstsonntage tritt für das Beten des Flectamus genua ein. (Ephem. liturg. XI, 355).

**(Octav der Kirchweihe.)** Nach der besonderen Rubrik des römischen Breviers sind die Lectionen des ersten Nocturns am Octavtage der Kirchweihe die gleichen wie am Festtage. (Ex decisionibus S. R. C. Ephem. lit. XI, 362).

**(Farbe der Vigilmesse der unbefleckten Empfängnis.)** In den Cathedral- und Collegiatkirchen ist am Vigiltage der unbefleckten Empfängnis die Messe der Vigil und des Festes i. e. s. Ambrosii zu lesen. Die Farbe der Paramente der Vigilmesse ist die weiße und nicht der color violaceus. (Ephem. lit. XI, 618. XI, 306. 362. 657).

**(Pollution der Kirche oder des Friedhofes.)** Die Kirche oder der Friedhof wird durch Begräbnis eines Ungetauften oder Ungläubigen in oder auf demselben polluiert. Zu den Ungetauften sind auch die todgeborenen Kinder zu rechnen, wofern sie zur Welt gekommen sind, nicht aber, wenn sie im Mutterchoße mit der gestorbenen Mutter begraben werden. (Ephem. lit. XI, 310).

**(Instructiones, quoad diligentias adhibendas in causis sollicitationis circa denunciatum ejusque denuntiantes.)**  
I. Instructionis S. Romanae et Universalis Inquisitionis circa observantiam Apostolicae Constitutionis „Sacramentum Poenitentiae“ Nr. 10 praecipitur, ut „antequam contra denunciatum procedatur, perspectum exploratumque judici esse debeat, quod mulieres vel viri denunciantes sint boni nominis, neque ad accusandum vel inimicitia vel alio humano affectu adducti fuerint.“

II. Praeceptum hujusmodi, uti omnia, quae ad hujus Supremi Tribunalis procedendi rationem spectant strictissimi juris censendum est, ita, ut eo neglecto ad ulteriora procedi nequeat.

III. Nec sufficit, ut id utcumque, sed omnino necesse est, ut certa judiciali forma judici innotescat, quod propria dictione „diligentias circa denunciatum ejusque denuntiantes peragere“ significari in foro S. Officii usus obtinuit.

IV. Jamvero cum non semper nec ab omnibus vel tantum post longum tempus, cum nempe testimoniorum receptio difficilis et quandoque impossibilis est, Supremum hoc Tribunal id servari perspexerit, hanc ad rem instructionem pro Rmorum Ordinariorum norma, edendam mandavit.

V. Ordinarius igitur toties quoties aliquam de infando sollicitationis crimine denunciationem acceperit illico ad diligencias peragendas procedet. Ad quem finem vel per se vel per Sacerdotem a se specialiter delegatum advocabit (separatim scilicet et qua decet circumspectione) duos testes, quantum fieri poterit ex coetu ecclesiastico, utcumque vero omni exceptione majores, qui bene noverint tum denunciatum, tum omnes et singulos denunciantes, eosque sub sanctitate juramenti de veritate dicenda et de secreto S. Officii servando, judicialiter interrogabit, testimonium scripto referens juxta insequentem formulam: utriusque vero testimonii atque una simul respectivae denunciationis authenticum exemplum directe tutaque via ad hanc Supremam Congregationem quamprimum transmittet.

VI. Dictum est „vel per se, vel per Sacerdotem a se specialiter delegatum“ nihil enim prohibet, quominus, rationabili ex causa, pio alicui docto ac prudenti sacerdoti id muneris Ordinarius demandare valeat, speciali tamen ei in singulis casibus delegatione impertita, eique antea delato jurejurando de munere fideliter obeundo et de secreto S. Officii servando.

VII. Quod si inveniri nequeant duo tantum testes, qui noverint una simul denunciatum et omnes et singulos denunciantes, plures vocari debent. Tot nempe hoc in casu testes, ut supra vocandi erunt, quot oportebit ut duplex quoad denunciatum et unumquemque denunciante[m] habeatur testimonium.

VIII. Quoties autem juramentum de secreto servando et pro diversis casibus, de veritate dicenda vel de munere fideliter obeundo deferendum sit, juramentum ipsum semper ab omnibus, etiam sacerdotibus, tactis SS. Dei Evangeliiis et non aliter, praestandum erit. In Ordinarii vero potestate erit si quidem pro rerum, locorum aut personarum adjunctis necessarium vel expediens judicaverit excommunicationem ipso facto incurrendam et Romano Pontifici speciali modo reservatam violatoribus comminari.

IX. Sequitur interrogationis formula.

Die . . . . mense . . . . anno . . . . — Vocatus personaliter comparuit coram me infrascripto Episcopo . . . . (notetur nomen Dioecesis. Delegatus autem dicat: coram me infrascripto a. r. p. d. Episcopo . . . . ad hunc actum tantum specialiter delegato.) sistente in . . . . (notetur locus ubi negotium geritur).

N. N. nomen, cognomen et qualitates testis conventi qui delato ei juramento veritatis dicendae, quod praestitit tactis SS. Dei Evangeliiis fuit per me 1. Interrogatus: Utrum noverit Sacerdotem N... N.? (nomen, cognomen et qualitates denunciati.) Respondit .... (exscribatur lingua, qua utitur testis, ejus responsio).

2. Interrogatus: Quanam sit hujusce Sacerdotis vitae ratio, quinam mores, quanam penes populum existimatio? Respondit ....

3. Interrogatus: Utrum noverit viros, vel ut plurimum mulieres NN. . . NN. (nomen, cognomen et qualitates uniuscujusque denunciantis.) Respondit ....

4. Interrogatus: Quanam sit uniuscujusque eorum vitae ratio, quinam mores, quanam penes populum existimatio? Respondit ....

5. Interrogatus: Utrum eos censeat fide dignos, vel contra mentiendi, calumniandi in judicio vel etiam pejerandi capaces eos existimet. Respondit ....

6. Interrogatus: Utrum sciat, num forte inter eos et praefatum sacerdotem ulla unquam extiterit odii vel inimitiarum causa? Respondit ....

Tunc delato ei juramento de secreto S. Officii servando, quod praestitit ut supra, dimissus fuit, et antequam discederet in confirmationem praemissorum se subscripsit.

Subscriptio autographa testis vel ejus signum † crucis.

Acta sunt haec per me N. N. (nomen, cognomen et qualitates Episcopi vel ejus Delegati qui testimonium recipit.

Datum Romae die 7. Augusti L. M. Card. Parocchi.

### Der Psalm 19. „Exaudiat“

als Ablassgebet für die Mitglieder des dritten Ordens des heiligen Franciscus von Assisi.<sup>1)</sup> 1. Das „Compendium Privilegiorum Fratrum Minorum et aliorum Mendicantium, etc ab Alphonso de Casarubios, Hispano, tertio editum, reformatum per R. P. F. Hieronymum a Serbo, Ord. Capuc., ejusdem Ordinis Ministrum Generalem. Venetiis 1603. apud Petrum Ricciardum“ sagt über diesen Psalm, Seite 279: Est notandum, quod Clemens VII. anno Domini 1529 concessit vivae vocis oraculo, omnibus Fratribus Camaldulensibus, Oblatis, et Novitiis, qui visitaverint, ad hunc, vel alium effectum, quamlibet Ecclesiam, aut Oratorium Eremitorii, vel alterius loci, ipsis Fratribus, tunc, vel in Futurum subjecti; recitando semel Psalmum Exaudiat te Dominus, vel ter Pater noster, et ter Ave Maria, rogando pro felicitate status suae Sanctitatis, dum viveret, et post mortem, pro suae animae salute; omnes Indulgentias, quae a Sede Apostolica in generali,

<sup>1)</sup> Vergl. Quartalschrift 1897. II. Heft, S. 482, Nr. 6.

aut particulari, aut quovis alio modo, ad illud usque tempus erant concessae, et quae in posterum essent concedendae, sub quavis forma verborum, tam Ecclesiis intra Urbem Romam consistentibus, quam extra, et in omnibus Mundi partibus fabricatis, ita et eo modo, ac si in specie praedicti Eremitae, in propria persona, statutis temporibus, Ecclesias, et loca illa visitassent, ac ea, quae pro illis consequendis essent necessaria, fecissent. Insuper si quis eorum, legitimo impedimento impeditus, ut praedictas eorum Ecclesias, aut Oratoria, visitare non possit, tunc sufficiat, ut dicat dictum Psalmum Exaudiat, vel ter Pater noster et Ave Maria, quocunque loco se invenerit: et si quis omnino ea dicere non posset, sufficiat illud dicere sola mente, vel intentione. Et insuper, concessit, quod consequantur omnes indulgentias, et peccatorum remissiones, quas consequerentur, si recitassent Rosarium, vel Coronam Dominae nostrae, secundum ordinem dicendi Rosarium pro consequendis Indulgentiis, dicto Rosario a B. Dominico instituto concessis. Cujus vivae vocis Oraculi concessionis, authenticum testimonium datur a Laurentio (Campeggio) Episcopo praenestinesi, ac S. R. E. Cardinale, et ipsorum Camaldulensium tunc protectore; et ego eam vidi Romae in nostro Monasterio Capucinorum, vulgari sermone impressam.

Et notandum etiam, quod haec est copiosissima Indulgentia, eamque nos Capucini specialiter participamus, per communicationem Privilegiorum, gratiarum, et indulgentiarum omnium Ordinum Mendicantium, et non Mendicantium nobis factam per Pium IV. anno Domini 1560 et etiam omnes alii Mendicantes, et participantes, ratione communicationis factae a Sixto V. anno Domini 1588.<sup>4</sup>

Das Folgende zeigt, daß die Capuziner die participatio oder communicatio für unsicher hielten, die fragliche Gunst aber sehr hoch schätzten, weshalb sie um directe Mittheilung beim Papste einkamen.

II. Gregorius Papa XVI. Ad perpetuam rei memoriam. Exponi Nobis nuper fecerunt Dilecti Filii Fratres Ordinis Minorum S. Francisci Capucinorum nuncupatorum Provinciae Venetiarum, quod ipsi, ut animarum suarum protectui ac spiritali gaudio melius consultum sit, omnibus et singulis Indulgentiis, peccatorum remissionibus, ac poenitentiarum relaxationibus Fratribus Eremitis Ord. Camaldulensium Congregationis Montis Coronae dictae dispositis Psalmum „Exaudiat te Dominus“ cum annexis precibus pro felici Summi Pontificis, et S. Romanae Ecclesiae statu recitantibus a Summis Pontificibus Praedecessoribus nostris concessis, frui et gaudere summo opere desiderant. Nobis propterea humiliter supplicari fecerunt, ut in praemissis opportune providere, ac ut infra indulgere de benignitate Apostolica dignaremur. Nos igitur ut Fratres supramemo-

rati majoribus in dies proficere valeant incrementis, supplicationibus quoque Dilecti Filii Joannis Bapt. ejusdem Provinciae Venetiarum Ministri Provincialis Nobis super hoc humiliter porrectis inclinati, deque Omnipotentis Dei misericordia ac BB. Petri et Pauli Apostolorum ejus Auctoritate confisi, omnibus et singulis Fratribus Ordinis Min. S. Francisci Capucinatorum nuncup. praefatae Provinciae Venetiarum, qui supradictum Psalmum „Exaudiat te Dominus“ cum adnexis precibus pro Summo Pontifice, et S. Rom. Ecclesia, ut praefertur, recitaverint, aliaque injuncta pro hujusmodi indulgentiarum consequutione praescripta rite adimpleverint, easdem omnes et singulas Indulgentias, peccatorum remissiones, ac poenitentiarum relaxationes memoratis Fratribus Eremitis Ord. Camaldulen. Congregationis Montis coronae alias a Summis Pontificibus Praedecessoribus nostris praedictum Psalmum recitantibus concessas, auctoritate Apostolica, tenore praesentium communicamus, tribuimus atque imperimus. Non obstantibus, etc. Praesentibus perpetuis futuris temporibus valituris.

Datum Romae apud S. Petrum sub annulo piscatoris die 20 Junii 1837, pontificatus Nostri anno septimo.

E. Card. de Gregorio.

Dieses Breve Papst Gregor XVI. findet sich im Bullarium Capucinatorum, tom. X. pag. 57. Das Bullar. fügt dann folgende Notizen hinzu: „Breve formatum in Archiv. Prov.“ (Pag. 58.) Preces ad lucrandas praedictas Indulgentias recitandae. Eremitae Camaldulenses visitantes propriam Ecclesiam recitando semel Psalmum 19 „Exaudiat te Dominus“ cum sequentibus (es folgen die Versikel und Orationen, welche dem Psalme beigegeben sind) vel si hoc recitare nesciunt ter orationem Dominicam et angelicam salutationem dicentes pro felici statu Ecclesiae et Summo Pontifice, pro unione, etc. ex concessione Clementis VII. anno 1529 vivae vocis oraculo, et postea Urbani VIII. et Clementis IX. per litteras sub die 23. Decembris 1623 et 15. Octobris 1669 lucrantur omnes indulgentias concessas aut concedendas Ecclesiis Urbis et totius Orbis, ac si ad illas personaliter se conferrent.

Gregorius XVI. sub die 20. Junii 1837 extendebat has Indulgentias in Capucinos Prov. Venetae et Pius IX. sub die 22. Novembris 1868 in Capucinos Prov. Bononiensis, necnon sub die 7. Augusti 1868 ad nostram instantiam in Capucinos in Coenobiis ejuscunquae Provinciae nunc et pro tempore degentes.

Concordat cum exemplo existente in Archivo generali. Frater Franciscus a Monte Columbarum, Lector Capuc.

Die Bittschrift der Provinz von Bologna, sowie das „Ex Audientia Sanctissimi die 22. Nov. 1852“, wodurch der Bitte entsprochen wurde, finden sich abdrucklich im Bullar. Capuc. tom. X. pag. 279. Im gleichen

Bande Seite 552 und 553 ist auch das Breve Pius IX. vom 7. August 1868, wodurch die Gnade auf den ganzen Kapuzinerorden ausgedehnt wurde, zu lesen. Wegen seiner besonderen Wichtigkeit möge es hier in Extenso folgen.

III. Pius Papa IX. Ad perpetuam rei memoriam. Exponendum Nobis curavit Dilectus Filius Nicolaus a. S. Joanne Minister Generalis, ut praefertur, Fratrum Ordinis Minorum S. Francisci Capucinorum nuncup. a re. me. Urbano VIII. et Clemente IX. Praedecessoribus Nostris vi similium Litterarum dat. sub die 23. Dec. 1623 et sub die 15. Octobr. 1669 Monachis Ordinis S. Benedicti Camaldulensium Eremit. nuncup. recitantibus pro Romano Pontifice et Sancta Romana Ecclesia Psalmum XIX, qui incipit „Exaudiat te Dominus, etc.“ cum versiculis et orationibus statutis amplissimas indulgentias fuisse concessas, prout in duabus memoratis Litteris Apostolicis continetur: eandem concessionem vero a. sa. me. Gregorio XVI. Praedecessore Nostro Litteris in forma Brevis datis sub 20 Junii 1837, Fratribus sui Ordinis e Provincia Veneta fuisse imperitam, quam Nos Rescripto diei 22. Novembris 1852 Congregationis FF. NN. S. R. E. Cardinalium Indulgentiis Sacrisque Reliquiis praepositae ad Fratres ejusdem Ordinis Capucinorum nuncup. Provinciae Bononiensis in perpetuum extendimus. Jam vero praefatus Dilectus Filius pro sua eximia in Nostram Sacram Personam reverentia, et obsequio erga hanc Sanctam Sedem Apostolicam, quam undique impii et perversi homines, duce communi generis humani hoste, impetere non erubescunt, in votis se habere retulit, ut etiam omnes et singuli sui Ordinis Alumni ad tantorum honorum communionem admittantur, quo et ipsi Deum exorare satagant, uti propitius factus Ecclesiam pretiosissimo Christi Sanguine acquisitam tandem aliquando conquiescere, et de inimicorum perfidia triumphum referre dignetur. Nos piis precibus, quae finem adeo laudabilem spectant, obsecundare, ac ut infra indulgere voluimus. Quare de Omnipotentis Dei misericordia, ac BB. Petri et Pauli App. ejus auctoritate confisi, omnibus et singulis Fratribus Ordinis Minorum S. Francisci Capucinorum nuncup. in Cenobiis cujuscunque Provinciae nunc et pro tempore degentibus, qui Psalmum, Versiculos, et Orationes supra memoratas pro Romano Pontifice nunc et pro tempore existente, et Sancta Romana Ecclesia devote recitaverint, ut omnes et singulas indulgentias, ceterasque gratias spirituales a. sa. me. Urbano VIII. et Clemente IX. Praedecessoribus nostris Monachis Ordinis S. Benedicti Congregationis Camaldulentium Eremit. nuncup. concessas consequi possint et valeant, dummodo cetera omnia, quae duabus praedictis Litteris Apostolicis injuncta sunt, rite praestiterint, auctoritate Nostra tenore praesentium in perpetuum tribuimus ac

elargimur. In contrarium facientibus non obstantibus quibuscunque. Praesentibus perpetuis futuris Temporibus valituris. Volumus autem, ut praesentium Litterarum transumptis, seu exemplis etiam impressis manu alicujus Notarii publici subscriptis, et sigillo personae in ecclesiastica dignitate constitutae munitis, eadem prorsus fides adhibeatur, quae adhiberetur ipsis praesentibus, si forent exhibitae vel ostensae. Datum Romae apud S. Petrum sub annulo Piscatoris die 7. Augusti 1868. Pontificatus Nostri Anno XXIII.

Pro Domino Card. Parracciani-Clarelli  
J. B. Brancaleoni Castellani Subst.

(Originale in Archivo Ordinis.)

IV. Aus den hier den verehrten Lesern der Quartalschrift vorgelegten Actenstücken lassen sich folgende Schlüsse ziehen: 1. Die Ablassverleihung ist echt. 2. Die gewährte Gnade ist überaus groß. 3. Die treue Benützung dieser Gnade wird in der streitenden Kirche die herrlichsten Früchte hervorbringen.

Könnten durch diese Gebete nur die Ablässe der Kirchen Roms gewonnen werden, so hätte man das im Anfange wohl auch schon gemußt, der Kapuziner=Orden hätte sich kaum soviel Mühe gegeben, diese Gunst zu erlangen, hatte er doch schon das Privileg der 6 B. U. 2c. und die Päpste selbst hätten nicht in so großartigen Ausdrücken davon geredet. Man wendet noch ein, dieses Ablassgebet finde sich nicht in der Raccolta. Aber die Raccolta hat nur solche Ablässe und Ablassgebete aufgenommen, welche für alle Gläubigen Geltung haben und keine solche, zu deren Gewinnung es nöthig ist, sich zuerst einem frommen Vereine oder einem Orden anzuschließen. Vgl. Raccolta, XXVI. Einige behaupten endlich, das Breve Pius IX. „Exponendum Vobis“ v. 7. Aug. 1868 sei ungiltig, weil nicht vom Präfecten der Ablass=Congregation unterschrieben. Aber die Unterschrift dieses Präfecten oder Cardinals ist unter Strafe der Ungiltigkeit nöthig wiederum nur für die allgemeinen Ablässe. Man lese Raccolta XXVII. und Decr. auth. n. 205 — Die Kapuzinerfamilie hat ungefähr 10.000 Mitglieder. Diesen schließen sich an beinahe eine Million Tertiaren. Das ist nur ein Zweig des großen Franciscus=Ordens. Rufen sie alle nach jeder heiligen Communion für den Papst und die Kirche zum Himmel: „Der Herr erhöhe dich am Tage der Trübsal“, so wird der Herr gewiß es hören und dem Papste und seiner Kirche sichtbare Hilfe bringen. Fiat!

Freiburg (Schweiz).

P. Cherubim Ord. Capuc.

## Neueste Bewilligungen oder Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Von P. Franz Beringer S. J., Consultor der heiligen Ablass-Congregation in Rom.

I. Das folgende Gebet zu den heiligen Märtyrern von Gorkum wurde von Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII. durch Rescript der heiligen Ablasscongregation vom 16. März 1897 mit einem Ablass von 100 Tagen bereichert, welcher einmal täglich gewonnen und auch den Abgestorbenen zugewandt werden kann; doch gilt der Ablass nur für alle Religiosen des ganzen Ordens der Minderbrüder des hl. Franz von Assisi und ihre Tertiärer, ebenso für alle Gläubigen in Holland und Belgien.

„Heiliger Nikolaus mit deinen Gefährten, ihr heiligen Märtyrer von Gorkum, welch ein herrliches Beispiel christlichen Starkmuthes habt ihr uns hinterlassen, da ihr die schrecklichsten Qualen und selbst den Tod freudig ertruget, um die wirkliche Gegenwart des Leibes Christi im allerheiligsten Altarsacramente und die Vollgewalt des römischen Papstes als des sichtbaren Hauptes der Kirche standhaft zu vertheidigen. Ach, in diesen traurigen Zeiten leben ja viele so dahin, als ob diese Wahrheiten unseres heiligen Glaubens sie gar nicht berührten. O ihr glorreichen Märtyrer, würdiget euch, uns allen die Gnade zu erlangen, daß wir nicht nur an diesen Hauptwahrheiten unseres Glaubens unerschütterlich festhalten, sondern auch allezeit die heiligen Geheimnisse des Leibes und Blutes unseres Herrn andächtig verehren und dem Stellvertreter Christi in allem demüthig gehorchen. Amen.

II. Ein allgemeines Decret der heiligen Ablasscongregation vom 25. August 1897 betrifft die Verbindlichkeit der Vorschriften der Bulle Clemens VIII. „Quaecumque“ bei Errichtung oder Aggregation von Bruderschaften.

1. Der Wortlaut dieser Bulle (s. Decreta authentica pag. 433) bezieht sich offenbar nur auf wirkliche Bruderschaften und Congregationen, welche kraft päpstlicher Vollmacht von religiösen Orden und Instituten errichtet oder von Erzbruderschaften und Congregationen aggregiert und dadurch besonderer Ablässe theilhaftig gemacht werden. Aber schon Papst Paul V. hatte durch sein Breve „Quae salubriter“ vom 3. November 1610 (l. c. p. 441) die Vorschriften jener Bulle auf die Canoniker des Laterans und anderer Basiliken und Kirchen und auf alle Personen ausgedehnt, welche ähnliche Vollmachten (nämlich, anderen Ablässe mitzutheilen) besaßen und davon Gebrauch machten. Und die heilige Ablasscongregation hatte mit Berufung auf die erwähnten Bestimmungen Clemens VIII. und Pauls V. durch das Decret vom 19. März 1671 wiederum erklärt, es sei keinem Orden, keiner Congregation, keinem Capitel, ebenso keiner Erzbruderschaft, Bruderschaft und keinem Verein (coetui cuiuscumque), noch auch deren Vorstehern, Beamten oder anderen Personen, wer immer sie seien,

gestattet, irgend welche Ablässe anderen mitzutheilen außer jenen Ablässen, welche ihnen von Papst Paul V. oder dessen Nachfolgern zu diesem Zwecke bewilligt oder erneuert und bestätigt worden seien . . . , und diese Mittheilung von Ablässen sei null und nichtig, wenn sie nicht in der von der obengenannten Bulle Clemens VIII. vorgeschriebenen Art und Weise sei vorgenommen worden (l. c. n. 6).

Ungeachtet dieser Erklärungen kam wiederholt bei der Ablasscongregation die Frage zur Discussion, ob auch jene frommen Vereine, welche nicht eigentliche Bruderschaften oder Congregationen sind (sondern eher Gebetsvereinigungen, welche einfachere Regeln und Formen befolgen), den Vorschriften der Bulle „Quaecumque“ unterworfen seien. Es konnte sich dabei selbstverständlich nur um solche Vereine handeln, welche, ähnlich wie die Bruderschaften, vom heiligen Stuhle die Vollmacht erhalten haben, anderen gleichnamigen Vereinen die ihnen selbst bewilligten Ablässe mitzutheilen; sonst wäre ja die Frage fast gegenstandslos, da die genannte Bulle hauptsächlich diese Mittheilungsvollmacht der Bruderschaften und Congregationen zu regeln bestimmt ist. — That- sächlich hat der heilige Stuhl bisher auch diesen Vereinen gewöhnlich die Beobachtung der Bulle Clemens VIII. ausdrücklich vorgeschrieben. Gilt aber diese Vorschrift auch dann, wenn sie jenen Vereinen nicht zugleich mit der Vollmacht, ihre Ablässe anderen mitzutheilen, auf- erlegt wurde? Und gilt sie bezüglich aller einzelnen Bestimmungen jener Bulle, oder nur bezüglich einiger derselben? Darüber waren die Ansichten getheilt (vergl. „die Ablässe“, 11. Aufl. S. 529, Anm. 4). Sicher ist es, daß Papst Pius IX. schon im Jahre 1869 nach dem Vorschlag des damaligen Cardinalpräfecten der Ablasscongregation durch ein allgemeines Decret auch jene frommen Vereine zur Beob- achtung der Bulle Clemens VIII. verpflichten wollte. Da aber dieses Decret nicht erschien, so glaubten manche Autoren in der Praxis noch an der entgegengesetzten Ansicht festhalten zu können. Die neueste Entscheidung der Ablasscongregation, die wir mittheilen, er- laubt dies nicht mehr. — Auf die Frage nämlich „ob die frommen Vereine oder Gesellschaften, welche nicht unter die Be- zeichnung von Bruderschaften oder Congregationen fallen, den Bestimmungen der Bulle Clemens VIII. „Quae- cumque“ unterworfen seien“, — antwortete sie am 25. Au- gust 1897: „Ja, bezüglich der Errichtung oder Gründung (nämlich gleichnamiger Vereine), bezüglich der Guttheißung der Statuten, bezüglich der Aggregation, und bezüglich der Veröffentlichung der Ablässe“.

„An piae Uniones seu Societates, quae sub Confraternitatum et Congregationum nomine minime veniunt, comprehendantur sub sanctionibus Constitutionis Clementis VIII., quae incipit Quaecumque?“ — Resp.: „Affirmative quoad erectionem seu institutionem, quoad approbationem statu- torum, quoad aggregationem et quoad publicationem indulgentiarum.“

Auf die Praxis scheint uns diese Entscheidung nicht mehr besonderen Einfluß üben zu können, weil es bisher schon gewöhnlich so gehalten wurde. Bei uns wurden ohnedies jene frommen Vereine, die hier in Frage kommen, wirklich Bruderschaften genannt, wenn auch die betreffenden Ordens- oder Erzbruderschaften, von denen sie ihre Ablässe erhielten, sich officiell nur fromme Vereine nennen; so die Pia Unio SS. Cordis Jesu in S. Maria della Pace zu Rom, die Pia Unio pretiosissimi Sanguinis in der Kirche der Missionäre vom kostbaren Blut ebendasselbst, die Pia Unio S. Joseph in der Kirche S. Rocco u. s. w. — Die bekannten Scapulierbruderschaften dagegen wurden und werden stets als eigentliche Bruderschaften angesehen und behandelt, obgleich sie bei uns fast nur einfache Gebetsvereinigungen sind; sie haben also mit dieser neuen Entscheidung nichts zu thun. Ebenso werden unserer Ansicht nach von diesem Decret nicht berührt alle jenen Vereine, bei denen eine förmliche Mittheilung von Ablässen durch Errichtung oder Aggregation gar nicht stattfindet, z. B. die Vereine der Kindheit Jesu, der Glaubensverbreitung, des Gebetsapostolates, überhaupt alle jene, für welche der heilige Stuhl ein- für allemal Ablässe in der Weise bewilligt hat, daß sie mit der Gründung des Vereines an irgend welchem Orte sofort ohne weitere Förmlichkeit von den Mitglidern gewonnen werden können.

2. Eine zweite gleichzeitige Entscheidung bezieht sich nur auf jene Bruderschaften, welche kraft apostolischer Vollmacht von Ordensobern errichtet werden können. Es fragt sich da nämlich, ob bei Errichtung solcher Bruderschaften, z. B. der allerheiligsten Dreifaltigkeit, des heiligen Rosenkranzes, der allerseiligsten Jungfrau vom Berge Karmel oder der schmerzhaften Mutter Gottes und anderer dieser Art, wenn diese Errichtung von den religiösen Orden in ihren eigenen Kirchen vorgenommen wird, die Einwilligung des Diöcesanbischofs nothwendig ist. —

Die Congregation antwortete, gleichfalls am 25. August 1897: „Ja, wenn es sich um eigentliche Bruderschaften handelt, d. h. um solche, welche mit strenger Organisation und einem eigenen Bruderschaftsgewand gegründet wurden; — wenn es aber nur Bruderschaften im weiteren Sinne sind, so ist dieser Vorschrift schon dadurch Genüge geleistet, daß der Diöcesanbischof seine Einwilligung zur Gründung des betreffenden Ordenshauses in seiner Diöcese gegeben hat.

„An ad erectionem Confraternitatum, puta Sanctissimae Trinitatis, Sanctissimi Rosarii, B. M. V. de Monte Carmelo vel a Virgine Perdolente aliarumve hujusmodi, quae a religiosis Ordinibus in suis respectivis ecclesiis eriguntur, necessarius sit Ordinarii consensus? — Resp.: „Si agatur de Confraternitatibus proprie dictis, id est, ad modum organici corporis et cum sacco constitutis, Affirmative; si de Confraternitatibus late acceptis, satis provvisum per consensum praestitum ab Ordinario pro erectione Conventus Ordinis in dioecesi.“

Diese Entscheidung bringt eine bedeutende Milderung der Vorschrift von der Nothwendigkeit der Einwilligung des Bischofs zur Errichtung der Ordensbruderschaften; denn nach dem Wortlaut der Bulle Clemens VIII. war unzweifelhaft auch in dem fraglichen Falle der schriftliche Consens des Ortsbischofs vor der Errichtung einzuholen. Da bei uns so streng organisierte Bruderschaften mit eigenem Habit kaum vorkommen, so kann die hier gewährte Erleichterung ziemlich häufig Anwendung finden.

Durch die in dieser neuesten Antwort gemachte Unterscheidung der eigentlichen (*proprie dictae*) Bruderschaften von jenen, die nur im weiteren Sinne so genannt werden, ist übrigens keine adäquate Definition der wirklichen Bruderschaften im Gegenätze zu den frommen Vereinigungen oder Gesellschaften gegeben; es sind vielmehr nur jene zwei Kennzeichen namentlich hervorgehoben, welche gerade bei dieser Frage von der Nothwendigkeit der vorhergehenden schriftlichen Einwilligung des Ortsbischofs zur Errichtung einer Ordensbruderschaft in der betreffenden Ordenskirche den Ausschlag geben. Eine adäquate Unterscheidung der eigentlichen Bruderschaften von den uneigentlich so genannten oder von den frommen Vereinen zu geben, lag hierbei nicht in der Absicht der Congregation; und was insbesondere das eigene Bruderschaftsgewand betrifft, so hat dieselbe vor nicht langer Zeit (10. Aug. 1888) erklärt, daß das Tragen desselben keine wesentliche Bedingung zum Gewinne der Bruderschaftsablasse sei („Die Ablässe“, 11. Aufl. S. 562; 10. A. S. 542).

III. Drei weitere Antworten der heiligen Ablasscongregation vom 25. August 1897 beziehen sich auf den vollkommenen Ablass, welcher mit dem Altarsprivileg verbunden ist. Die zwei ersten bestätigen nur, was eigentlich schon entschieden und fast allgemein anerkannt war, nämlich 1. daß „der Ablass des privilegierten Altars nicht getrennt werden kann von der Application oder der Frucht des heiligen Messopfers, wenn dieses für Verstorbene darzubringen ist“, — mit andern Worten: der Ablass kann nur jenem Verstorbenen zugewendet werden, für welchen man das heilige Opfer darbringt (s. 11. Aufl. S. 448); — und 2. daß „der Ablass des privilegierten Altars auch nicht von der Application des heiligen Opfers getrennt werden kann, wenn dasselbe für Lebende dargebracht wird, d. h. in diesem Falle kann der Ablass nicht etwa den Verstorbenen nach Gutdünken des celebrierenden Priesters zugewendet werden.“ — Wenn man also für Lebende celebrirt, sei es auch an einem für Verstorbene privilegierten Altar, so kann von einem Gewinn des Altarsprivilegs für Verstorbene keine Rede sein.

Der lateinische Text lautet: „An indulgentia altaris privilegiati separari possit ab applicatione seu fructu Sacrificii, quando Sacrificium est celebrandum pro defunctis?“ — Resp.: „Negative.“

„An eadem indulgentia altaris privilegiati separari possit, quando celebratur Sacrificium pro vivis, ita ut indulgentia praedicta applicari possit pro defunctis ad libitum Celebrantis?“ — Resp.: „Negative.“

Neu ist dagegen die folgende dritte Antwort; sie wurde auf die Anfrage gegeben, wie die Aufschrift „*Altare privilegiatum pro vivis atque defunctis*“ zu verstehen sei, die sich an manchen Altären finde. — Antwort: „Sie ist so zu erklären: es ist damit ein vollkommener Ablass für Lebende gewährt, wenn an dem betreffenden Altar das heilige Messopfer für Lebende dargebracht wird; und für Verstorbene, wenn für diese das heilige Opfer appliciert wird; für die Lebenden ist der Ablass nach Art einer Lossprechung, für die Verstorbenen aber fürbittweise bewilligt.“

„*Quomodo intelligenda sit inscriptio, quae reperitur in aliquibus altaribus, hujus tenoris: Altare privilegiatum pro vivis atque defunctis?*“ — Resp.: „Interpretanda est ita, ut tam pro vivis, si in altari, de quo agitur, Missae Sacrificium pro vivis applicetur, quam pro defunctis, si pro his S. Sacrificium applicetur, intelligatur concessa plenaria indulgentia: pro vivis ad modum jurisdictionis, pro defunctis ad modum suffragii.“

Wir haben anderswo (11. Aufl. der „Ablässe“ S. 434; 10. M. S. 406) bemerkt, daß außerhalb Roms solche für Lebende und Abgestorbene zugleich privilegierte Altäre selten sind; die wenigen Beispiele, welche von den Autoren angeführt wurden, waren anderer Art: denn das Privilegium für Lebende bestand gewöhnlich nur darin, daß mit dem Besuch jener Altäre ein unvollkommener oder vollkommener Ablass verbunden war, je nachdem es bei der Privilegierung derselben bestimmt festgesetzt wurde. Nun ist aber für jene Fälle, für welche nicht speciell eine anderweitige Erklärung gegeben wurde, jene Aufschrift mancher Altäre: „für Lebende und Abgestorbene privilegiert“, in der oben bezeichneten Weise zu verstehen. Wird nämlich an einem solchen Altar das heilige Messopfer für einen Lebenden dargebracht, so gewinnt derselbe dadurch einen vollkommenen Ablass, wenn er im Stande der heiligmachenden Gnade ist; ob noch andere Bedingungen zu erfüllen sind, läßt sich aus dieser Antwort nicht entnehmen. — Wenn dagegen an dem gleichen Altare die heilige Messe für einen Verstorbenen aufgeopfert wird, so kommt der vollkommene Ablass diesem Verstorbenen zugut, wie solches überhaupt bei den gewöhnlichen privilegierten Altären geschieht. Und nach Analogie dessen, was bezüglich des Altarsprivilegs für Verstorbene früher entschieden wurde, sind wir der Ansicht, daß mit jeder heiligen Messe, die an einem solchen Altare für Lebende oder für Abgestorbene aufgeopfert wird, jedesmal nur ein vollkommener Ablass verbunden ist, entweder für einen Lebenden, oder für einen Abgestorbenen, je nach der Application der heiligen Messe selbst.

IV. Ein letztes Decret der heiligen Ablasscongregation vom 25. August 1897 erklärt die Einschreibung von Verstorbenen in fromme Vereine oder fromme Werke (Bündnisse) für unzulässig.

Mehrmals hatte sich bereits die Congregation des heiligen Conciliums gegen die Einschreibung der Abgestorbenen in Bruderschaften ausgesprochen, zuletzt am 6. December 1876 auf eine Anfrage der

römischen Erzbruderschaft Unserer Lieben Frau vom heiligen Herzen (s. „die Ablässe“ 11. Aufl. S. 559; 10. A. S. 539, 4). Mit Berufung auf diese Entscheidung hatte dann die heilige Ablasscongregation im Jahre 1889 sich im gleichen Sinne geäußert. Da man aber dessen ungeachtet mit jenen Einschreibungen fortfuhr und sie damit zu rechtfertigen suchte, daß es nicht eigentliche Bruderschaften oder Sodalitäten, sondern nur fromme Vereine oder fromme Werke (Bündnisse) seien, die diesen Gebrauch eingeführt hätten und fortsetzten, so wurde neuestens auch dieses für unstatthaft erklärt. — Der Grund ist einleuchtend: die kirchlichen Bruderschaften und Vereine sind nur für die lebenden Gläubigen bestimmt, und der heilige Stuhl hat die Bruderschafts- und Vereins-Ablässe und Privilegien jenen gewährt, welche im Leben sich diesen Bruderschaften und Vereinen angeschlossen haben, und diese Mitglieder haben dann auch in der Todesstunde und nach ihrem Tode an diesen Vergünstigungen Antheil. Wer aber im Leben nicht zu diesen kirchlichen Vereinigungen gehören wollte, kann nach dem Tode durch eine nachträgliche Einschreibung keineswegs jener geistlichen Güter theilhaftig gemacht werden, welche nur den wirklichen Bruderschafts- und Vereinsmitgliedern von den Päpsten bewilligt worden sind. Da diese Einschreibungen von Verstorbenen gewöhnlich dazu benützt werden, um bestimmte Geldbeiträge zu erheben, so mußte auch die so nahe liegende Gefahr von Mißbräuchen möglichst beseitigt werden.

Die beiden erwähnten Entscheidungen der heiligen Ablasscongregation lauten, wie folgt:

„An fideles, qui ex hac vita migrarunt, alicui Sodalitati adscribi valeant ad effectum, ut ipsi suffragiis potiantur, quibus post obitum gaudent ceteri fideles, qui adhuc viventes alicui Sodalitati nomen dederunt?“ — S. Congreg. Indulg. resp. die 14. Aug. 1889: „Negative, juxta Decretum a Suprema Universali Inquisitione editum sub die 6. Dec. 1876.“

„An stante Decreto S. R. et U. Inquisitionis diei 6. Dec. 1876 et Resolutione hujus S. Congreg. sub die 14. Aug. 1889 sustineri valeant adscriptiones defunctorum piis Unionibus piisque Operibus?“ — S. Congreg. resp. die 25. Aug. 1897: „Negative.“

## Kirchliche Zeitläufe.

Von Professor Dr. Mathias Hiptmair in Linz.

Sprachenfrage und Religion. Los von Rom. Protestantisierung ein politisches Mittel der Deutschnationalen. Protestantismus ein Sammelname. Der Leipziger Professor Dr. Walter classificiert die Evangelischen Deutschlands. Er entwirft ein Bild der Zukunftskirche, eine Kulturkirche. Drei Andere. Die „Ev. Kirchenzeitung“ über den heutigen Protestantismus. Ein Haus ohne Wand. Was erfordert wird, um darin Platz zu finden. Dr. Speyer, Graf Hoensbroech, ein angeblicher Papst-Neffe. Die evangelischen Theologen in Wien. Die Mischehe. Die Parität in Preußen. Die Konsequenzen für unsere Nationalitäten: österreichisch-katholisch.

Diesmal sollte eigentlich als Ueberschrift oben stehen: „Antikirchliche Zeitläufe“, da es uns nothwendig zu sein scheint, vorzugsweise auf die kirchenseindliche Strömung, der wir ausgesetzt sind,

hinzuweifen. Der antifirchliche Geist bemächtigt ſich ſelbſt Fragen, die mit Kirche und Religion an und für ſich in keiner unmittelbaren Verbindung ſtehen und bringt ſo die alte Behauptung, daß in letzter Linie jede Frage eine religiöſe ſei, immer wieder zu ihrem Rechte. In Deſterreich iſt es die durch den Liberalismus faſt unlösbar gemachte Sprachen- und Nationalitätenfrage, deren dieſer Zerstörungsgeist ſich jüngſt mit beſonderer Heftigkeit bemächtigt hat. Kaum hatte Badeni ſeine Sprachen-Verordnung erlaſſen, gieng auch ſchon ein Kampf los, der uns ebenſo große Demüthigungen bereitete, als er dem Staate rieſige Gefahren brachte. Die Kuſer im Streite begnügten ſich aber nicht mit dem Gebrauche politiſcher Waffen, ſondern griffen ſofort zu religiöſen in dem Bewußtſein, daß im religiöſen Kampfe das Feuer am heftigſten brennt, daß es da viel tiefer greift und wachſend ohne Widerſtand viel weiter ſich ausbreitet. Ohne Verzug wurde der zündende Funke in das am leichtesten brennende Material, in die akademiſche Jugend, geſchleudert. Und ſchon am 10. December vorigen Jahres loderte die erſte Flamme im Arcadenhofe der Wiener Univerſität auf, indem ein deutſch-nationaler Student ſeine Com-militonen alſo anredete: „Unſeren Kampf gegen Rom haben wir noch nicht begonnen. Wir wiſſen aber, daß Rom unſer größter Feind iſt. Wir wiſſen, daß unſere einzige Rettung im proteſtantiſchen Bekenntniſſe, das auch den nationalen Gedanken in ſich birgt, gelegen iſt.“ In dieſen Worten, die ein junger Brauſekopf geſprochen, aber ganz gewiß nicht aus ſich ſelbſt, ſondern auf Eingebung gereifterer Leute geſprochen, wahrſcheinlich auf Eingebung deſſen, der die Rolle eines neuen Ulrich von Hutten ſpielen möchte, in dieſen Worten, ſagen wir, liegt ein Programm, und liegt Taktik. Das Programm lautet: proteſtantiſch und preußiſch, und die Taktik beſteht darin, daß man auf dem Wege der Proteſtantiſirung das politiſche Hauptziel am leichtesten erreichen und am gefahrloſesten anſtreben kann. Der moderne Staat ſelbſt iſt es ja, welcher mit ſeiner Confeſſionsloſigkeit und der Förderung aller antikatholiſchen Inſtitutionen dieſe günſtige Poſition für ſeine eigenen Feinde geſchaffen hat; er ſelbſt hat ſeine Schulen, inſbeſondere die höchſten Fachſchulen ſo eingerichtet, daß aus ihnen durchaus nicht Träger der katholiſchen Principien und des öſterreichiſchen Patriotismus hervorgehen müſſen. Man ſehe nur, wer an unſeren Univerſitäten das Kirchenrecht dociert und dann wundere man ſich, wenn Juristen und Beamte von katholiſcher Kirche und katholiſchen Principien falſche Anſchauungen haben. Das iſt aber nur ein Punkt. Darum ſagen wir, es liegt in obigen Worten Programm und Taktik. Thatſächlich dauerte es auch gar nicht lange, ergieng die Parole „Los von Rom“ an die Streitgenoſſen. Man ſuchte öffentlich und im Geheimen geeignete Männer, die ſich an die Spitze einer antikatholiſchen Volksbewegung ſtellen ſollten. Flugſchriften mit der genannten Parole an der Stirne wollte man unter die Menge bringen, und es iſt wohl nur ein kleiner Anfang

zur Besserung, daß man sie confisciert hat. Das gewählte Schlagwort hat gewiß nicht den Reiz der Neuheit, aber es ist praktisch und zugkräftig. Je nach dem Inhalt und Zusammenhang der Rede oder Schrift denkt man sich unter Rom auch etwas anderes, eine andere Hauptstadt oder einen anderen Staat; die Zuhörer oder Leser werden das leicht verstehen und der Staatsanwalt bleibt ruhig. Rom kümmert ihn doch in der Regel sehr wenig. Das ist die praktische Seite; und zugkräftig ist das Schlagwort abgesehen von der ihm beigelegten politischen Bedeutung, weil man die Intelligenz infolge der herrschenden Lehr-, Vern- und Lebensfreiheit so zu erziehen verstanden hat, daß ihre sittliche Kraft den Anforderungen, die ein lebensvoller Katholicismus stellt, nicht leicht oder gar nicht genügt, Anforderungen, die dagegen der Protestantismus nicht stellt. Der Protestantismus gewährt — wir müssen dabei etwas länger verweilen — in Bezug auf Dogma und Moral einen Spielraum, der in Bezug auf ersteres bis zum dogmenlosen Christenthum geht und bezüglich der letzteren mit ein wenig Naturethik zufrieden ist. Protestantismus ist kein Eigennamen mehr, sondern Sammelname, viel mehr als der Name Albigenser es war, und man glaubt in das Labyrinth des alten Gnosticismus hineingerathen zu sein, wenn man in seiner Literatur, bei seinen Theologen Umschau hält. Einig sind sie nur gegen den Katholicismus.

Der Einheit der katholischen Kirche steht die Kampfes-Einigkeit aller anderen Confessionen entgegen. In einer neueren Schrift<sup>1)</sup> aus Leipzig heißt es: Russen, Altkatholiken, Protestanten sind natürliche Verbündete gegen den Ultramontanismus. Im übrigen geht jede Partei ihre eigenen, sehr entgegengesetzten Wege. Es ist interessant, Walkers Classification der Protestanten zu lesen und sein Prognostikon für die Zukunft kennen zu lernen. In Deutschland, sagt er, gibt es drei Hauptrichtungen der Evangelischen, nämlich die Rechte, die sogenannte orthodoxe Partei, die halborthodoxe Mittelpartei und die aufgeklärte, antiorthodoxe, gemäßigte Linke. Letztere leugnet die Gottheit Christi, die Inspiration der Bibel, die Existenz der bösen Geister, die Wunder, die Erlösung durch Christus und seine Mittlerschaft, also so ziemlich jede Offenbarung — die Anhänger gelten aber trotzdem als Protestanten. Die ungeheure Mehrzahl der Juristen, sagt er ferner, Nationalökonomien, Historiker, Naturforscher, überhaupt der Laien sind heute stramme, schneidige Theisten — aber der Protestantismus rechnet auch sie zu den seinigen. Die sogenannte Rechte, heißt es wiederum, oder orthodoxe Partei, erinnert etwas an die High Church der Engländer, ist aber gemäßigter, anti-päpstlicher. Manche „orthodoxe“ Pastoren prahlen damit, daß sie „schriftgemäß“ predigen, das ist aber eine leere, wenn auch unbewusste Nennung. Zur Zeit der Hexenprocesse wurde wirklich schriftgemäß

<sup>1)</sup> Dr. Karl Walker, Die Machtverhältnisse und die Machtansichten des Protestantismus, des römischen und griechischen Katholicismus.

gepredigt, heutzutage wäre es kaum irgendwo in der Welt in protestantischen Landeskirchen oder Secten möglich. Wenn ein Prediger auf der Kanzel mit dem Dämonenglauben des Alten und Neuen Testaments wirklich Ernst machen wollte, so würde er bei manchen Zuhörern und Zuhörerinnen Entrüstung, wenn nicht gar Heiterkeit erregen. Frauenzimmer würden hysterische Krämpfe bekommen, wahnsinnig, vielleicht sogar epileptisch werden. Die öffentliche Meinung, die Presse, die Volksvertretung, Polizei, Justiz, das Consistorium würden sich der Sache annehmen, der Schuldige würde abgesetzt werden. Es steht also auch diese sogenannte orthodoxe Partei nicht mehr auf dem Standpunkte Luthers, aber sie heißen Protestanten. Diese tief gehende Umgestaltung des Protestantismus bringt die Idee einer neuen Zukunftskirche hervor, die Walker die Culturkirche nennt und nach ihrem Grund- und Aufbau, nach ihrer formellen und materiellen Seite ungefähr also schildert. Die Zukunftskirche wird die Kirche der gemeinsamen Cultur sein und gleichfalls Christenthum heißen. Die schöne, ganz unanstößige Sitte der Taufe wird natürlich beibehalten werden. Die Abschaffung des Abendmahles wäre unpolitisch. Man kann nach Art der Reformierten die Kniebeugung abschaffen, ferner alles beseitigen, was an die Lehre von der Gottheit und dem stellvertretenden Opfertode Christi erinnert, so daß nur die Erinnerung an einen Menschenfreund übrig bleibe, der sich an einem Wendepunkt der Weltgeschichte große Verdienste um die Verbrüderung der verschiedenen Völker erworben hat. Das Innere einer protestantischen Kirche der Zukunft wird sehr von den heutigen Zuständen abweichen, d. h. die Erinnerungen an verdienstvolle Persönlichkeiten werden stark, zugunsten von Erinnerungen an verdienstvolle Persönlichkeiten anderer Völker zurücktreten. Man wird nicht bloß an Christus und Paulus, sondern auch an Darcios, Gelon, Augustus, Petrus Walbus, Luther, Zwingli, Calvin, Knox, die Hauptgegner der Hexenprocesse (also auch an einen Jesuiten Spee!), der Inquisition, der Folter u. s. w. erinnert werden, zum Theil nur durch Inschriften, zum Theil auch durch Porträts und Büsten. Auch der Inhalt der Predigten wird sich sehr ändern. Die sozusagen jüdische Fremdherrschaft, die Verhimmelung längst verstorbener jüdischer Persönlichkeiten wird aufhören. Auch andere Zeiten und Völker werden zu ihrem Rechte kommen . . . . So ungefähr wird der aufgeklärte Protestantismus beschaffen sein, der in künftigen Jahrhunderten das Werk der Reformation vollenden, den Ultramontanismus für immer überwinden wird — meint Walker. Die täglich wachsende wirtschaftliche, politische, militärische, wissenschaftliche, ethisch religiöse Macht der Deutschen — meint er weiter, der Angelsachsen, der Russen zc. verschiedener Erdtheile ist so groß, daß der Ultramontanismus trotz, ja wegen der achtbaren Gesinnung vieler seiner Anhänger auf die Dauer sich nicht zu halten vermag. Wie alles an natürlicher Altersschwäche abstirbt, so werden auch die Confessionen

und der Katholicismus absterben. Ein solches natürliches Ende der protestantischen Orthodoxie und des Katholicismus ist in Deutschland und in der übrigen Welt eine bloße Frage der Zeit — behauptet Walker, der Privatdocent der Staatswissenschaften in Leipzig.

Man glaube aber ja nicht, daß Walker der einzige sei, der sich mit der Frage um die Zukunft des Christenthums in der modernen Welt beschäftigt. Wir haben gleich drei andere auf einmal, die dieses Thema behandeln und die darüber ihre Schriften veröffentlichten. Die eine ist die bei J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) 1898 erschienene Schrift des Herausgebers der „Chronik der christlichen Welt“, Pfarrer Erich Förster in Frankfurt a. M. über „Die Möglichkeit des Christenthums in der modernen Welt“ (Freiburg i. B., Leipzig und Tübingen; 67 S. 8°; 1.20 Mk.); die andere finden wir unter den „Heften zur Christlichen Welt“ aus der Feder des Pfarrers und Professors der Theologie in Cherbres-Lausanne, Paul Chapuis, über die Frage: Sind wir noch Christen? (Leipzig 1897, J. C. B. Mohr [Paul Siebeck]; 24 S. 8°; 60 Pf.), und endlich gehört hierher auch noch ein Artikel von Horst Stephan in der ersten Nummer des laufenden Jahrgangs der „Christlichen Welt“ selbst mit der Ueberschrift: Christlich oder modern? Wie schon die Titel andeuten, handelt es sich allen Verfassern um das Verhältniß des Christenthums zur modernen Welt und ihren einzelnen Gliedern, und wenn die einen auch mehr den Nachdruck darauf legen, ob für das Christenthum in der modernen Welt überhaupt noch ein Raum und Existenzmöglichkeit sei, während der Andere die Frage dahin wendet, ob wir als Kinder unserer Zeit, die sich mit vollem Bewußtsein auf ihren Boden stellen, noch Christen zu heißen verdienen oder zu sein vermögen, so will doch dieser Unterschied nicht viel besagen. Alle drei Verfasser begegnen sich augenscheinlich in dem Gefühl des tiefen Widerspruchs, der in unseren Tagen zwischen Welt und Christenthum besteht, und in dem Bestreben, diesen Thatbestand einer principiellen Beleuchtung zu unterwerfen; es ist letztlich allen um die Zukunft des Christenthums zu thun.

Natürlich haben auch diese Schriftsteller ganz verschiedene Grundsätze und gelangen zu ganz verschiedenen Resultaten. Förster verzweifelt an einer Versöhnung der christlichen und modernen Weltanschauung, er bringt eigene Vorschläge, scheint aber von ihnen auch selbst nicht viel zu erwarten. Die beiden anderen dagegen sind nicht bloß von der principiellen Vereinbarkeit moderner und christlicher Grundstimmung überzeugt, sondern erwarten hoffnungsfreudig gerade von dem völligen Eingehen des Christenthums auf die moderne Welt die schönste Entfaltung desselben. Horst Stephan schließt mit dem Gedanken, daß nach langer Resignation angesichts unserer Zeit wieder ein *juvat vivere* die mühevollen Arbeit des Protestantismus durchziehe, und Chapuis weißagt dem Christenthum, wenn es nur erst mit allem Autoritätswahn gebrochen, eine noch größere Zukunft

als Vergangenheit. — Es träumen also auch diese Schriftsteller von einer Umbildung des Christenthums in sein gerades Gegentheil.

Wir sind nun, was den Katholicismus anbelangt, vollständig ohne Sorge. Die Pforten der Hölle haben ihn seit neunzehnhundert Jahren wahrhaft meisterlich bekämpft und doch nicht überwältigt, und sie werden ihn auch in Zukunft niemals überwältigen können. Dafür steht das Wort des Herrn. Was dagegen den Protestantismus angeht, so ist das seine Sache. Er ist eine Secte, wie hundert andere es waren oder sind, und kann daher nur auf das Sectenlos rechnen. In seiner Literatur bemerken wir, daß seine eigenen, noch positiven Anhänger keine tröstliche Sprache führen. So vernehmen wir aus der „Evangelischen Kirchenzeitung“ zu Beginn dieses Jahres eine Klage, die einer erschütternden Todtenklage gleicht; es heißt da nach dem Hinweis auf eine Stelle des Propheten Jesaias, daß er so lange predigen soll, bis die Städte verödet sind, leer von Bewohnern:

„Die Vernunft (der Rationalismus) würde kommen und alles nehmen. Es kam das Blutbad, es kam die Herrschaft der Vernunft; unsere classischen Dichter haben unser Volk vergiftet. Sie und da haben die Uebriggebliebenen noch eine Färse und zwei Schafe gehabt. Der Protestantismus ist an einer großen Verblutung gestorben, was seinen Einfluß auf die Massen betrifft. In einem unerhörten Gericht hat sich das Wort Gottes zurückgezogen. Der Protestantismus ist nach dem dreißigährigen Kriege mit der Todesblässe des Unterganges gezeichnet. So im Pietismus, so in der Aufklärungsperiode, so in der modernen Theologie dieses Jahrhunderts. Das ist nicht in Deutschland allein geschehen. Der französische Protestantismus hat sich in der Bluthoheit und in der Aufhebung des Edictes von Nantes verblutet. Er ist auch durch die schönen Reden eines Monod zu keinem tieferen Leben mehr gekommen. Als man auf dem Marktplatz von Prag den Adligen des evangelischen Böhmens den Kopf abschlug, verblutete der Protestantismus Böhmens, wie neuerdings wieder Cisar beklagt hat. In den Bürgerkriegen Englands sind ganze Schätze von Wahrheiten untergegangen, und der Methodismus von Wesley und Whitesfield war nicht das Evangelium der Reformation, auch ist das nicht die Predigt in der Kirche von England und Schottland in diesem Jahrhundert. Die vier letzten Jahrhunderte Deutschlands stehen unter dem gewaltigen Donner von Luther, aber die Masse weiß gar nicht mehr, was er war. Aber auch die Theologie weiß es nicht. Was ist sie anders von Schleiermacher bis Ritschl als ein großer Irrweg gewesen, mit der fortgesetzten Täuschung, man brächte etwas Neues, besser als das Gut der Alten.“

Und Professor Beyschlag sagt in seiner Schrift zur Vertheidigung des Altkatholicismus:

„Nein — diese unsere geschichtlich gewordene evangelische Kirche mit ihren confessionellen Spaltungen, mit ihren landesherrlichen Schlagbäumen, mit ihren ewigen Lehrstreitigkeiten, mit all' ihren Rissen und Lücken, durch welche von der einen Seite der kritisch auflösende, von der anderen der reactionäre gelesliche Wind weht, ist kein Bau, der draußen Stehenden besonders wirklich und anheimelnd vorkommen könnte. Wenn wir in diesem kümmerlichen und hauffälligen Hause uns leidlich wohl fühlen, so kommt es daher, weil es unser Elternhaus ist“. Und Seite 55 fährt er fort: „Wie schwach hat sich der Protestantismus gezeigt bei der Aufgabe, seine Kirche zu verbessern, das heißt, sie als ein eigenthümliches, vom Staate verschiedenes Gemeinwesen zu organisieren. Unsere Kirche ist zu einem Verwaltungsgebiet des Staates herabgesunken — ein mehr als byzantinisches Verhältnis. Und noch heute nach 300 Jahren, wo wir endlich im

evangelischen Deutschland begonnen haben, unsere Kirche als selbständige Gemeinde wiederherzustellen, haben wir ihr Regiment in den Händen des Staatsoberhauptes belassen müssen. Und welch kirchlicher Protestant hätte noch nie gefühlt, daß unserm Gottesdienste das Höchste fehlt, was wir doch im Gottesdienste suchen — das unmittelbare Gefühl der Gottesgegenwart und Heilandsgemeinschaft“.

So schreiben Protestanten über den Protestantismus.

Wir verweilen bei diesen Schilderungen seiner gegenwärtigen und zukünftigen Gestaltung etwas länger aus dem Grunde, damit der Leser sehe, daß er eine elastische, eigentlich uferlose Religion, ein Meer von Gegenätzen, nur Nominalismus sei. Um ihm anzugehören braucht es gar nichts anderes, als die Negation des Katholicismus, die Abwendung von Rom; hinwenden kann sich einer, wohin er will. Da werden die Phantasien und Träumereien eines schreibenden Wesens zur Wissenschaft; da gilt die politische Machtstellung Englands, Rußlands, Deutschlands als Zunahme der Religion, der Macht des Protestantismus; da gestaltet sich der Fortschritt im Irr- und Unglauben zum Fortschritt der Kirche. In einem solchen Gebäude ohne Wand hat freilich Alles Platz, aber von Religion, von Kirche kann doch keine Rede mehr sein. Es ist kein Christenthum mehr, es ist nacktes Antichristenthum, wie es im Buche steht. Und nach diesem Ziele geht der Curs, den das Narrenschiff der Zeit heute einhält. Wenn unsere Deutschnationalen in den gegenwärtigen politischen Wirren die Protestantisierung des Volkes in Scene setzen möchten, so haben sie dabei ganz gewiß kein positives Bekenntnis vor Augen, gerade so wie die Socialdemokraten keines haben. Ein Universitätsprofessor Speyer in Algram, der öffentlich die Gottheit Christi leugnet, ist ein richtiger Apostel dieser Zukunftskirche, und die deutschnationalen Zeitungen, große und kleine, die aus der Schule der großen liberalen Judenblätter hervorgegangen sind, und von der Märchengestalt des Sohnes Gottes schreiben, bilden das entsprechende Evangelium derselben. Wie könnte man heute auch ein positiv protestantisches Bekenntnis noch vor Augen haben, wenn selbst protestantische Theologen die Lage desselben als ganz verzweifelt schildern?

Es braucht auch niemand ein Bekenntnis abzulegen, der Protestant werden will. Graf Hoensbroech kehrte einfach in sein Kloster nicht mehr zurück, das er verlassen hatte, um in der Seelsorge irgendwo auszuweichen, sagte sich von Rom los und es war genug. Kürzlich gieng die Notiz durch die Zeitungen, daß ein angeblicher Neffe des Papstes im protestantischen Bethause sich habe sehen lassen, und es genügte, daß der Protestantismus ihn für sich reclamirte. Da ist denn doch das principium contradictionis klipp und klar gegeben: es steht auf einer Seite Rom und auf der anderen alles andere. Die deutsch-nationalen Studenten an unseren Universitäten mit Ausnahme der Theologen und eines rühmlichen Theiles anderer an der Innsbrucker Hochschule lehnten sich gegen ihre Obrigkeit auf, und die deutschen Hörer an der Wiener evangelisch-theo-

logischen Facultät haben sich beeilt, an das Decanat ein Schreiben mit der Erklärung zu richten, daß sie sich dem Strife der übrigen deutschen Studenten anschließen. Auch das stimmt. Der Kampf gegen die Autorität ist antirömisch. In einem protestantischen Blatte lesen wir:

„In München sind im Jahre 1897 unter 3426 standesamtlich geschlossenen ehelichen Verbindungen nicht weniger als 584 Mischehen gewesen, also fast ein Sechstel der Gesamtzahl, von denen 315 evangelisch getraut wurden. In 375 Fällen war der Mann protestantisch, die Braut katholisch, in 209 Fällen der Mann katholisch, die Braut protestantisch. Es kommt also doppelt so oft vor, daß ein protestantischer Bräutigam ein katholisches Mädchen heiratet als umgekehrt, ein Umstand, der sich einerseits aus einer größeren Indifferenz der protestantischen Männer gegenüber der künftigen confessionellen Gestaltung des Familienlebens erklären dürfte, einerseits daraus, daß viele jüngere Bedienstete und Beamte evangelischer Confession in München Anstellung finden und dort vielfach in katholische Kreise hineingezogen werden. Im Jahre 1896 sind von 720 Mischehen 321 evangelisch getraut worden“.

Das stimmt wiederum. Man sieht ein, daß im Institut der Mischehe das Moment der religiösen Indifferenz gelegen ist, aber da die Mischehe antirömisch, das ist antikatholisch, ist, sucht man sie zu fördern und namentlich in Süddeutschland, zumal in den größeren Städten, mit großem Eifer zur Geltung zu bringen. Dieses Mittel, das vor mehr als sechzig Jahren den folgenreichen Fall Clemens August von Köln und Martin Dumin von Gnesen-Posen herbeigeführt hat, dient zu einer doppelten Proselytenmacherei, einer religiösen und einer politischen und es ist gar kein Zweifel, daß dieselbe Hand es wirken läßt, welche das Geld zum Auskauf der katholischen Polen in Westpreußen hergibt.

Es liegt ein recht interessantes Buch vor uns: „Die Parität in Preußen“ (Köln 1897, J. P. Bachem). Dr. Hermann Carbauns hat darauf in einem Artikel in „Die Wahrheit“, Heft 2 hingewiesen, worin es bezüglich des Beamtenstandes unter anderem heißt:

„In den unteren Stellungen finden sich noch verhältnismäßig zahlreiche katholische Beamte, aber dann kommt gewöhnlich ein Punkt, den der Militär „die Majorsekte“ nennt, an der die „Tüchtigkeit“ plötzlich versagt; nur ein bescheidener Bruchtheil kommt um diese Ecke herum, und je höher der Weg aufwärts führt, desto seltener erscheinen in dem protestantischen Schwarm die katholischen weißen Raben.“

Nehmen wir ein besonders instructives Beispiel. Von allen preussischen Provinzen haben die Rheinlande die weitaus stärkste katholische Bevölkerung: 3,610,000 Katholiken gegen 1,427,000 Protestanten. Die Provinz bildete seit der französischen Zeit ein besonderes Rechtsgebiet, in welches Juristen aus den anderen Provinzen nur schwer übertreten konnten. An katholischen Juristen ist kein besonderer Mangel, wenn auch verhältnismäßig die Protestanten stärker vertreten sein mögen, und es wimmelt von katholischen Amtsrichtern und Landrichtern. Von letzteren zählen wir in den neun Landgerichten des Oberlandesgerichts Köln 54 gegen 47 protestantische Kollegen (die Ziffern 56:35 auf Seite 32 entsprechen nicht den Angaben bei den einzelnen Landgerichten); bei diesem Verhältnis läßt sich gegen die Besetzung der Präsidenten (je 4 und 1 Alt-katholik, Directoren (8:13) und Oberlandesgerichtsrats-Stellen (10:16) nichts einwenden, aber die ersten Staatsanwälte sind zu zwei Dritteln protestantisch, Oberstaatsanwalt und Präsident des Oberlandesgerichts desgleichen, ersterer aller-

dings erst seit ein paar Jahren. Das ist das glänzendste Blatt in der gesammten Paritätsstatistik; aber gehen wir zu dem Oberlandesgerichte Hamm über, das zwei rheinische und sieben westfälische Landgerichte umfaßt, so ändert sich das Bild in merkwürdiger Weise. Westfalen hat bekanntlich stets eine Menge hervorragender katholischer Juristen geliefert, von den 76 Landrichtern stellt das katholische Bekenntnis die Mehrheit (42 : 34), obwohl die katholische Bevölkerungs-Mehrheit nur schwach ist, aber wie sieht es nach oben in der Justizverwaltung aus? Landesgerichts-Präsidenten 8 protestantisch, 1 katholisch, Directoren 16 : 4, erste Staatsanwälte 8 : 1, Oberlandesgerichts-Räthe 14 : 11, Senatspräsidenten 3 : 1, Oberstaatsanwalt und Oberlandesgerichts-Präsident protestantisch. Es gehört sicher ein Köhlerglaube dazu, um hier noch an „Zufall“ zu denken.

Nicht viel anders sieht es aus in Schlesien. Es stellt (bei überwiegend katholischer Bevölkerung) 41 katholische Landrichter gegen 64 protestantische; zu wenig, gewiß, aber doch noch zwei Fünftel; und weiter nach oben? Erste Staatsanwälte 2 : 12, Directoren 3 : 22, Präsidenten 4 : 10, Oberlandesgerichts-Räthe 9 : 19, Senatspräsidenten 1 : 4, Oberstaatsanwalt und Präsident des Oberlandesgerichtes protestantisch. Geradezu entsetzlich wird es dann in Posen und Westpreußen, wo die nationalen Unterschiede stark mitspielen und jedenfalls zum Theil aus diesem Grunde der Andrang der Katholiken zu den richterlichen Stellen schwächer ist. In Posen sind die richterlichen Beamten über den Landrichtern, zusammen 48, protestantisch, bis auf einen Präsidenten und zwei Directoren, in Westpreußen beschränkt sich das katholische Element in diesen Kategorien auf einen einzigen Oberlandesgerichts-Rath.

Weshalb ich gerade diese Ziffern herausgreife? Weil die richterliche Laufbahn mit ihren Bürgschaften der persönlichen Unabhängigkeit diejenige staatliche Laufbahn ist, in welcher der Katholik noch am ersten auf Fortkommen rechnen kann, die also auch verhältnismäßig viele Bewerber katholischen Bekenntnisses anziehen konnten. Darum ist diese Kategorie am besten geeignet, um die beiden Hauptergebnisse der ganzen Paritätsstatistik zu illustriren: von unten nach oben und von Westen nach Osten wächst die Paritätsverletzung, mit anderen Worten: für die unteren Stellen läßt man sich katholische, richterliche Beamte noch gefallen, für die oberen reicht ihre „Befähigung“ nur selten noch aus, und diejenige überwiegend katholische Provinz, welche zuletzt unter preussisches Scepter gekommen ist, hat verhältnismäßig die besten Zustände.

Und nun erst die Verwaltungsstellen und die allgemeine Staatsverwaltung! Zugegeben ist hier, daß das Angebot viel schwächer ist als bei den richterlichen Stellen, aber das ist schon an und für sich eine bezeichnende Thatsache: Die Candidaten haben eben bei der Alternative, ob Justiz oder Verwaltung, weit überwiegend sich für erstere entschieden, weil sie ahnten, was ihnen bei der letzteren bevorstand. Aber auch hier bleibt die Degression nach oben. Landräthe zählen wir in Preußen noch 70 katholische gegen 424 protestantische, dagegen Ober-Regierungsräthe 4 : 123 (!), Regierungs-Präsidenten 3 : 31, Oberpräsidenten 1 : 11. Katholische Ministerialbeamte gibt es nur ganz vereinzelt. Als Beispiel mag das Cultusministerium dienen: Minister, Unterstaatssecretär, 4 Directoren, 34 Räthe protestantisch, Summa 4 Räthe katholisch!“

Hier ist das System in Zahlen ausgedrückt, nach dem Deutschland zustande kommen soll. Indem wir damit von diesem Gegenstande uns abwenden, möchten wir nur dem lebhaften Wunsche noch Ausdruck geben, daß diesen Stand und Gang der Dinge nicht bloß die deutsch-österreichischen Katholiken immer vor Augen haben sollen, sondern daß auch unsere czechischen, polnischen, ungarischen, croatischen, slovenischen und italienischen Mitbrüder den geschilderten Thatsachen ihre Aufmerksamkeit schenken mögen. Das Warum ist klar, die Consequenzen liegen auf der Hand. Unsere Parole muß

sein: Oesterreichisch und Katholisch. Die Pflege der katholischen Religion muß mit der Stärkung des österreichischen Staatsgedankens innig verbunden werden.

Ein kurzer Blick auf die Lage der Katholiken in einzelnen Provinzen und Ländern mag das bekräftigen. Ein Mann, der die Dinge in ihren Ursachen zu erkennen und zu beurtheilen versteht, schreibt uns aus Kärnten: „Bei uns hier in Kärnten scheint alles den liberalen, der Kirche feindlichen Gang gehen zu wollen, ungeachtet der großen Anstrengungen und Opfer der katholischen Partei. Das gehässige Kurdeutschthum mit seinem offenen und geheimen Ingrimme gegen alles Katholische, trägt einstweilen überall den Sieg davon. Das Traurigste ist das unheimliche Heranwachsen und Erstarken der Socialdemokratie nicht bloß im deutschen, sondern auch im slovenischen Antheil des Herzogthums. Hieraus erkennt man zur Genüge, daß der eigentliche Streit nicht so fast ein nationaler, sondern ein religiöser ist. Erst die Völkerverhezung, dann der Ansturm gegen die katholische Kirche“. Noch schlimmer geht es in Böhmen und da ist es umso trauriger, als Böhmen das größte Gewicht in die Waagschale unserer Geschichte legt. Man sagt uns, es gibt daselbst, besonders in Nordböhmen, nur Dafen, wo die Kirchen nicht leer stehen, wo das Volk und selbst die Geistlichen an Missionen und thätigem Christenthume Gefallen finden, es ist nicht einmal ein rechter Ansaß für eine conservative katholische Partei vorhanden, ein maßgebendes katholisches Tagblatt ist gar nicht da und noch lange keine Aussicht, daß ein solches zustande komme; so ist das Volk führerlos, fast alles Heilobruder. Der nationale Kampf zerstört Religion und Vaterlandsliebe. Senseits der Leitha steht es nicht besser. Den Völkerstreit sehen wir auch im Lande der St. Stephanskronen und er ist, wie es scheint, daselbst aus dem Grunde noch viel verhängnisvoller, weil die ungarische Regierung ihr Fahrzeug noch mitten im extrem-liberalen Wasser hält und immer noch in lebhafter Offensive gegen die Kirche sich befindet. Es ist besonders Croatien, jenes Land, das einst die Päpste das antemurale christianitatis nannten und dessen tapferes Volk auch heute treu und fest zur katholischen Religion hält, welches einen harten Kampf zu bestehen hat. Croatien will nicht unter das Joch der Magyaren, es will frei, einig und unabhängig sein und in diesem Streben hält der croatische Clerus zu seiner Nation, weil damit auch die katholische Religion in innigster Verbindung steht. Das ist nun der Punkt, wo die ungarische Regierung ihre Hebel ansetzt, sie bekämpft den Clerus als Gegner der Regierungspolitik, sie sucht die einflußreichen, tüchtigen Geistlichen aus ihren Stellungen zu verdrängen oder gar nicht zu einflußreichen Stellungen gelangen zu lassen. Insbesondere sind es die Katecheten- und Professorenstellen, auf die es abgesehen ist. Aber auch die Domcapitel und Pfarreien haben unter dieser Politik zu leiden. Es liegt uns eine ziemlich lange Liste derer vor, die abgesetzt oder auf unbedeutende

Posten versetzt worden sind, oder die nur provisorische Anstellung erhalten, oder nur Pfarradministratoren sind, weil sie der Regierung nicht genehm sind. Viele Stellen werden gar nicht besetzt. Dagegen finden kirchenfeindliche Männer Beförderung; wollte doch die Regierung einen notorischen Gottesleugner, den Dr. Spevec, zum Chef der Kultusabtheilung in Agram machen und nur dem energischen Widerstand der Katholiken war es zu danken, daß dieses Aergernis unterblieb. Aber dieser Widerstand forderte sein Opfer. Der wackere Redacteur „Katholicki Listi“, Stephan Korenić, welcher den Unglauben des Spevec nachwies, wurde zu einem Monat Kerker oder 150 fl. Strafe verurtheilt. Wir haben nicht mehr den Raum, dieses Bild weiter auszumalen, für unsere Leser ist auch das schon genug, um zu erkennen, welche Principien auf dem Spiele stehen, um zu sehen, was der gesammte Clerus der österreichisch-ungarischen Monarchie zu thun, was er zu bekämpfen hat. Die Statuten des deutschen Ritterordens verboten einst den Genossen die Falkenjagd, gestatteten ihnen aber die Löwenjagd. Der Löwe der Gegenwart ist das Antichristenthum im katholischen Sinne und das ist zu bekämpfen, jeder andere Kampf, besonders gegeneinander, ist eitle Spielerei und darum zu lassen.

Linz, am 25. Februar 1898.

## Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Johann G. Huber, Stadtpfarrer zu Schwanenstadt.

Wenn etwa in ferner Zukunft einmal Jemand Nachschau halten sollte in den Jahrgängen der Quartalschrift unserer Zeit, so wird er darin manches finden, was auch dann noch der Beachtung wert erscheinen mag, wird es an dem, was zu unserer Zeit geschrieben wurde, merken, daß wir eine harte Zeit durchzuleben hatten, die häufig und mit Recht von uns ein eisernes Jahrhundert genannt wurde.

Gott, „der Eisen wachsen ließ“ — wie ein altes Lied sagt, hat wirklich dem Eisen eine große Bedeutung für das Menschengeschlecht zugebracht.

Es hat eine Zeit gegeben, wo die Menschheit in Eisen sich kleidete, wo nur der als wehrhaft galt, der vom Wirbel bis zur Zehe in Eisen gehüllt war, wo Rittersmann und Knecht und selbst die Rosse gepanzert in den Kampf zogen. Diese Zeit ist vorüber gegangen. Die alten Helme und Brünnen, die Harnische, Ringe und Schienen haben zwar ihre Zeit überdauert, aber der Kern, dem sie die Schale gewesen, ist längst vermodert; sie rosten in alten Rüstkammern, oder glänzen, blank gepuzt, in Museen und Prunksälen als Schaustücke für ein Volk, das nicht mehr versteht, wie man solche Gewandung tragen konnte.

Unsere Zeit bedarf aber des Eisens mehr als jene. Sie durchwühlt allerorts die Berge nach diesem Metalle, es kann kaum genug zutage gefördert werden. Wohin der Mensch blickt, starrt ihm Eisen entgegen: Maschinen ohne Zahl, Werkzeuge aller Art, das Geschirr auf dem Herde,

Tische, Bänke und Bettstellen u. s. w. Alles von Eisen. Der schwächliche Jüngling und das blutarme Mägdlein isst und trinkt Eisen. Unsere Bauten halten nicht mehr ohne Eisen, die Kasse werden bald in Pension gehen, vor dem Stahlrade, die Macht der Staaten ruht auf den Kanonenrohren, Gewehrläufen, Bajonnetten und Säbeln und den Eisenpanzern der Kriegsschiffe, der ganze Erdball ist mit Eisenschienen umspannt, daß er nicht auseinandergehe, das Kind in der Wiege, der Leichnam im Sarge, das Geld in der Casse . . . die ganze Welt ist in Eisen, — „das eiserne Jahrhundert!“

Derselbe Herr und Gott, der den Menschen das Eisen gab, daß es ihnen diene, Er hat esgefügt, daß auch im geistigen Leben das Wesen und die Eigenschaften des Eisens sich finden, Er hat auch Eisen in unsere Seele gelegt, Er will und sorgt dafür, daß auch dieses zutage trete.

Gerade unsere Zeit bringt es mit sich, daß der weiche Stoff des Gemüthlebens, der Schwung der Poesie, der zarte Hauch der Lyrik immermehr in den Hintergrund gedrängt wird.

Ein harter Geisterkampf durchzieht die Menschheit und drängt aus allen Gebieten zur Entscheidung. Da ist viel Bedarf an geistigem Eisen. Es geht nicht anders, als fleißig darnach schürfen, es ins Feuer bringen, stählen und hämmern und daraus Wehr und Waffen schmieden. Jetzt gilt nicht das *quiescere sub ficu sua*, sondern jetzt drängt zu Esse und Amboss das Wort des Herrn: *Ignem veni mittere in terram et quid volo, nisi ut accendatur!*

Also ist auch auf geistigem Gebiete jetzt eine eiserne Zeit. Wenn man uns also in späteren Tagen nachfragen wollte, so sollen sie es wissen, daß auch wir das Eisen kannten, es kosten und führen mußten. Es hat uns die geistige Eisenrüstung nicht zu Boden gedrückt, wir giengen doch aufrecht einher; es hat uns des Eisens Härte nicht zerschmettert, sondern, wie der Hammer auf den Amboss fiel, so zeigte sein Zurückprallen, daß er nicht auf Teig gefallen und wenn wir selber schlugen, so sind auch Funken gestoben. Und wohlgemuth waren wir dabei, weil wir uns sicher fühlten in den stahlharten Ringen, mit denen die feste Einigung unserer heiligen Kirche uns umschloß und weil unseren Augen stets eine Führerschaft voranleuchtete, die uns sicher auf diesem Kriegspfade führte.

Wie zu jeder Zeit, wo es harten Kampf gab, so ist auch in unseren Tagen sowohl die Nothwendigkeit als auch die Thatsache einer strammen Einigung, mehr als sonst, hervorgetreten.

Der ewige Herr und Führer hat in bedrängten Zeiten feste Männer als seine Stellvertreter an die Spitze Seiner Kirche gestellt und gerade in unserer Zeit, da die Stürme am heftigsten toben, hat Er in der Auswahl derer, die als sichtbares Oberhaupt der Kirche walten müssen, deutlicher als je gezeigt, daß Er sich um uns annehme und unsere Führung in Seiner Hand halte.

Die lange Kampfeszeit, die schon ein halbes Jahrhundert ausfüllt, haben zwei Papste ausgefüllt, die in Leben und Wirksamkeit zu den größten in der Kirchengeschichte zählen.

Es war Pius IX., dessen Regierungsantritt zusammenfällt mit dem Beginn des Geisterkampfes unserer Zeit. Wenige Päpste hat es gegeben, die so lange Zeit an der Spitze der Kirche zu stehen, noch weniger, die eine so harte Zeit durchzukämpfen hatten, wie dieser, der als *crux de cruce* das Kreuz seiner Kirche vorantrug und sie auf dem Kreuzwege, als dem einzig sicheren, zu führen hatte.

Als ihm der Herr dieses Kreuz abnahm, ließ er auf denselben Weg dessen Nachfolger eintreten Leo XIII., welchen Er Seiner Kirche wieder eine lange Reihe von Jahren erhält und der im steigenden Kampfgetöse als tüchtiger Feldherr ruhig und fest sein Ziel im Auge behält, mit kluger Weisheit sein Volk vorwärtsführt.

In den Helm des Heiles, womit der Herr Seine Kirche beschirmt, hat er als Edelsteine Seine sichtbaren Stellvertreter eingefügt. Unter diesen funkelt wie ein Rubin: *crux de cruce*, Pius IX. und flammt als ein Diamant: Leo XIII., *lumen de coelo*.

Das diamantene Priesterjubiläum, welches der liebe Gott unseren hl. Vater Leo XIII. heuer erleben ließ, es ist der Wiederstrahl der ewigen Weisheit, die sich dieses Stellvertreters bedient, daß er seiner Kirche eine Leuchte sein könne, daß sie klar ihre Wege sehe, im Kampfe die Richtung nicht verliere und auch vordringe zu allen Völkern, die noch in Finsternis und Todesschatten sitzen, vordringe zum endlichen Siege, für welchen der Herr den Grund gelegt und Gewähr leistet.

Dieses hält uns aufrecht und gibt uns Muth, daß wir tren und standhaft bleiben. Das ist uns Trost und Freude im Jahre des diamantenen Priesterjubiläums unseres obersten Hirten Leo XIII.

So denken und fühlen wir im eisernen Jahrhundert, so denken und fühlen mit uns alle gläubigen Katholiken, so denken und fühlen auch die Lieblinge unseres hl. Vaters, unsere Mitbrüder in den katholischen Missionen aller Welttheile.

## I. Asien.

**P a l ä s t i n a.** Die Lage der katholischen Kirche im hl. Lande gestaltet sich durch die politischen Verhältnisse immer schwieriger.

Die Schismatiker drängen sich überall vor, wo bisher noch die Katholiken ihr Besitzrecht aufrecht erhalten hatten. Zene wissen eben ganz gut, daß die moskowitzische Macht hinter ihnen stehe. Die Franciscaner-Custodie wehrt sich ihrer seit Jahrhunderten verbrieften Rechte, wird aber mehr und mehr isoliert, denn ihr Schutzherr, das französische Protectorat über die heiligen Stätten, ist ja Busenfreund mit Rußland.

Umso eifriger arbeitet die katholische Mission an der inneren Festigung ihrer Gemeinden.

So wurden in Nazareth durch Jesuiten aus Jerusalem Exercitien gehalten, an denen die Katholiken lat. Ritus, die Maroniten und Melchiten eifrigst sich theilnahmen. Dort wurde auch eine Abendschule für Jünglinge eröffnet mit Religions- und Sprachunterricht. In Dschezzin fanden ebenfalls Exercitien statt, auch wurde eine Mädchenschule dort erbaut und den Schwestern vom heiligsten Herzen übergeben.

Armenien. Die dortige Mission muß noch immer dem Mitlande empfohlen werden. Die Nachwehen der Verfolgung zeigen sich noch überall.

Besonders ergötzt sich große Gefahr für die Kinder, indem die protestantischen Secten eine Anzahl von Anstalten errichtet haben, in welchen sie die hinterbliebenen Waisen Kinder in Massen sammeln, wodurch diese armen Geschöpfe dem wahren Glauben verloren gehen. Da ist kräftige Unterstützung mehr als irgendwo nöthig.

Mesopotamien. Die Kapuziner-Missionäre, die während der Mezelei unter den Armeniern soviel gutes an den armen Verfolgten gethan haben, setzen noch immer diese Werke der Erbarmung fort, speisen die Hungrigen, pflegen die Leidenden, unterrichten und erziehen die Waisen. Die Achtung und Liebe des Volkes verschafft nun auch ihrer Lehre willige Aufnahme und Glauben.

In Diarbekir zählten die Missionschulen 370 Kinder; in Orsa sind 200 schismatische Familien zur katholischen Kirche zurückgekehrt und melden sich immer mehr, die Schule hat 275 Schüler; in Mardin ist die Schülerzahl 700. Dort sind die Protestanten als Gegner, aber je mehr diese sich bemühen, desto eifriger zeigt sich das katholische Volk in der Uebung seiner Religion.

Auch die Karmeliter-Missionäre haben zwei neue Stationen eröffnet und zwar eine in Bassorah-Hafen (Mesopotamien), (in der gleichnamigen Stadt besitzen sie schon länger eine Missionsstation), eine zweite in Buchir, Diocese Isbahan in Persien.

In Bagdad, ihrer Hauptniederlassung, konnte der Missions-Oberer P. Maria Josef von Jesu am 6. Jänner dieses Jahres das 40-jährige Jubiläum seiner Missionsthätigkeit begehen. Zu dieser Feier hat auch die französische Regierung dem Jubilar die Auszeichnung des „*Palme académique*“ verliehen, die Propaganda in Rom hat ihn beglückwünscht und das Volk hat mit Begeisterung dem alten Missionäre seine Dankbarkeit bezeugt.

Persien. Die Mission, größtentheils durch die Lazaristen besorgt, zählt 10.000 Katholiken; nur ein kleiner Theil in der Diocese Isbahan gehört dem lateinischen Ritus, die übrigen in dieser, sowie in den Diocesen Selmas und Sehnan gehören dem chaldäischen Ritus an.

Kirchen sind in genügender Zahl vorhanden, auch 98 Schulen mit 1600 Kindern; in Rhosrova besteht ein Priesterseminar und Schulen unter Leitung von Schwestern, in Armiah ein Knabenseminar mit 100 Zöglingen.

Leider ist die katholische Mission neuestens in große Gefahr und Bedrängnis gekommen durch das Eindringen der Kurden, welche nach vollendetem Mordhandwerke unter den Armeniern nun da ihr Werk fortsetzen wollen und gleich drei Stationen nacheinander überfielen und plünderten.

Borcerindien. Betreff der materiellen Lage kommen von dorthier noch immer traurige Meldungen. In vielen Gegenden wüthet der Hunger noch fort und im Gefolge die Cholera. Die Mission hat alle ihre Mittel zur Hilfeleistung erschöpft.

In Scharu ziehen die Hungernden, wandelnden Skeletten gleich, von Ort zu Ort, die Missionäre wagen sich kaum auf die Straßen, weil sie nichts mehr zu geben haben. Die ihnen zufließenden Unterstützungen reichen nicht mehr aus für die Pflege der Tausende verlassener Kinder, die der Mission zugefallen sind.

Der hochwürdigste Bischof Hurth von Dacca (Bengalen) meldet in einem Briefe an den Berichtstatter, daß dem Erdbeben seither eine neue Heimsuchung gefolgt sei. Ein Cyclonen-Sturm hat derart gewüthet,

dass in seinem Missionsbezirke gegen 20.000 Menschen dabei ihr Leben verloren und nach vorläufiger Berechnung eine Million Menschen obdachlos wurden!

Die Missionsarbeit nimmt überall guten Fortgang, das allgemeine Unglück führt die Leute zur Mission, die Opferliebe der Missionäre und Schwestern bewegt sie zur Achtung und Dankbarkeit. Alle Katechumenate sind überfüllt.

In der Diocese Madura leisten die Schwestern einen guten Theil der Missionsarbeit durch ihre Sorge für Kinder, Frauen und alte Leute. Es bestehen schon zwei Genossenschaften einheimischer Schwestern, die ihre europäischen Vorbilder treulich nachahmen. Sie halten treffliche Schulen in Madura, Tritschinopoli, Tuticorin, Palomcottah, Badakonkulam und Manapadu, außerdem Versorgungsanstalten für Witwen, Greise u. s. w.

In der Umgebung von Madura zeigt sich unter dem Landvolke eine sehr günstige Bewegung. 15 Ortschaften zwischen Tuticorin und Coilpatty haben um katholische Missionäre gebeten, die auch kamen und übergenug Arbeit haben, überall haben sie Katechumenen in Menge; in Achampatty, früher ganz heidnisch, besteht eine ansehnliche Christengemeinde.

In Jeolikote haben die Kapuziner eine Station gegründet, die im letzten Jahre schon bedeutenden Zuwachs erhielt. Ein Waisenhaus wurde gebaut und von Schwestern übernommen, die in ihrer Thätigkeit schon die Vieblinge nicht bloß der Kinder, sondern des ganzen Volkes geworden sind. Die Missionäre haben den Leuten auch Verständnis und Eifer zur Landwirtschaft beigebracht und findet dabei dieses vorher ganz arme Volk ein gutes Auskommen.

Nord-Indien. In Rawalpindi ist seit dem wilden Sturme der Heiden und Moslim wieder Ruhe eingetreten. Die Missionäre errichteten wieder ihr Waisenhaus und haben Kinder genug darin. Alles wäre gut, wenn nur auch die Mittel für die vielen hungernden Kleinen ausreichen wollten. Bitte!

China. Die Mission Süd-Schantung hat einen harten Verlust erlitten. In der Station Tschang-Nia-Tschuang wurden am 1. November 1897 nachts zwei Missionäre, die zur Allerseelen-Feier dorthin gekommen waren, die PP. Ries und Henle ermordet.

Veranlaßt durch diese Unthat hat die Regierung des deutschen Reiches sich der katholischen Mission mit solcher Entschiedenheit angenommen, dass die chinesische Regierung sich zu aller verlangten Genugthuung herbeiließ.

Der Gouverneur dieser Provinz, ein alter Christenfeind, wurde abgesetzt, ebenso sechs Oberbeamte, gegen die Mörder wurde das Strafverfahren eingeleitet, der angerichtete Schaden soll von der Regierung vergütet, zur Sühne für die Bluthat sollen drei Missionskirchen erbaut und mit kaiserlich chinesischer Schutztafel versehen werden, wozu die Regierung die Baupläze beisteilt, den größten Theil der Baukosten tragen und auch zu den Bauten neuer Missionshäuser beitragen will. Auch soll zum Schutze der deutschen Mission ein besonderes Edict erlassen werden.

Das ist ein Erfolg, den die Mission einzig dem Eingreifen des deutschen Reiches verdankt und der hoffentlich wieder für einige Zeit Schutz gewährt.

In der Provinz Su-tschuen zählen die Missionäre (Pariser-Seminar) in drei apostolischen Vicariaten 200 Christengemeinden mit 100.000

Katholiken. Für das im Verfolgungsturne 1895 Zerstörte hat die Mission durch Vermittlung des französischen Consuls Entschädigung erhalten.

Apostolisches Vicariat Süd-Honan. In den Districten Tsu-  
schien und Tschou-kiaku haben die Mailänder-Missionäre d. B. 1500 Neuebkehrte in christliche Gemeinden geeint und eine noch viel größere Anzahl Katechumenen im Unterrichte.

Apostolisches Vicariat Kwang-tong. Aus diesem meldet P. Montanar (Pariser-Seminar), daß er vor drei Jahren die Station Schöng-leng mit 300 Christen übernommen habe. Dieselbe zählt jetzt 1000 Getaufte, und seit dieses Gebiet Tung-kun unter drei Missionäre vertheilt wurde, seien schon 20.000 Katechumenen in Vorbereitung.

In Kwang-tung ist die Zahl der Befehrungen in letzter Zeit ungewöhnlich groß geworden.

Dafür haben freilich die Heiden wieder Rache genommen durch Anfälle auf einzelne Stationen.

Gleiches wird auch gemeldet aus Kianguan, wo ihnen jedoch nicht alles nach Wunsch gieng; zum Beispiel in Heu-kiatschang haben sich die Christen „vertheidigerlich befunden“ und ihrer Haut gewehrt und mußte das Raubvolk mit blutigen Köpfen abziehen.

Freudige Meldung kommt aus Ost-Petscheli. Dort sind die Erfolge viel größer als seit vielen Jahren. Das letzte Jahr brachte mit 1727 Tausen Erwachsener die Zahl der Christen auf 45.500, dazu gibt es noch 5500 Katechumenen; 15.700 Heidenkinder empfiengen in Todesgefahr die heilige Taufe.

Mongolei. Die Scheutfelder-Missionäre arbeiten dort mit stets wachsenden Erfolgen. Die erworbenen Grundstücke überlassen sie für geringen Pacht an die Katechumenen. Den auf solche Weise heranwachsenden Christengemeinden schließen sich die Heiden der Umgebung gerne an, weil sie sehen, wie die Christen ihren Lebensunterhalt leicht erwerben und sogar wohlhabend werden.

Außerdem haben die Missionäre durch Almosen, die sie in Hungerjahren allen ohne Unterschied der Religion zukommen ließen, soviel an Achtung und Einfluß gewonnen, daß sie an vielen Orten, wo das Heidenvolk früher sich ganz ablehnend verhalten hat, den christlichen Unterricht beginnen konnten und immer mehr Befehrungen erzielen.

Japan. In Sendai (Diocese Hakodate) hat die Mission an Stelle eines armfeligen Nothkircheleins den Bau einer prächtigen Kirche im gothischen Baustyle zustande gebracht.

Die Stadt Hatchiogi Erzdiocese Tokio ist größtentheils niedergebrannt, dabei ist auch die erst im vorigen Jahre eingeweihte Kirche, das Missionshaus, Katechumenen-Anstalt sowie auch die Häuser sämtlicher Katholiken ein Raub der Flammen geworden. Die Missionäre bitten flehentlich um Hilfe.

## II. Afrika.

Ägypten. Die Kopten-Mission nimmt an Erfolgen zu. In den letzten zwei Jahren hat die katholische Mission zehn Kirchen für die Kopten gebaut, der Bau von fünfzehn Kirchen ist noch ebenso nöthig. In den

Diöcesen Theben und Heliopolis ist die Zahl der Bekehrungen über 10.300 gestiegen.

Apostolische Praefectura Süd-Sansibar. Die St. Benedictus-Genossenschaft hat über Verfügung der Propaganda ihr Gebiet weiter auszustrecken, nämlich bis zur Südgrenze des deutschen Colonial-Gebietes; sie hat auch neue Erfolge zu melden:

So aus Dar-es-Salaam und Kollasini das rasche Zunehmen und die gute Haltung der Kinder in den Missionschulen; in Lukuledi hat sie an den Stämmen der Yao und Makua ein Volk von auffallend guter Begabung, das sich sehr empfänglich zeigt; in Nhangao, erst seit einem Jahre bestehend, sind 150 Katechumenen.

Französisch Sudan. Laut Bericht des apostolischen Vicars der Sahara sind die Missionäre überall hin nachgefolgt, wohin die französische Expedition vorgebrungen ist und haben längs des Niger eine Reihe von Stationen gegründet, die jüngste in Buje im Kiffidungi-Lande unter einem wilden Heidenvolke, unter welchem aber glücklicherweise noch keine Spur des Islam sich findet.

Madagascar. Die Freiburger katholischen Missionen bringen den Bericht des apostolischen Vicars Monsignore Cazet.

Darnach zählt die Mission der Jesuiten derzeit 1113 Stationen mit 61.500 Katholiken und bei 259.000 Katechumenen, in den Schulen 147.600 Kinder.

Diese Erfolge sind sehr erfreulich, nur wird auch bemerkt, daß dort die Feinde alle denkbaren Gegenanstrengungen machen, weshalb dort Unterstützung besonders noth thut.

Uganda. Die St. Josef-Missionäre (Millhill) machen gute Erfolge unter dem Negervolke. Die Katechumenen halten in der langen Vorbereitungszeit standhaft aus und nehmen ihre Sache so ernst, daß zum Beispiel P. Restens regelmäßig alle sechs Wochen gegen sechzig zur heiligen Taufe bringt.

In Nsambya wurde eine Kirche erbaut.

Sambsi. Diese Mission, bekannt als diejenige, welche unter allen am meisten Missionäre dahingerafft hat, (seit Uebnahme durch die Jesuiten 1879 hat sie 32 Priestern, 19 Brüdern und zwei Scholastikern das Leben frühzeitig gekostet), hat einen neuen schweren Verlust zu beklagen: P. Menhart, der Gründer der St. Petrus Claver-Station in Ricico, ist im 48. Lebensjahre gestorben.

Trotz all dem weicht die Mission nicht vom Plaze, sondern arbeitet unentwegt weiter. Sie bringt auch wieder freudige Meldungen:

Die an den Aruangua-Fluss in Mazombue verlegte St. Claver-Station hat eine große Christengemeinde. Aus weiter Entfernung haben sich Negerstämme hierhin gezogen, haben sieben Dörfer gegründet und überlassen sich willig dem Unterrichte und der Leitung der Missionäre, die von hier aus bis zu 14 Tagreisen ihre Wirksamkeit erweitern. Das Gebiet ist viermal so groß als Oesterreich-Ungarn.

In Boroma wächst die Christengemeinde kräftig, an jedem Feste gibt es Taufen von Erwachsenen, in kurzer Zeit sind 30 Ehepaare, sämmtlich frühere Zöglinge der Missionschulen, getraut worden. Die Schulen sind reichlich gefüllt mit 160 jungen Knaben und 100 Mädchen bei den Schwestern.

In Chipanga besitzt die Mission ein Collegium zur Heranbildung von Söhnen der Colonisten und Negerhäuptlinge, ebenfalls eine zur Ausbildung von Lehrern und Katechisten und große Grundstücke, welche an schwarze Colonisten vertheilt sind.

In Guilimane gedeiht der Unterricht bei Kindern und Erwachsenen und konnte P. Desmaroux im letzten Jahre 600 Erwachsene zur Taufe bringen.

Süd-Afrika. Natal. Die Trappisten-Mission vertheilt sich schon auf 20 Stationen mit 2600 Getauften und 1500 Katechumenen, in den Schulen sind 1300 Schüler, denen die Mission nicht nur Unterricht, sondern auch volle Verpflegung gibt.

Leider ist in das Gebiet der Trappisten-Mission nun auch die Kinderpest eingebrochen und wüthet, wie anderswo.

Den Trappisten sind alle ihre Zugthiere verendet, die Kaffern haben mit dem Vieh ihre einzige Erwerbsquelle verloren, ist ja in vielen Dörfern kein einziges Stück mehr vorhanden. Hungersnoth ist unvermeidlich. Was dieses für die Mission bedeutet, weiß man aus den Berichten über die Gegenden, wo diese Heimfuchung schon vorausgegangen ist.

In der Abtei Marianhill wurde eine Studien-Anstalt für Cleriker eröffnet. Dort besteht auch ein Mutterhaus der „rothen Schwestern“ (Tertiaren des Cistercienser-Ordens), welches seinen Nachwuchs aus deutschen Noviziaten erhält.

Im Maschona-Land haben die Jesuiten nach Beendigung des Krieges nun die Missionsarbeit wieder aufgenommen, sie arbeiten im Unterrichte und Pflege der ihnen zugewiesenen Kriegsgefangenen und deren Kinder.

Im Matabele-Land dauert noch die Hungersnoth fort.

P. Hartmann schreibt, daß auch die Missionäre wochenlang ohne Brod waren, daß kein Samen für die Ausfaat vorhanden war und schon wieder die Heuschreckenschwärme sich zeigen.

In Namakwa-Land herrscht große Sterblichkeit unter den Hottentotten und sind zwei Wohlthätigkeits-Anstalten errichtet worden.

Apostolisches Vicariat Oranje-Freistaat. Aus der Station Taung, die vor drei Jahren von den Oblaten M. J. errichtet wurde und schon gute Erfolge erzielte, kommen wieder traurige Nachrichten: In folge der vorausgegangenen Kriege, der Kinderpest und Missernte herrscht nun eine grauenhafte Hungersnoth. Der Missionsobere P. Porte bittet flehentlich um Hilfe.

Ost-Cap. Ueber die Anstalt der Dominicaner-Schwestern in King-Williamstown brachten die Freiburger katholischen Missionen einen Ueberblick von deren Anfange und Entwicklung.

1877 wurde von sieben Schwestern aus dem Augsburger Mutterhause das von dem Feldkaplan Fagan erbaute Kloster in Williamstown bezogen, 1878 die Schule eröffnet.

Jetzt nach 20 Jahren hat das Kloster 45 Schwestern und drei große Schulen, aus denen nicht wenige den Beruf ihrer Lehrerinnen gewählt haben, ein ehemaliger Schüler studiert an der Propaganda in Rom. Dazu ist das Kloster auch Mutterhaus für neun Filialen in der Cap-Colonie, Transvaal, Maschona- und Matabele-Land. Ueberall greifen die Ordensschwestern thätig in das Missionswerk ein.

West-Afrika. Apostolisches Vicariat Belgisch-Kongo. Die Scheutfelder-Congregation hat vor zehn Jahren diese Mission über-

nommen. Sie hat jetzt 22 Priester und neun Brüder an zehn Stationen; zur Mithilfe an Waisenanstalten und Schulen wirken Franciscanerinnen und barmherzige Schwestern.

Es bestehen schon ansehnliche Christengemeinden z. B. in Zuluburg und Notre Dame de Lourdes, letztere hat 1400 Neubefehrte und Katechumenen. Große Schwierigkeiten machen dieser Mission die übergroßen Transportkosten für die nöthigen Gegenstände. So kostet z. B. der Transport einer Last von 25 bis 30 Kilo bis dorthin bei 40 fl.! Deshalb betrugen die Auslagen in den letzten zwei Jahren 175.000 fl.

In der Station Libollo ist P. Martin Weder im Juli 1897 gestorben.

Der Verlust ist um so bedauerlicher, weil sein Ansehen und furchtloser Eifer unter diesem wilden Volke, welches dem Menschenraube und Menschenfrage ergeben ist, schon soweit Einfluß gewonnen hatte, daß von vielen Seiten schon Bitten um christlichen Unterricht kamen und die Leute auch schon anfangen, ihre Kinder zur Schule zu schicken.

Kamerun. Die Station Edea, die wegen Mangels an Missionären zwei Jahre verwaist geblieben war, ist im Juni 1897 dem jungen Missionär P. Müller (Ballottiner) übergeben worden zur großen Freude des Volkes, welches unter Leitung eines einheimischen Katechisten treu im Glauben ausgehalten hat.

Auf den jungen Missionär wartet der Neubau einer Kirche und der Widerstand einer dort eingemieteten protestantischen Secte.

Im Gabun-Gebiete haben die Väter vom heiligen Geiste eine neue Station gegründet in Ndjole, welche die Verbindung zwischen den Stationen am Ober- und Unter-Ogowe-Flusse herstellen soll.

Marocco. Der deutsche Reisende Else von Schabelsky, ein Protestant, der ein Werk über eine Reise in diesem Lande herausgegeben hat, spricht den katholischen Missionären große Anerkennung aus, gibt es offen zu, daß ihre Propaganda große Erfolge aufweise, während die Zahl der Protestanten immer zurückgehe.

Den Grund hierfür sieht er in der großen Liebe, welche die katholischen Missionäre den Armen und Hilfsbedürftigen ohne Unterschied der Religion zuwenden, während die protestantischen Missionäre alle Confectionen bekämpfen und schließlich Alle abstoßen.

### III. Amerika.

Nord-Amerika. Alaska. Die Freiburger katholischen Missionen brachten eine Reihe von Artikeln über die Gründung der Stationen in diesem hochnordischen Gebiete. Besonders interessant zeigt sich das Vorgehen der Missionäre beim jeweiligen Anfange.

Überall begannen sie mit Kindern und jungen Leuten, die sie durch Geschenke und liebevolle Behandlung bald gewannen. Sie gaben ihnen Sprachunterricht im Englischen und bildeten sich durch den täglichen Verkehr selber in der Landessprache aus und legten so den Grund zur Bekehrung der Erwachsenen. Auch die Musik leistete sehr gute Dienste.

So hat z. B. P. Ragaru in der Station Nuklafajet (nahe am Yukon) seine jungen Eskimos im Gefange in kurzer Zeit soweit ausgebildet, daß sie einige lateinische Hymnen lernten und bald auch den Choralgesang zur heiligen Messe inne hatten. Er hatte nun jeden Sonn- und Festtag feierliches Amt unter prächtigem Gesange seiner Zöglinge, die Allen waren darüber hoch-erstaunt und für den Missionär vollständig gewonnen.

Es kam so weit, daß auch für alle übrigen Stationen der gregorianische Choral eingeführt wurde. Ueberall ließen sich auch die Erwachsenen dazu gebrauchen und freut sich das Volk der Schönheit des katholischen Gottesdienstes. Diese Anlage und Neigung zum Gesange muß auch zum christlichen Unterricht mithelfen. Es wurden die Hauptlehren des Katechismus in Reimstrophen und Melodie gesetzt und werden mit Vorliebe von Jung und Alt gesungen.

Auch Ordensschwestern (aus der St. Anna-Congregation in Montreal) haben sich in jene Eisregionen gewagt und in jeder Hinsicht sich prächtig erprobt.

Vor zehn Jahren sind die ersten drei dort eingetroffen in der Station Kosiarevskij. Anfangs mit großem Mißtrauen angesehen, gewannen sie bald die Herzen der Kinder und damit die Erwachsenen, die es jetzt als großes Glück betrachten, ihre Kinder bei den Schwestern unterzubringen.

Zwischen errichteten die Jesuiten Schulen und betrieben Gärtnerei und Ackerbau und Handwerks-Unterricht, worauf die Jungen wie die Erwachsenen mit Verständnis und Eifer eingingen.

So ist die genannte Station jetzt ein blühender Mittelpunkt der Mission sowie der Civilisation.

Apostolisches Vicariat Athabaska-Mackenzie. Die Zahl der Christen ist 10.000, ihr religiöses Leben ist musterhaft, ihre Armut nimmt zu. Von den Entbehrungen des letzten Winters erschöpft, können sie nur durch die Unterstützung von Seite der Mission ihr Leben fristen. Das Leben und die Arbeit der Missionäre ist hart.

Z. B. wurde kurz vor Weihnachten aus einer weit entfernten Station der erkrankte Missionär auf einem Schlitten in die Station Nativité gebracht. Der Bischof schickte zu der verwaisten Herde sofort einen anderen Priester, der allerdings dort anlangte, aber an den Folgen der Reisebeschwerden erkrankte. Daraufhin hat der Missions-Bischof, welcher keinen Priester mehr zu versenden hatte, sich selbst auf den Weg gemacht und leistet dort Aushilfe.

Süd-Amerika. Brasilien. Ein Artikel der „Freiburger katholischen Missionen“ bespricht die religiösen und kirchlichen Verhältnisse dieses Reiches (jetzt als Republik genannt: Vereinigte Staaten von Brasilien).

Die Lage der katholischen Kirche ist durch die politische Umwälzung nicht schlimmer, eher besser geworden. Die Trennung der Kirche vom Staate, womit die Freimaurer der Kirche den Todesstoß zu geben vermeinten, ist der Kirche zum Segen geworden, sie entfaltet jetzt ihre Wirksamkeit rühriger und eindringlicher als zuvor.

Nur der Priester-mangel (auf einen Flächenraum von 2700 km trifft je ein Priester) bringt es mit sich, daß dieses größtentheils katholische Land sich noch im Missionszustande befindet, eine regelmäßige Pfarrseelsorge noch unmöglich ist.

Dafür arbeiten die religiösen Orden mit Eifer an der Mission: so die Jesuiten in den Südstaaten, die Kapuziner in Bahia und Pernambuco, die Redemptoristen in Minas Geraes, die Dominicaner in Goyaz, die Lazaristen in Bahia, die Beuronen-Benedictiner in Olinda, ebenso in weit umgreifender Thätigkeit die Franciscaner, Salesianer, Pallottiner und neuestens auch die belgischen Prämonstratenser. Auch eine ganze Reihe von Schwestern-Genossenschaften leistet Hilfsdienste im Unterrichte, Waisen- und Krankenpflege.

An der Mission unter den Heiden, deren Zahl noch 380.000 betragen mag, arbeiten Mitglieder der meisten vorgenannten Orden.

Neuestens haben die Dominicaner am Flusse Tokantin die Central-Station Porto nacional gegründet für die in weiter Umgebung hantierenden Stämme der Charentes, Savahes, Canociros u. s. w.

Die Mission der Salesianer unter den Indianern im Staate Matto grosso beginnt auch Früchte zu tragen. Ueberall, wo sie Stationen errichten konnten, hat sich zahlreiches Indianervolk gesammelt und die Neubekehrten zeigen sich als gutmüthige fleißige Leute zum großen Troste der weißen Colonisten, deren Schrecken vorher diese unbändigen Wilden gewesen waren.

Die Arbeit erfordert freilich sehr viel Anstrengung und gibt es mancherlei Gefahren, z. B. ist's wiederholt geschehen, daß Missionäre vor den Angriffen wilder Thiere (Jaguare) nur durch völlig wunderbaren Schutz Gottes gerettet wurden.

#### IV. Australien und Ozeanien.

Apostolisches Vicariat Neupommern. Die seit vier Jahren bestehende Station Malaguna hatte zu Beginn 1897 schon über 1700 Getaufte; d. i. die gesammte schwarze Bevölkerung des Ortes und der Umgebung.

Diese Leute, die ihre Vorbereitung in schwerer Anstrengung zu machen hatten, kamen täglich in so weiten Wegstrecken zum und vom Unterrichte, daß man kaum begreifen kann, wie sie bei solchen Beschwerden standhaft blieben, sie sind jetzt eine wackere Christengemeinde, freilich sammt ihren Missionen in tiefster Armut. Sie haben nur eine Kirche aus Strohgeflecht mit entsprechend armseliger Einrichtung, kein Harmonium, rein nichts, was den Gottesdienst verschönern und fröhlicher machen könnte, doch kommen sie regelmäßig ihrer Christenpflicht nach.

Der Missionär P. Fromm versteht von hier aus noch die Mission im Hinterlande, wo er auch über 900 Katechumenen vorbereitet. Auch für diese wird Kirche und Schule nothwendig. Er bittet um Almosen.

In Blavolo sind 1400 Getaufte, das letzte Jahr allein brachte 500 Tausen von Erwachsenen. P. Bley hat eine große Zahl Katechumenen, die Missionschule hat 70 Knaben. Es besteht eine hübsche Kirche, Schwesteranstalt und Waisenhaus.

In Villa-Maria, seit 1½ Jahren bestehend, zählt man über 500 Getaufte, Kirche und Missionshaus sind im Baue begriffen, die Schule gut besetzt; in der Nebenstation Buna Toro, im Innern der Gazellen-Halbinsel, hat ein Katechist eine Schar Katechumenen gesammelt und sind gegen 60 Getaufte, es wird bald die Anstellung eines Missionärs und Errichtung einer Schule geschehen.

Buna-Pope (Kinigunan), derzeit Bischofsitz, ist gut ausgestattet mit Missionshaus, Katechistenschule, Schwestern-Anstalt mit Schulen und Waisenhäusern und einem Pensionate für weiße und Mischling-Mädchen. Der Bau der Kathedralkirche ist fertig, die innere Einrichtung wartet noch auf Wohlthäter.

Für Buna-Marita und Ramada, die derzeit die Ausgangspunkte für die Vaining-Mission bilden, wurde zur Erleichterung des Verkehrs eine kleine Dampfbarcasse angeschafft.

Es sind jetzt 40 Missionäre in Neupommern an der Arbeit, im letzten Jahre sind 2000 Erwachsene getauft worden. Die Gesamtzahl der Katholiken ist über 4000 gestiegen.

#### V. Europa.

Norwegen. Daß die katholische Mission immer lebenskräftiger sich erweise, läßt sich am sichersten aus den Aeußerungen der Gegner erkennen.

In dortigen Blättern äußern die Lutheraner, hauptsächlich deren Prediger, ihren Unmuth über den Beschluß des Storthings, womit den katholischen Ordensleuten wieder der Zutritt ins Land frei gegeben wurde. Allerdings besteht für die Jesuiten noch der Ausschluss, aber es sei mehr als wahrscheinlich, daß auch dieser bald aufgehoben werde. Sie stellen es als unleugbare Thatfache hin, daß im Lande die Sympathien für den Katholicismus zunehmen, daß die Katholiken festen Fuß gefaßt haben und Propaganda machen und die katholische Mission es offen anstrebe, das Norweger-Volk wieder unter die Gewalt Roms zu bringen. Es sei dies nicht zu verwundern, weil in der öffentlichen Meinung sichtlich ein Umschwung zu deren Gunsten sich zeige.“ . . .

Wenn die Gegner unserer Sache soviel Kraft zutrauen, so steht sie gut und ist aller Mithilfe und Förderung wert.

Sehr bezeichnend für die thatfächliche Vorliebe, welche das lutherische Volk dem katholischen Gottesdienste entgegenbringt, ist eine Schilderung in der „Salzburger katholischen Kirchenzeitung“ über die Feier der heiligen Nacht in der Station Harstad.

Der katholische Missionär hielt Christmette und Amt um Mitternacht, als wäre er mitten in einem katholischen Lande. Nebst den wenigen Katholiken, welche die noch kleine Gemeinde bilden, kamen von Stadt und Land so viele Protestanten, daß die Kirche bis in den letzten Winkel sich füllte. Ein Protestant hatte sein Harmonium beigelegt, ein protestantischer Lehrer spielte es, ein Sängerkhor sang vor dem Amte das allbekannte „Stille Nacht, heilige Nacht“ in norwegischer Uebersetzung, schon bei der zweiten Strophe stimmte das ganze Volk mit ein. In athemloser Stille lauschte alles auf die Predigt und verblieb beim heiligen Amte und dem Schlusseggen mit dem Allerheiligsten und alle miteinander sangen frisch das „Großer Gott, wir loben Dich.“ Alle Leute waren entzückt von der Schönheit dieses Gottesdienstes und voll kindlicher Freude über die hübsche Weihnachtskrippe. — „Friede den Menschen auf Erden, die guten Willens sind.“

In Stavanger (einst katholischer Bischofssitz in Westnorwegen) wurde eine Missionsstation eröffnet mit einem Priester und einigen Franciscaner-Ordensschwestern besetzt, die vorläufig den Krankendienst übernahmen.

Dänemark. Auf Seeland besitzt die katholische Mission in Holmegaard bei Næstved eine St. Franciscus-Kapelle.

Die Glas-Arbeiter, meist Deutsche und Oesterreicher, sammeln sich dort alle Sonntage zum Gebete. Nur hin und wieder kann ein katholischer Priester die heilige Messe feiern. Wenn genügende Unterstützung kommt zur Deckung der noch hastenden Schuldenlast und zur Errichtung einer Schule für die 50 katholischen Kinder, so wird es auch möglich sein, für Anstellung eines Seelsorgers Sorge zu tragen.

So oft katholischer Gottesdienst gefeiert wird, kommen die protestantischen Bauern zahlreich und jedesmal laden sie den Priester (Dr. Hansen) zu einem religiösen Vortrage über den Katholicismus ein und zeigen sich dafür empfänglich und dankbar.

Auch der Convertit Mad Jensen (ehemals protestantischer Prediger, wurde schon öfters zu Vorträgen erbeten und es zeigt sich daraufhin viele Neigung zur katholischen Lehre.

Der norwegische Dichter Bjørnstjerne Bjørnson machte jüngst eine Rundreise durch 30 dänische Städte, hielt überall Vorträge, die vom Publicum mit großem Beifalle aufgenommen wurden.

Er sprach mit Vorliebe über religiöse Thematik z. B. über katholische Kirche und deren Einrichtungen, über den Papst, die apostolische Sendung der

Bischöfe, über die Jesuiten, das Wirken der katholischen Priesterschaft . . . mit großer Achtung, ja mit Bewunderung.

Offenbar sieht auch dort die katholische Mission einer besseren Zukunft entgegen und läßt bei eifriger Unterstützung gute Erfolge hoffen.

England feierte im letzten Jahre das sechzigjährige Regierungsjubiläum der Königin Victoria. Es hat bei dieser Gelegenheit mit freudigem Stolz hingewiesen auf die großen Fortschritte, die dieses Weltreich im Laufe dieser Zeit auf den Gebieten der Politik, des Handels, der Industrie, Kunst und Wissenschaft errungen hat.

Die katholische Kirche nimmt auch freudigen Antheil an diesem Jubiläum.

Sie kann darauf hinweisen, daß auf ihrem Missionsgebiete der großartigste und gewiß schönste Fortschritt im Laufe dieser Zeit sich zeigte. Abgesehen von England selbst, ist in den Colonialgebieten innerhalb dieser 60 Jahre die Zahl der Katholiken von 1,395.700 auf 5,022.700 gestiegen.

Holland. Aus dem Missionshause Steyl sind wieder 22 Missionäre in die Missionsgebiete nachgeschickt worden.

Belgien. In Löwen wurde auf dem Mont César, wo einst die Kaiserburg Karl V. gestanden, ein neues Benedictinerstift erbaut, in welchem der Nachwuchs für die Benedictiner-Mission, besonders in Südamerika herangebildet werden soll.

In Turnhout bei Brüssel besteht seit 26 Jahren eine Missions-Anstalt der Jesuiten, aus welcher schon 297 Missionäre hervorgiengen.

\* \* \*

All diese Nachrichten sind nur ein kleiner Theil des großen Ganzen, sie gewährten nur Einblick in einzelne Schachte und Stollen des Bergwerkes, aus welchem das geistige Eisen gefördert wird, dessen die heilige Kirche im eisernen Jahrhundert so sehr bedarf.

Wie das natürliche hat auch dieses seine Schlacken und wird noch durch manches Feuer zu gehen, noch viele Hammerschläge auszuhalten haben; aber es werden viel stärker Helme, Panzer und Ringe und schneidiger Klingen daraus.

Der oberste Werk-Verwalter, unser heiliger Vater Leo XIII. mag seine Freude daran haben: das Werk ist im guten Gange und wird dem unermüdlischen Förderer des Missionswerkes dessen Gedeihen eines der liebsten Gottesgeschenke sein zu seinem diamantenen Jubeljahre.

Gott segne und schütze Ihn und das Eisenwerk der katholischen Missionen!

### Sammelstelle:

#### Gaben=Verzeichnis:

Bisher ausgewiesen: 5547 fl. Neu eingelaufen: Hochw. Kaplan Pali in Rotholz für Birma 10 fl.; F. K. O. für St. Bonifacius-Verein 1 fl.; Interessen aus Rochlaß F. 31 fl. 79 fr.; Fr. Seeauer 2 fl.; Dr. Rehak, Pfarrer zum heiligen Geiste Prag 11 fl. 50 fr.; Hochw. Pali in Rotholz 3 fl.; F. K. O. 1 fl. 1 fr.; E. Benetsdorfer 1 fl.; S. Kobylansky Lemberg 50 fr.; Hochw. Kaplan Trunk in St. Michael ob Bleiberg 2 fl.; Hochwürden Bjelek Peregrin, Pfarrer (Ericsman) 5 fl.; J. P. Eger 10 fl.; diese Gaben in Summa 67 fl. 91 fr. vertheilt zu je 10 fl. an die Missionen: Armenien

und Vorderindien für die Waisenkinder, Station Rawulpindi, Dranje-Freistaat, Alaska, Neupommern und 8 fl. an P. Hartmann, Empandeni. Summe der neuen Einläufe: 79 fl. — Gesammtsumme der bisherigen Einläufe: 5626 fl. Venite propere!

## Christliche Charitas auf socialem Gebiete.

Von Professor Dr. Johann Gföllner in Urfahr-Linz.

### 1. Der Bund des weißen Kreuzes.

Einem sehr schätzenswerten Beitrag (aus der Diocese Rottenburg) zu dieser äußerst segensreichen Institution entnehmen wir folgende interessante Ausführungen: „Es ist für den Clerus immer interessant, oft nothwendig, von Veranstaltungen Kenntnis zu nehmen, welche außerhalb der katholischen Kirche zur größeren Ehre Gottes und zum Heil der Menschheit geschehen, und es liegen auf dem Gebiet der socialen Frage, wie die Vorträge und Schriften des P. Cyprian (O. Cap.) dies deutlich erkennen lassen, ganz beachtenswerte Versuche protestantischerseits vor, um den socialen Uebeln zu steuern. Wir erinnern unter den zahlreichen Werken „der inneren Mission“ zum Beispiel an die Trinker-Heilanstalten, wie wir sie katholischerseits leider noch nicht haben.

Eine Veranstaltung allgemeineren Charakters, welche ein tiefes und weitverbreitetes Uebel der menschlichen Gesellschaft bekämpfen will, ist der 1883 von dem bekannten Bischof Lightfoot von Durham gegründete „Bund des weißen Kreuzes“. Der Name erinnert an den segensreichen Bund des rothen Kreuzes. Roth ist die Farbe des Blutes, das auf den Schlachtfeldern fließt, weiß die Farbe der Reinheit und Unschuld; denn nichts Geringeres bezweckt der Bund als eine Sammlung derer, welche den Kampf gegen jede Art von Unsitte bei sich und anderen aufnehmen wollen. Durch diese Sammlung soll die öffentliche Meinung zugunsten der Keuschheit beeinflusst, die Schwachen im Kampfe gegen das Laster gestärkt und gestärkt, die Unterlegenen zu einem sittlichen Leben zurückgeführt und die Unkeuschheit verhindert werden, sich noch tiefer in die Volksschichten einzuwurzeln, als dies jetzt schon geschehen. Die Zahlen, die E. Siedel (der Bund des weißen Kreuzes) über öffentliche Unzucht in Berlin und Dresden (1897) anführt, sind geradezu erschrecklich; es genüge anzuführen, daß in einem einzigen Jahre 7—8000 junge Männer wegen geheimer Krankheiten in die Charité eingeliefert wurden!

Wie es so gekommen, ist nicht zu verwundern. Man denke an die Popularisierung des Materialismus in unzähligen Schriften, die Anpreisung des Lasters in Theatern und in der Zeitungspreß der Hauptstädte. Die Folgen dieses schrecklichen Lasters für Leib und Seele, Glauben und Sitten sind unberechenbar große und der Gedanke an die Zukunft einer so verwüsteten Generation eröffnet eine überaus düstere Perspective. Das Schlimmste noch dabei ist, daß mit dem Ueberhandnehmen des Lasters die öffentliche Meinung so leicht dahin gebracht wird, dasselbe als etwas ganz Selbstverständliches hinzunehmen, und die Möglichkeit, daß ein junger Mann unbeschlekt bleiben könne, immer unverfrorener verneint wird.

Da setzt nun der Bund des weißen Kreuzes ein: indem junge Männer sich zusammenthun, um jede Unsittheit im privaten und öffentlichen Leben zu bekämpfen, soll schon die Existenz des Bundes ein lauter Protest gegen das Laster sein, ein Protest, der an und für sich schon geeignet ist, reine Gesinnung bei anderen zu wecken und zu pflegen.

Der Bund, in 92 Städten Deutschlands verbreitet, schließt sich zunächst hauptsächlich an den christlichen Verein junger Männer an und zerfällt in zwei Classen: Jünglinge von 14 bis 18 Lebensjahren bilden die Jugendabtheilung, welche folgendes Gelöbniß bei dem Eintritt ablegen: „Ich trete der Jugendabtheilung des weißen Kreuzes bei und verspreche mit Gottes Hilfe, ein sittlich-reines Leben zu führen und daher unkeusche Worte, Bücher und Bilder zu meiden“. Das Gelöbniß der älteren Abtheilung lautet: „Ich übernehme mit Gottes Hilfe folgendes Gelübde: 1. Alle Frauen und Mädchen mit Achtung zu behandeln und sie vor Unrecht und Herabwürdigung jeglicher Art nach Kräften zu schützen. 2. Alle zweideutigen Reden, Scherze und Geberden zu unterlassen. 3. Das Gesetz der Keuschheit gleichbindend für Mann und Weib anzuerkennen. 4. Diese Grundsätze unter meinen Altersgenossen zu verbreiten und auch auf meine jüngeren Brüder zu achten und ihnen zu helfen. 5. Gottes Wort und Sacramente fleißig zu benutzen, um das Gebot erfüllen zu können: halte dich selbst rein“.

Der etwas befremdende Eindruck, den auf den ersten Blick eine solche Veranstaltung auf uns Katholiken macht, schwindet etwas, wenn man das Seitenstück hiezu, die von P. Mathews mit so großem Erfolg begonnene Mäßigkeitsbewegung sich vergegenwärtigt. Doch ist einer Verpflanzung des Bundes auf katholisches Gebiet das Wort nicht zu reden. Wir haben, um die Jugend nach dieser Richtung wirksam zu fassen, unsere katholischen Vereine und marianischen Congregationen, die freilich viel zahlreicher sein sollten, als sie sind. Noch lange nicht überall hat man die große Bedeutung der Jugendblüdnisse erkannt und nicht überall werden die bestehenden wirksam ausgenützt zum Kampfe gegen die Feinde des Heils, insbesondere gegen die Unsittheit.

## 2. Ueber die Stellungnahme der Geistlichen in der socialpolitischen Bewegung.

Es ist nicht uninteressant, Auffassungen über dieses Thema auch von Kreisen zu hören, die außerhalb der katholischen Kirche stehen. Schon vor mehreren Jahren haben sich viele deutsche protestantische Kirchenregierungen veranlaßt gesehen, Darlegungen und Weisungen über die Aufgabe der Kirche gegenüber der socialen Frage ausgeben zu lassen. Dieselben sind im XI. Jahrgange (1891) der „Monatsschrift für innere Mission“ zum Abdruck gekommen. Im Jahre 1895 hat der Evangelische Oberkirchenrath in Berlin eine Verfügung über dasselbe Thema erlassen, dem wir hier auszugsweise einiges entnehmen; es kann natürlich nicht in der Absicht geschehen, in diesen Ausführungen ein Regulativ für die interessierten katholischen Kreise zu erkennen, sondern lediglich, um mit fremden Ge-

denken die eigenen Auffassungen zu vergleichen; immerhin glauben wir in manchen nicht unwesentlichen Punkten eine Annäherung an katholische Auffassung zu erkennen. Es heißt in der erwähnten Instruction:

„Die Kreise der Geistlichen sind nicht unberührt geblieben von der das öffentliche Interesse beherrschenden socialpolitischen Reformbewegung auf wirtschaftlichem Gebiete, und die an einzelnen Stellen vorgekommenen Ausschreitungen haben einen gewissen symptomatischen Charakter. Es ist auch der Befürchtung Ausdruck gegeben worden, daß in geistlichen Kreisen sich die Neigung mehre, sich auch über die in der Zwecksphäre der Kirche liegenden Aufgaben, insbesondere über die ihr befohlene Betheiligung an Werken der christlichen Liebesthätigkeit hinaus an socialen Bestrebungen zu betheiligen, insbesondere auch ihre Thätigkeit unter Hintansetzung ihrer pfarramtlichen Wirksamkeit der Erörterung volkswirtschaftlicher und socialpolitischer Probleme zuzuwenden. Zugleich ist anerkannt, daß durch solche Thätigkeit die Vertrauensstellung der Geistlichen in ihren Gemeinden gefährdet werden könne; auch ist mehrseitig hervorgehoben, daß durch die hie und da überhandnehmende Neigung namentlich jüngerer Geistlicher zu Reisen, um sich an Versammlungen, Congressen, Cursen u. dgl. zu betheiligen, nicht allein die Zeit zu gewissenhafter Ausrichtung der seelsorgerlichen und sonstigen Amtspflichten geschmälert, sondern auch die innerliche Sammlung gehindert werde“.

Diesem die rechten Schranken überschreitenden Bestreben gegenüber wird alsdann in der gleichen Weisung auf ein anderes, im eigenen Berufsfelde gelegenes Mittel socialen Wirkens hingewiesen: „Gelingt es den Geistlichen, durch treue, den Einzelnen nachgehende Seelsorge, durch liebevolle Bewahrung der Jugend, durch Ausgestaltung einer alle Hilfsbedürftigen umfassenden Gemeindepflege, unter Umständen auch durch Pflege einer die verschiedenen Kreise der Gemeinde verbindenden, edlen Geselligkeit bei den begüterten Classen dem Gewissen einzuprägen, daß Reichthum, Bildung und Ansehen nur anvertraute Güter sind, welche sie zum Besten ihrer Mitmenschen zu verwalten haben, die unter dem Druck des Lebens stehenden Classen aber zu überzeugen, daß Wohlfahrt und Zufriedenheit auf gläubiger Einfügung in Gottes Weltordnung und Weltregierung, auf tüchtiger, ehrlicher Arbeit und Sparsamkeit, sowie auf gewissenhafter Fürsorge für das heranwachsende Geschlecht beruhen, daß dagegen Neid und Gelüste nach des Nächsten Gut dem göttlichen Gebot zuwider sind, so tragen dieselben viel zur Hebung der socialen Nothstände und zur Wiederherstellung des Vertrauens zwischen Reichen und Armen bei“.

Dieser Erlass des Oberkirchenrathes in Berlin ist als eine Revocation des Erlasses vom Jahre 1890 angesehen worden und wurde von sehr vielen protestantischen Blättern scharf getadelt. Man erwartete eine Stellungnahme der Ende vorigen Jahres tagenden Generalynode dagegen, aber diese „sonderbare“ Synode, wie Stöcker sie nannte, schloß sich dem Erlasse an und muß sich nun von den eigenen Glaubensgenossen die Bezeichnung „byzantinisch“ gefallen lassen.

## Ausschreibung von Prämien für Religionslehrbücher an Mittelschulen.

In der letzten allgemeinen Versammlung der österreichischen Bischöfe (April 1894) wurde in der ersten Sitzung (2. April) nebst der Frage der Herausgabe eines neuen Katechismus auch jene über die Reform des Religionsunterrichtes an Mittelschulen verhandelt.

Dabei wurde folgender Antrag einstimmig angenommen: „Der Religionsunterricht an Gymnasien hat zu umfassen:

in der I. und II. Classe den Katechismus mit den einschlägigen liturgischen Erklärungen;

im 1. Semester der III. Classe Zusammenfassung der Liturgik als besonderen Lehrgegenstandes;

im 2. Semester der III. Classe die Offenbarungsgeschichte des alten;

in der IV. Classe die Offenbarungsgeschichte des neuen Bundes;

in der V. Classe die allgemeine,

in der VI. Classe die specielle Dogmatik;

in der VII. Classe die Ethik;

in der VIII. Classe die Kirchengeschichte.“

Bei derselben Gelegenheit wurde aber auch betont, dass der Grund der in Betreff des Religionsunterrichtes an Mittelschulen erhobenen Beschwerden weniger im Lehrplane als in den Lehrbüchern gelegen sei.

In Verfolg letzteren Gedankens erachtete es das bischöfliche Comité in seiner Sitzung vom 16. November 1896 als angezeigt, „dass in Fortsetzung der Katechismusarbeit Prämien für Abfassung geeigneter Lehrbücher für den Religionsunterricht an Mittelschulen ausgeschrieben werden“.

Die Religionslehrbücher nun, um die es sich handelt, sind folgende:

a) für das Untergymnasium:

1. eine Geschichte der Offenbarung des alten, und

2. eine Geschichte der Offenbarung des neuen Bundes;

b) für das Obergymnasium:

1. eine allgemeine und specielle Dogmatik;

2. eine Moral;

3. eine Kirchengeschichte.

Die Gesichtspunkte, die bei Abfassung dieser Lehrbücher im Auge zu behalten wären, sind folgende:

1. Entsprechende Kürze, so dass der Lehrstoff in der dafür bestimmten Zeit ohne besondere Beschwerde durchgenommen werden könne.

2. Infolge dessen weise Beschränkung des Lehrstoffes, so dass die Studierenden zwar das für jeden Gebildeten erforderliche Maß von solidem religiösen Wissen, namentlich auch über die Art und Weise, wie sie ihren Christenpflichten gerecht zu werden haben, aus der Mittelschule mitnehmen, ohne jedoch mit allen möglichen Subtilitäten, fast nach Art von Theologie-Studierenden, überladen zu werden. Das „multum sed non multa“ soll hiebei der Leitstern sein.

Zunmerhin soll aber nebst den Grundwahrheiten auf jene Lehren besondere Rücksicht genommen werden, die heutzutage am meisten aus dem allgemeinen religiösen Bewußtsein geschwunden sind und am heftigsten angefochten werden.

3. Vorwiegend positive, thetische Behandlung des aufgenommenen Stoffes, und zwar soweit thunlich, auch dort, wo sie sich aus apologetischen Rücksichten mit entgegenstehenden Ansichten befassen muß; denn es ist gefährlich, die jungen Leute mit allen möglichen Difficultäten als solchen bekannt zu machen, wenn es ihnen zu deren Lösung doch an den nöthigen philosophischen und sonstigen Vorkenntnissen fehlt und es zu befürchten steht, daß ihnen dieselben wie ein Stachel beständigen Zweifels im Geiste haften bleiben. In dieser Beziehung ist es weniger gefährlich, wenn ihnen von sonstwoher ein Zweifel angeregt wird, als wenn dies beim Religionsunterrichte selbst geschieht und sie nicht den Eindruck bekommen, daß derselbe auch siegreich zurückgewiesen worden sei.

Zunmerhin sollen aber die apologetischen Rücksichten nicht außeracht gelassen werden, weil die Jugend heutzutage leider alles mögliche hört und liest oder wenigstens auf der Universität mit den verschiedensten Glaubensirrhümern und Befehdungen der Kirche bekannt wird und es daher umso nothwendiger ist, sie im vorhinein dagegen zu festigen, da sie an den Hochschulen leider dem Einflusse der Kirche ganz entriickt ist. Gelegenheit zur Rücksichtnahme auf die apologetischen Bedürfnisse bieten insbesondere die Lehrfächer des Obergymnasiums: Die allgemeine und specielle Dogmatik, die Moral und die Kirchengeschichte. Trotzdem sei bei Behandlung des Lehrstoffes das das Hauptziel, die allgemeinen Grundsätze, auf die schließlich jede ausgiebige Zurückweisung des Irrthums zurückgreifen muß, möglichst gründlich und allseitig festzulegen und zu beweisen, statt sich in alles mögliche Detail zu verlieren und dadurch mehr zu verwirren als zu nützen. Wer guten Willens ist, der wird an den ihm beigebrachten Grundwahrheiten stets einen Haltpunkt finden, etwaige Zweifel wenigstens indirect zurückzuweisen; wenn es hingegen an gutem Willen gebricht, der wird nach Zurückweisung der einen Difficultät bald wieder eine andere suchen und, anstatt sein Auge dem Sonnenlichte unbezweifelbarer Principien zuzuwenden, dasselbe lieber auf Sonnenflecken heften und sich durch bestechende Scheintheorien und augenblickliche Schwierigkeiten einnehmen lassen.

4. Eine im Verhältnisse zum jeweiligen Bildungsgrade der Studierenden zwar möglichst gründliche, dabei aber ob des eben erwähnten Mangels an philosophischen und sonstigen Vorkenntnissen doch auch möglichst populäre Darstellungsweise.

5. Eine edle, einfache, leichtfließende Sprache, mit Vermeidung langer Perioden und blendender, dabei aber oft mehr verdunkelnder als aufklärender Phrasen und Bilder, unter steter Festhaltung des Zweckes der Bücher, die nicht bloß gelesen, sondern auch auswendig gelernt werden müssen.

6. Die termini technici und Definitionen seien dieselben wie im neuen Katechismus, so daß sich die Religionslehrbücher, insoweit sie die-

selbe Materie wie jener behandeln, als weitere Entwicklung und ausführlichere Erklärung desselben darstellen, obgleich der gleiche Stoff nun in anderer, mehr systematischer Ordnung und in wissenschaftlicherer Form geboten wird.

Im einzelnen wird Folgendes bemerkt, und zwar:

a) bezüglich der Geschichte der Offenbarung des alten Bundes:

Wie schon der Name: „Geschichte“ der Offenbarung, andeutet, handelt es sich hier nicht um die „biblische Geschichte“ der Volkschule, sondern um eine auf höherer Stufe stehende, pragmatische Darstellung des Anfanges und des Fortschreitens der auf Christus vorbereitenden und zu Christus überleitenden Offenbarung. Selbe wird daher nicht bloß und hauptsächlich die Profangeschichte des israelitischen Volkes zu erzählen haben, sondern in der Führung und in den Geschehnissen des ganzen Volkes wie einzelner Personen aus demselben, desgleichen in seinem Gesetze und in seinen Einrichtungen vor allem den typischen Charakter des alten Bundes verfolgen und hervorheben. Nur in diesem Lichte ist ja derselbe verständlich.

Aus dem gleichen Grunde wird in der Darstellung der Offenbarungslehre, namentlich bei den Propheten, vor allem das hervorzuheben sein, was sich auf die Erwartung der Völker, die Person Jesu Christi, auf sein Leben, Leiden und Sterben bezieht, und überdies alles das, was zum Verständnisse der Evangelien nothwendig ist. Mit einem Worte: Zielführend und bestimmend bei der Geschichte der Offenbarung des alten Bundes muß sein, daß Jesus Christus und das Reich Gottes auf Erden, die Kirche, ebenso aus dem alten wie aus dem neuen Bunde bewiesen werde.

Bezüglich der Darstellungsweise braucht kaum besonders erwähnt zu werden, daß gegenüber der manchmal doch allzu freien Behandlung der heiligen Schrift des alten Bundes, zumal der Genesiß, Vorsicht und weises Maßhalten geboten ist.

Außerdem wird Kürze nothwendig sein, weil für diesen Gegenstand nur ein Semester bestimmt ist.

Endlich wären gute, sachlich richtige Illustrationen bei manchen Partien sehr am Platze.

b) Bezüglich der Geschichte der Offenbarung des neuen Bundes:

Was oben bezüglich der Geschichte des alten Bundes gesagt wurde, muß auch bezüglich jener des neuen wiederholt werden: sie muß mehr als „biblische Geschichte“ sein.

Auf Grundlage der vier Evangelien und der übrigen Schriften des neuen Bundes soll sie allseitig das Leben und Wirken des göttlichen Heilandes und seiner Apostel vor Augen führen, desgleichen die Stiftung und die Anfänge der Kirche in einer Weise schildern, daß darin die Einrichtung, die Entwicklung und die künftigen Schicksale derselben grundgelegt erscheinen, und daß sich die Kirche thatsächlich als der in der Menschheit fortlebende und fortwirkende Christus darstelle. Insbesondere muß die Gottheit Christi auf das kräftigste hervorgehoben und sonach die Kirche als göttliche Institution, ausgestattet mit göttlichem Ansehen und mit göttlicher Verpflichtungskraft, dargethan werden. Immer und immer wieder wird auch die Noth-

wendigkeit des übernatürlichen Glaubens und des übernatürlichen Lebens durch die Gnade zu betonen und überhaupt auf solche Momente im Leben und in der Lehre Jesu Christi zu verweisen sein, die gerade für unsere Zeit und ihre Bedürfnisse passen. Im übrigen sollen die dogmatischen Stellen, wo sie im Katechismus angeführt erscheinen, mit besonderer Sorgfalt behandelt werden.

In solcher Weise ausgeführt, wird die Geschichte der Offenbarung einerseits zu einer Bestätigung und weiteren Erklärung des Katechismus, anderseits schon zu einer Vorbereitung auf die Dogmatik und Moral, wie sie im Obergymnasium zu behandeln kommen.

Noch wird bemerkt, daß die Geschichte des alten wie des neuen Bundes von einem und demselben Autor verfaßt, jedoch so eingerichtet sein muß, daß sie in zwei getrennten Büchern zur Ausgabe gelangen könne.

c) Bezüglich der allgemeinen und speciellen Dogmatik:

Wenngleich in mehr systematischer Ordnung und in wissenschaftlicherer Form, soll sich der Stoff im großen und ganzen doch auch hier an die jedem Christen zu wissen gebotenen Stücke halten; denn die Erfahrung lehrt leider, daß die „Gebildeten“ gar häufig nicht einmal mehr diese Stücke, geschweige denn etwas weiter ausholendes wissen. Vielleicht, wenn man ihnen den reichen und tiefen Inhalt derselben in wissenschaftlicherer Form erklärt, werden sie mit mehr Ehrfurcht dagegen erfüllt und werden dann auch mehr, und dieses praktisch nützlicher, behalten. Mindestens soll, wenn die Behandlung auch eine anders geordnete und wissenschaftlichere ist, doch stets von dem ausgegangen, das immer wieder ins Gedächtnis zurückgerufen werden, was der Katechismus über die gleiche Materie enthält. Dadurch wird ohneweiters auch für die gleiche Terminologie und sohin wiederum für größere Einheitlichkeit und Vertiefung der religiösen Kenntnisse gesorgt.

Der hier zu behandelnde Stoff ist bereits durch die Namen „allgemeine“ und „specielle“ Dogmatik gegeben. Bezüglich der „allgemeinen“ sei nur noch soviel bemerkt, daß dieselbe eine überzeugende demonstratio christiana und catholica sein soll, und daß darin daher außer den sog. *praeambula fidei* ein Hauptgewicht auf die Kirche und die katholische Glaubensregel zu legen ist; bezüglich der „speciellen“ sei aber nochmals auf das oben in den allgemeinen Bemerkungen Gesagte verwiesen, daß sie nämlich nicht zuvielerlei enthalte und nicht zu gelehrt sei.

Auch diese beiden Bücher sollen von einem und demselben Autor verfaßt sein.

d) Bezüglich der Moral:

Das oben Gesagte, daß, wo nur immer möglich, vom Katechismus ausgegangen werde, muß auch hier wiederholt werden. Der Katechismus soll in der That wie ein religiöses Gesetzbuch gelten, zu dem man immer wieder zurückkehrt und um das sich schließlich alle Erklärung dreht. Das ist bei Behandlung der Moral noch nothwendiger, weil es leider vorkommt, daß manche vor lauter „Ethik“ und gelehrter „Pflichtenlehre“ ihre einfachsten „Christenpflichten“ nicht mehr kennen.

Die Darstellung verbinde mit der Kürze, Klarheit und Bestimmtheit, wie es gerade die Moral als christliche Gesetzeslehre verlangt.

Im übrigen wird sich auf die allgemeinen Bemerkungen berufen.

c) Bezüglich der Kirchengeschichte:

Weil auf ein Jahr beschränkt, so umfasse sie nur das Wichtigste, und das in einer Weise, daß die Kirche in dem, was sie gethan und gelitten, als Werk Gottes, als der in ihr fortlebende und fortwirkende Christus erscheine.

Namentlich bezüglich der Häresien der ersten Jahrhunderte fasse sich die Geschichte kürzer, um so mehr Zeit und Raum zur Darstellung der Vorgänge und Ideen (Deformation und französische Revolution) zu bekommen, die in unsere Zeit hineinwirken, und deren Kenntniß zum Verständnis der Gegenwart nothwendig ist.

Wenn ja die verschiedenen Schattenseiten, die im Laufe der Jahrhunderte, da und dort im Leben der Kirche auftauchen und die Vorwürfe, welche die Profangeschichte — oft sozusagen im Angesichte des Kirchengeschichtslehrers! — gegen die Kirche und deren Personen erhebt, gewiß nicht umgangen werden sollen, so verdient doch der großartige Einfluß der Kirche auf die Gestaltung der religiösen, sittlichen, socialen und culturellen Verhältnisse der Menschheit vor allem eingehende Darstellung und Würdigung. Nicht eine Anklageschrift, sondern eine Apologie der Kirche soll deren Geschichte sein, die den Leser mit Ehrfurcht und liebender Bewunderung erfülle. Wie großartig steht so manches Heiligen- und Ordensleben da, von dem man oft nichts erfährt, während man jeden wirklichen oder eingebildeten Fehler kirchlicher Personen auf das gewissenhafteste verzeichnet findet.

Insbesondere sei es auch die heimische Kirchengeschichte der österreichischen Länder, der mehr Aufmerksamkeit und eine ausführlichere Darstellung zutheil werde.

Bei Darstellung von Häresien und Schismen und überhaupt neu auftretender Erscheinungen in der Kirche werde nicht vergessen, auch deren Vorbereitung und die Entstehungsursachen anzugeben. Desgleichen werde bei Anführung von Irrlehren und irrigen Grundsätzen inuner die Vorsicht gebraucht, kurz beweisend auch die wahre Lehre anzuführen.

So viel über die Gesichtspunkte bei Verfassung der Religionslehrbücher.

Was die Prämien dafür anbelangt, so sind es folgende:

1000 Kronen für die Geschichte der Offenbarung des alten und neuen Bundes;

2000 Kronen für die allgemeine und specielle Dogmatik;

je 1000 Kronen für die Moral und die Kirchengeschichte.

Die Elaborate sind in deutscher Sprache abzufassen und dem Präses des bischöflichen Comitös, gegenwärtig Se. Eminenz Cardinal Schönborn, Fürst-Erzbischof von Prag, einzusenden, der sodann das weitere wegen Prüfung derselben veranlassen wird.

Die Einsendung hat längstens binnen zwei Jahren vom Datum der Ausschreibung an zu erfolgen, und zwar unter einem Motto, das im Verlusse den Namen und Wohnort des Verfassers enthält.

Das preisgekrönte Manuscript wird Eigenthum der österreichischen Bischöfe, die übrigen Arbeiten werden den Einsendern wieder zurückgestellt.

Durch die Erwerbung des Manuscriptes erhält der Episcopat wohl das Recht, nicht aber die Pflicht, es drucken zu lassen, desgleichen das Recht, an demselben zweckdienliche Aenderungen und Ergänzungen vorzunehmen, endlich das Recht, es in fremde Sprachen übersetzen zu lassen, ohne deshalb zu irgend einer weiteren Leistung an den Verfasser verpflichtet zu sein.

Im Falle der Drucklegung des Manuscriptes erhält der Verfasser bei den ersten zehn Auflagen, deren Umfang der Bestimmung des Episcopates vorbehalten bleibt, das übliche Verleger-Honorar, wenn die Bischöfe unterdessen nicht die Einführung eines anderen Lehrbuches beschließen.

## Kurze Fragen und Mittheilungen.

**I. (Ueber Primizpredigten.)** Die würdige Feier einer Primiz ist gewiss etwas Erbauliches und Schönes. Wie wenigstens das katholische Volk darüber denkt, das kann man leicht aus der fast immer großartigen Theilnahme desselben bei einer Primiz erkennen. Von weither kommen die Gläubigen, um der Primiz beizuwohnen und den Segen des Neugeweihten, den sie für besonders wirksam halten, empfangen zu können. Schön und wahr sagt Settinger:<sup>1)</sup> „Dem Priesterthume ist die Aufgabe geworden, den Blick der Völker immerdar zu diesem Lichtstrome hinzurichten, ihre Herzen dieser Lebensquelle (und dem Glauben) zu erschließen, durch die Lehren des Glaubens dem nach Licht suchenden Auge die Reiche der Ewigkeit zu enthüllen, den nach Wahrheit hungernden Geist zu sättigen, das matte, franke Herz zu heilen, zu nähren und zu stärken durch überirdische Kräfte. Darum ist die Primizfeier für das gläubige Volk jedesmal eine so hehre Feier, spricht heilige Festesfreude jedesmal aus so manchem Angesicht.“ Zu einer feierlichen Primiz gehört unumgänglich nothwendig die Primizpredigt. Einen tüchtigen Prediger für seine Primizpredigt zu finden, ist nicht die letzte Sorge des Priesteramts-Candidaten, und er schätzt sich glücklich, wenn er einen bewährten Prediger gefunden hat. Zumeist ist es ein auswärtiger Priester, ein fremder Prediger (wie die Leute sagen), und gewiss kann nicht geleugnet werden, daß die Worte eines fremden und noch dazu tüchtigen Predigers besonders bei einem so feierlichen Anlasse Eindruck machen, viel Gutes schaffen, oder es wenigstens unter normalen Verhältnissen schaffen können. Nur zu oft wird aber bei Primizpredigten ein Mißbrauch geübt, der nicht genug getadelt werden kann. Man predigt nicht Christum den Gekreuzigten, sondern man predigt von und über den Primizianten, seine Eltern, Geschwister, Familienverhältnisse, Unglücks- und Todesfälle, und wer weiß, was noch. Abgesehen davon, daß solche Dinge durchaus nicht auf die Kanzel gehören — denn nicht Menschenlob, sondern Gotteslob zu verkünden, sind wir verpflichtet — ist ein derartiger Mißbrauch auch

<sup>1)</sup> „Aus Welt und Kirche.“ 8°. Eine Primizfeier in Meran. (II. Auflage. Seite 193).

eine Taktlosigkeit sondergleichen, die nicht bloß an dem Primizianten und an dessen Verwandten, sondern auch an den Zuhörern begangen wird. — Da sitzt der arme Primiziant, ohnedies in aufgeregter Stimmung, und nun hält ihm ein Primizprediger alle Todes- und Unglücksfälle der ganzen Familie vor, stellt mit nur allzu beredten Worten die Freude dar, die der verstorbene Vater, die dahingegangene Mutter des Primizianten gehabt hätten, wenn sie so glücklich gewesen wären, diesen schönen Tag zu erleben und mitfeiern zu können. Jedes Wort trifft wie ein Dolchstich das Herz des armen Opferlammes, und aufgelöst in Schmerz und Thränen sehen wir die Anverwandten des Primizianten. Natürlich werden auch die anderen Zuhörer gerührt; das Ganze aber ist ein Theatercoup, wohl vorbereitet und darum auch nicht ohne den erwünschten Effect! Das ist und darf aber nie und nimmer der Zweck einer Predigt sein; denn sonst entwürdigen wir die Kanzel zur Bühne, das Wort Gottes zur Theaterposse und das Primizfest zur Scene eines Trauerspielles! Gerade eine Primiz gibt von selbst dem Prediger so schöne und herrliche Themata, die das Volk erbauen und belehren, die dem Volke die Erhabenheit und Größe des Priesterthumes, aber auch die Opfer und Beschwerden des priesterlichen Standes vor Augen führen! Bei anderen Gelegenheiten kommt der Prediger ohnedies selten oder nie dazu, über Priesterthum, Priesterweihe, Priesterleben zu sprechen; da nun — bei einer Primiz — findet sich von selbst die Gelegenheit, über diese Gegenstände zu sprechen. Darum soll auch der Anlaß benützt werden, ohne derartige Mißrscenen zu veranstalten, die unwürdig eines Priesters der katholischen Kirche sind, abgesehen davon, daß sie von geringem Takte dem Primizianten wie dessen Angehörigen gegenüber zeugen und für die Zuhörer gewiß ganz ohne jeden praktischen Nutzen sind.

Stift Altenburg (Mied.-Deft.). P. Robert Breitschopf O. S. B.

**II. (Enthüllungen über die Ruhne-Cur.)** Ein gewisser Ruhne in Leipzig wollte ein Heilverfahren erfunden haben, Reibefißbad genannt, das angeblich die unerhörtesten Erfolge erzielen sollte. In Wirklichkeit ist die ganze Erfindung nichts wert, ja sogar schädlich und unsittlich, denn was gerieben werden soll, läßt sich unter anständigen Menschen nicht aussprechen. Oberlehrer M. Schmidthauer in Schwanenstadt hat in seiner „Zeitschrift für Erziehung und Unterricht“ über das Gebaren Ruhnes und sein „Reibefißbad“ das gehörige Licht verbreitet. Und das hohe k. k. Ministerium des Innern hat laut Erlass vom 25. Jänner 1893 Z. 14.889 wegen der schädlichen moralischen und hygienischen Folgen davor gewarnt. Wir glauben auf die Sache selber nicht näher eingehen zu sollen. Der Seelsorger möge nur, wenn er von dem „Reibefißbad“ hört, energisch davor warnen. Diese Cur ist von jedem Standpunkt aus verwerflich, sie ist eine grobe Speculation auf das Geld der leidenden Menschheit.

Ebenso möge gewarnt werden vor einem ähnlichen Verfahren eines Ad. Just und vor dem „Das neue Naturheilverfahren“ von Bilz.

**III. (St. Thomas von Aquin und Leo XIII.)** Aus dem Prachtwerke: „Die Jugend des Papstes Leo XIII.“ entnehmen wir folgende höchst interessante Begebenheit: Bei einem Spaziergange auf den

Höhen von Carpineto zeigte der Vater Joachim Peccis mit dem Finger auf das wunderbar schöne Campanien in der Ferne. Als er dann auf einen Punkt hinwies, welcher Aquino sein mußte, und auf einen andern, wo Montecassino lag, da unterbrach der kleine Joachim, kaum 7 Jahre alt, den Vater und sprach: Aquino, wo der Kirchenlehrer, der heilige Thomas, geboren ist; Montecassino, wo er schreiben und lesen lernte. Babbo, kann ich nicht auch dahin gehen, um gleich ihm zu lernen, wie man lesen und wie man schreiben muß? Der Graf fragte seinen kleinen Joachim weiter und fand, daß der Knabe die Geschichte des heiligen Thomas von Aquin wohl kannte. Und ich? Ich wollte aus ihm einen General machen, sagte dann der Graf zur Gattin, ganz im Ernst außer Fassung. Nun, was schlägst du? Du wirst aus ihm einen Papst machen, meinte lächelnd die Mutter (S. 115 f.). An diese Begebenheit knüpft der deutsche Uebersetzer in der Vorrede (S. XV f.) eine sehr treffliche Bemerkung: Leo XIII. hohe Verehrung gegen den Aquinaten reicht zurück bis in das kindliche Alter von 7 Jahren; oder vielmehr, aus diesem Alter haben wir das erste ausdrückliche Zeugnis für seine Hinneigung zu Thomas. Aber aus dem Wortlaute dieses Zeugnisses selber geht hervor, daß im besagten Alter Thomas schon lange der Gegenstand seiner Bewunderung war. Wo hat das Kind diese Bewunderung geschöpft? Wann sieng sie an? Darauf wird nur jener antworten können, welcher dem jetzigen Papste, ehe dieser noch eine Idee von Wissenschaft hatte, vor dem Alter von 7 Jahren, die Verehrung dieses Namens, Thomas von Aquin, ins Herz pflanzte. Der Papst weiß es, daß er den Hang zu Thomas schon hatte, ehe er denken konnte. Und deshalb sieht er es als eine von Gott ihm angewiesene Aufgabe an, den Aquinaten als Heilmittel gegen die Verwirrungen unserer Zeit entschieden und mit aller ihm verliehenen Autorität auf den Thron zu stellen. Gerade in unserm Jahrhundert, an seinem Ende, soll das Licht, welches Gott dem heiligen Thomas gegeben, heller und heller strahlen. Glückselig wir, wenn wir es verstehen, und in der Helle dieses Lichtes hinüberwandeln in das nächste Jahrhundert! Hoffen wir zu Gott, daß uns dann noch Leo XIII. in Person führt. Sollte Gottes Rathschluß anderes enthalten, so werden uns die Ideen diesen großen Papstes führen. Diese Ideen sind die der Sonne von Aquin. Beide, den heiligen Thomas und Leo XIII., wird niemand mehr trennen können. Wird Leo XIII. genannt, so denkt man unwillkürlich an den Thomaspapst. Wird Thomas genannt, so stellt sich alsbald, als einer von seinen begeisterten Schülern und als wirkungsvollster Herold seiner Lehre, neben ihn Leo XIII.

Bayern.

P. Joseph a Leonissa O. M. Cap.

**IV. (Die Sectionen der ersten Nocturn eines Kirchenlehrers.)** Bisweilen hört man die Frage, warum denn einige Kirchenlehrer die Sectionen „Sapientiam“ aus dem Commune Doctorum, die anderen die de Scriptura occurrente haben? Die Frage läßt sich auch dahin stellen, welche Kirchenlehrer haben „Sapientiam“, welche de Scriptura occurrente? Kurz läßt sich darauf antworten: Die Lateinischen Kirchenlehrer haben „Sapientiam“, die Griechischen

de Scriptura occurrente; den Lateinischen gilt dies als Ehrenvorzug vor den Griechischen. Wir berufen uns für diese Antwort auf Cavalieri, Tom. 2, Cap. 34, Decret. IX. Dasselbst heißt es sub I: „Doctores Latinos prae Graecis id praestat honoris Ecclesia, ut illis lectiones I. nocturni de communi assignet, his de Scriptura occurrente, ut videre est in officiis SS. Athanasii, Gregorii Nazianzeni et Basilii, quorum classi cum item S. Johannes Chrysostomus accrescat, Rubrica Breviarii servanda decernitur, quae easdem lectiones de Scriptura occurrente assignat.“ sub II: „Praxis Ecclesiae Doctoribus omnibus latinis ritu duplici celebratis lectiones de communi Sapientiam“ concedit, idipsum praestant Directoria particularium Ecclesiarum, etiam urbis Romae, et novissime servat Meratus in suis Tabulis.“

P. Jos. a Leonissa.

V. (**Arcopagitika**.) Immer wieder erheben sich Stimmen für die Echtheit der Werke des heiligen Dionysius des Arcopagiten. Ein begeisterter, aber nüchtern-kritischer Verfechter dieser Echtheit ist der englische Autor Rev. John Parker. Bereits im Jahre 1893 erschien seine Broschüre: „Dionysius the Arcopagite“ als Abdruck einer in Paris gehaltenen längeren Rede. Im folgenden Jahre gab er die englische Uebersetzung der Coelestis und Ecclesiastica Hierarchia des Arcopagiten heraus; desgleichen im Jahre 1897 die der Divina Nomina, Mystica Theologia, Epistolae, Liturgia, ebenfalls in einem Bande. Sowohl Einleitung wie Nachtrag zu jedem Bande beschäftigen sich eingehend mit dem Nachweis der genannten Echtheit. Letzteres Werk macht uns bekannt mit einem Auszuge aus den Scholien des Dionysius von Alexandrien über die göttlichen Namen und aus einem Briefe desselben Dionysius. Das Original findet sich im British Museum zu London (Nr. 12151—2). Darnach waren des Arcopagiten Schriften in Alexandrien zu damaliger Zeit (um 250) wohl gekannt und hoch geschätzt. Sehr wahrscheinlich nahm Pantänus, setzt Parker hinzu, diese Schriften zu Ende des zweiten Jahrhunderts mit nach Indien. So wäre denn am einfachsten die auffallende Aehnlichkeit erklärt zwischen der Hindu-Philosophie und einzelnen Lehren des Arcopagiten, wie sie sich sowohl bei Sankara wie bei Rāmānuja findet (vergleiche Sir Monier Williams „Brahmanisin“ pag. 55, 119 u.). Aus Lucius Flavius Dexters Chronikon (Migne Tom. 31) erwähnt Parker a. D. auch die Weihe des Bischofs Marzellus von Toledo durch den Arcopagiten zu Arles, welchem letzterer auch seine Schrift über die göttlichen Namen als einem zweiten Timotheus nach dem Tode des ersten, des Apostelschülers, widmete im Jahre 98 nach Christi. Vivarius berichtet von diesem Marzellus, mit dem Beinamen Eugenius wegen seiner hohen Geburt, er sei aus dem Hause und der Familie Cäsars, ein Oheim des Kaisers Hadrian gewesen.

Die moderne Kritik stempelt den Verfasser der Arcopagitika zum Neuplatoniker. Er soll Proklus (5. Jahrhundert) als Vorlage benützt haben. Allerdings ist Dionysius Platoniker der Redeweise nach, aber sein grundlegendes Princip beim theologischen Forschen ist der christliche Glaube und

darin die Vollendung eines jeden gesunden philosophischen Systems. Die Redeweise bei Dionysius ist platonisch, weil eben im ersten christlichen Jahrhunderte der Platonismus das vorzugsweise befolgte Lehrsystem für speculatives Denken war. Was Plato an Wahrheit hat, das erkennt Dionysius an; ausdrücklich aber verwirft er, was bei Plato nicht auf Wahrheit beruht. (Vergleiche das apostolische Jahrhundert, I. Band. Regensburg, Manz, 1890; S. 330 ff.; insbesondere über die Lehre vom Uebel, a. D. S. 428—443, 456—463). Nicht Dionysius hat die Neuplatoniker benutzt; diese haben vielmehr den Areopagiten vor sich gehabt und vielfach seine Lehre gefälscht. Schon der heilige Basilus beklagt sich bei Besprechung des heiligen Evangeliums nach Johannes über solche Fälscher: Marcellus Trinius sagt (de religione christiana ep. 22): „Ich habe mich überzeugt, daß die hauptsächlichsten Mysterien des Numenius, Philo, Plotin, Iamblichus und Proclus genommen waren aus Johannes, Paulus, Hieronymus und Dionysius Areopagita. Was diese Philosophen Erhabenes gesagt über das göttliche Sein, über die Engel und die theologische Wissenschaft, das haben sie aus diesen Quellen geschöpft. Nach Suidas und Pachymerius waren die Philosophen dahin gelangt, sich die Werke des Areopagiten zu verschaffen und bedienten sich ihrer als Stütze der Eitelkeit, indem sie dieselben fälschten. (Vergleiche die gründliche Vertheidigung der Echtheit der Schriften des Areopagiten in Areopagitika Regensburg, Manz, 1884.)

P. Jos. a Leonissa.

**VI. (Wohlthätigkeit des heiligen Stuhles.)** Beim heiligen Stuhle besteht, wie bekannt, die apostolische Eleemosynarie. Dieser obliegt es nicht nur zu bestimmten Zeiten des Jahres, zum Beispiel zur Weihnachtszeit, Armenunterstützungen zu gewähren, sondern sie leistet auch Monatsaushilfe für die ehemaligen Civil- und Militärbeamten und deren Witwen und Waisen, sie sorgt ferner für die Schulen, welche von der Eleemosynarie abhängen; für die Aussteuer von römischen Mädchen, deren beide Elterntheile gestorben, sie bestreitet die Auslagen für Medicamente bei armen Kranken, sie kauft und verschenkt vollständig eingerichtete Betten an arme Einwohner a togliere l'immoralità nelle famiglie, sie sorgt für Neophyten in der ersten Zeit nach ihrer Bekehrung und für bedürftige Priester, deren Zahl eine bedeutende ist. Für alle diese Zwecke hat die Eleemosynarie in einem Jahre bei 450.000 Lire aufgewendet, was bei Mangel an anderen Einnahmen durch die milden Gaben des Peterspfennig gedeckt werden muß. Außerdem sind noch die Wohlthätigkeits-Unterstützungen des heiligen Stuhles sehr groß, welche direct aus der Privatschatulle des heiligen Vaters gespendet werden. Von dieser werden jährlich bedeutende Ausgaben für die päpstlichen Schulen und für andere Wohlthätigkeitsacte gemacht.

Eibenthal (Nied.-Dest).

Pfarrer Fr. Kiedling.

**VII. (Die confessionelle Schule in Deutschland.)**

Trennung der Schule von der Kirche, — das ist das Lösungswort, welches im protestantischen Deutschland von der Presse, den Vereinigungen und Lehrertagen den radicalen „evangelischen“ Lehrern verkündigt wird. Diese Richtung hat innerhalb des Volksschullehrerstandes die Herrschaft erlangt.

Mancher protestantische Lehrer mag vielleicht mit diesen Tendenzen nicht einverstanden sein, aber keiner wagt offen den Lehrerführern entgegenzutreten, und so dürfte es mit der Zeit auch bei den Protestanten Deutschlands dazu kommen, daß die Lehrer von den Pastoren ganz unabhängig werden.

Die katholischen Lehrer sind in Deutschland mehr der Kirche und den Priestern zugethan, und nur wenige fordern die Trennung der Schule von der Kirche, die meisten sind mit den herrschenden Verhältnissen zufrieden.

Die protestantischen Lehrer lehnen sich besonders gegen die staatliche Schulaufsicht durch die Pastoren auf, da, wie sie sagen, diese keine Fachmänner sind. Vorläufig kann man keinen entscheidenden Schlag gegen die geistliche Schulaufsicht ausführen, da der Kostenpunkt ein großer ist, die Pastoren, wie die katholischen Priester aber unbezahlte Schulinspectoren sind. Daher wurde von den protestantischen Lehrern der Vorschlag gemacht, die Ortsschulaufsicht ganz aufzuheben und die Kreis Schulinspectoren zu vermehren. Solche Kreis Schulinspectoren bestehen in Preußen über 250.

Die Mehrzahl der deutschen Volksschulen sind confessionelle Schulen. Es waren im Jahre 1891 von 3,107.701 protestantischen Schulkindern 2,973.775, das ist 95.69 % und von 1,766.835 katholischen Schulkindern 1,612.167, das ist 91.25 % in allen Unterrichtsgegenständen von Lehrern ihrer Confession unterrichtet worden. Und dieses Verhältniß hat sich bis jetzt noch nicht wesentlich geändert. Die Katholiken sind schlechter daran, da sie in vielen Orten in der Minderheit sind und daher die protestantischen confessionellen Schulen besuchen müssen, daher der um  $4\frac{1}{2}$  % niedrigere Procentsatz. Es gab in dem genannten Jahre 10.154 katholische und 23.748 protestantische confessionelle Schüler, gegenüber den 595 paritätischen Volksschulen mit nur 210.314 Schulkindern. Fr. Niedling.

### VIII. (Der Clerus und der nationale Wahlkampf.)

Für den katholischen Clerus ist es sehr schwer, in den nationalen Streitigkeiten der Gegenwart die richtige Gesinnungs- und Handlungsweise einzuhalten. In gemischtsprachigen Ländern dreht sich um die Nationalität der ganze Wahlkampf. Der Clerus, welcher der einen oder der anderen Nation angehört, kann seine Nationalität zwar nicht verleugnen, er darf aber auch nicht der anderen Nation feindselig entgegentreten, weil er als Seelsorger über den Nationen stehen soll und muß, da ihm vorzüglich das Seelenheil aller seiner Gläubigen am Herzen liegen muß. Um seinem Clerus den rechten Weg in dem Wahlkampfe zu weisen, hat der hochwürdigste Herr Bischof Johann Bapt. Flapp von Parenzo-Pola vor den letzten Landtagswahlen ein Rundschreiben an denselben erlassen, welches lautete:

„Besorgt um die möglichste Bewahrung und Förderung des Friedens und der gegenseitigen Liebe unter Unseren Diöcesanen und um Eueren guten Namen, Ehrwürdige Brüder, und die allgemeine Achtung gegen Euch, fühlen Wir Uns gedrängt, über eine sehr wichtige Angelegenheit das Wort an Euch zu richten. Es stehen nämlich die Neuwahlen für den Landtag unseres Kronlandes in Aussicht und, wie sich leider voraussehen läßt, werden sie nicht ohne heftige Erregung, ohne Parteiungen und stürmische Scenen, vielleicht nicht ohne Unthaten, vor sich gehen. Zwei Lager werden, leider nur vom nationalen Geiste getrieben, sich im Kampfe messen und rüsten sich bereits dazu. In diesem Kampfe wird es sich eben darum handeln, welcher Nationalität das Uebergewicht in

unserem Kronlande zu fallen werde. Gewiß, wenn es sich zunächst um eine Sache handelt, welche offenkundig die Religion und Kirche, das geistliche Wohl der Gläubigen oder das Heil des Staates betrifft, so wären Wir der Erste, Unsere Priester aufzufordern, an diesem Kampfe sich kräftig zu betheiligen und auch das ihnen anvertraute Volk nöthigenfalls zu belehren, zu leiten und zu ermuntern.

Da es sich aber, wie allen in die Augen springt, um den rein politischen und nationalen Sieg der einen oder anderen Partei handelt, hielten Wir es für Unsere Aufgabe, gestützt auf das Wort des Apostels: *Nemo militans Deo implicat se negotiis saecularibus, ut Ei placeat, cui se probavit* (2. Tim. 2, 4), Euch, Ehrwürdige Brüder, an die den Priestern Christi obliegenden Pflichten zu erinnern, damit sie, *nemini dantes offensionem* (2. Cor. 6, 3), sich ebenso sehr den Italienern wie den Slaven verpflichtet erachten und eben darum sich nicht nur jedes Uebergriffes, sondern auch jedes Scheitens von Parteinahme enthalten, *ne vituperetur ministerium nostrum* (1. Cor. 6, 3), zum Schaden des priesterlichen Ansehens, zur Entrüstung und zum Aergerniß der Gegenpartei, zur Erschütterung des notwendigen Vertrauens und der Autorität beim Volke.

Möge man nicht einwenden, der Priester müsse während dieses Kampfes seinen Gläubigen auch in deren zeitlichen Angelegenheiten mit Rath und That beistehen. Obwohl er dies, allgemein gesprochen, darf und soll, so ist es doch unter den gegenwärtigen Umständen nicht erpriestlich, so daß auch hier das Wort des Apostels zur Anwendung kommt: *Omnia mihi licent, sed non omnia expediunt* (1. Cor. 6, 12), da bei der in diesem Kampfe herrschenden Begriffsverwirrung leicht alles übel genommen wird, was der einen oder der anderen Partei nicht gefällt, und daraus Vorwürfe und Schmähungen gegen den Clerus, die Kirche und Religion, namentlich in den öffentlichen Blättern, entstehen. Ob dies der Ehrfurcht vor dem heiligen Amte und dem wahren Seelennutzen, den allein Wir stets vor den Augen halten müssen, erpriestlich ist, mögen alle Einsichtsvollen beurtheilen. Ohne, Ehrwürdige Brüder, die streng persönliche Ausübung der politischen Rechte (doch mit der dem Seelsorger gebührenden Wahrung der Mäßigung) untersagen zu wollen, mahnen Wir eindringlich im Herrn die Priester Unserer Diocese, sich jeder Aufreizung, jeder agitatorischen Thätigkeit, die wie eine Hineinigung zu dieser oder jener nationalen Partei aussähe, namentlich zur Zeit der Wahlen, zu enthalten. Strenge jedoch und in Kraft des heiligen Gehorsams verbieten Wir, daß sie — was ferne sei — in den Kirchen oder an anderen heiligen Orten, in den Pfarrkanzleien und dergleichen, hierüber ein aufreizendes Wort fallen lassen, oder auf irgend eine Weise die priesterliche Thätigkeit oder Autorität hiezu hergeben. Die Ehre des heiligen Dienstes, das priesterliche Ansehen, die höherer Ordnung sind, müssen jedem Gute niederer Ordnung vorgezogen werden.

Durch dieses oberhirtliche Schreiben wurde erlaubt, daß jeder Priester sein Wahlrecht ausüben durfte, es wurde auch keinem ein Zwang angelegt, jeder durfte für seine Nation durch seine Stimme eintreten, nur wurde untersagt, daß die Seelsorger ihre Stellung benützen, um für eine nationale Partei besonders heftig einzutreten, weil ein solches Eintreten bei der Gegenpartei nur Mißstimmung gegen Clerus und Religion erzeugen würde.

Riedling.

**IX. (Die katholischen Pfarreien in Berlin.)** Wie alle großen Städte, so wächst Berlin auch immer mehr an, und es vermehren sich auch die Katholiken daselbst. Bis 1889 gab es in Berlin nur fünf katholische Pfarren: St. Hedwig, St. Matthias, St. Michael, St. Sebastian und Charlottenburg.

In den nächsten Jahren entstanden: die Pfarre St. Pius, die Pfarre zum heiligen Herzen Jesu, die Curatie in Weiskensee, die Curatie St. Mauritius, die Pfarre in Reinickendorf, (alle 1892); St. Bonifaz

(1893), die Pfarre in Nixdorf und die in Steglitz (1894). Im Jahre 1895 hatte Berlin 13 katholische Pfarren und zwei waren in der Errichtung begriffen (St. Ludwig und in Köpenik).

Die Seelenanzahl war nach der letzten Statistik in den Pfarren: St. Hedwig 27.000, St. Mathias 10.000, St. Michael 33.000, St. Sebastian 34.000, St. Bonifaz 10.000, St. Pius 24.000, Herz Jesu 20.000.

Eibesthal.

Fr. Kiedling.

**X. (Zur Entfernung unsittlicher Bilder in der Nähe von Schulen.)** Neben einer Schule hatte ein Papierhändler unsittliche Bilder — Liebespaare u. darstellend — im Schaufenster exponiert. Die liebe Schuljugend machte ihre Bemerkungen darüber. Eine gesetzte ältere Person wurde von dem Religionslehrer der Schule ersucht, bei dem Papierhändler gerade die in der Auslage exponierten Bilder zu erstehen. Der Papierhändler ahnte, warum — und die unsittlichen Bilder wurden entfernt. Uebrigens erklärte auf eine private Anfrage der Leiter des k. k. Polizei-Commissariates, daß auf eine einfache Eingabe mit Rücksicht auf die Lage der Papierhandlung die Bilder sofort entfernt würden.

Wien (Pfarre Altlerchenfeld).

Karl Krasa, Cooperator.

**XI. (Eheaufgebot vergessen!)** Cajus ist noch nicht lange Cooperator in einer Großstadt und muß noch dazu, als sein Pfarrer ins Bad reiste, die Pfarrgeschäfte führen. Eine Braut stellt sich vor, die in der Pfarre wo Cajus wirkt, ein verum domicilium hat. Der Bräutigam wohnt seit 14 Tagen in Preußen, früher in K. in Oesterreich. Cajus heißt die Braut das Aufgebot sowohl in K. als auch in Preußen zu besorgen. Der Seelsorger in K. nimmt das Aufgebot vor und sendet den Verklündschein, unser Cajus und der Seelsorger in Preußen vergessen beide auf das Aufgebot. Unmittelbar vor der Trauung verlangt Cajus den Verklündschein, den der Bräutigam nicht vorzuweisen vermag. Er nimmt den Brautleuten den Manifestationseid ab, des Inhaltes, daß sie sich keines Ehehindernisses bewußt sind. Dann traut er sie, um Aergernis zu vermeiden. Als er den Trauungsact eintragen will, bemerkt er, daß er die Brautleute aufzubieten vergessen hat. Es kommen dem Cajus nun Bedenken über die Gültigkeit der Ehe.

Als Antwort ist dem Cajus zu sagen, daß die Ehe kirchlich gültig ist, wofern die Braut ihr Domicil beibehalten hat. Allerdings ist die Eheschließung ohne Proclamation unerlaubt. Auch staatlich ist die Ehe gültig, da das Aufgebot in K. stattgefunden hat. Der Mangel jeden Aufgebotes macht die Ehe nach österreichischem Rechte politisch ungültig. Es wird aber gut sein, wenn Cajus noch vor der Matrikenrevision sein Peccavi eingesteht.

K. Krasa.

**XII. (Trauung vor dem stellungspflichtigen Alter.)** Nach dem jetzigen Wehrgesetze gibt es auch eine außerordentliche Erlaubnis zur Verehelichung vor dem stellungspflichtigen Alter. Dieselbe wurde für den Bräutigam Josef Z. bei der hohen k. k. oberösterreichischen Statthalterei erwirkt. Josef Z., Comptoirist in einer Buchhandlung, wollte in seinem

20. Jahre die von ihm verführte Moisia D., 20 Jahre alt, heiraten. Die beiderseitigen Eltern drangen auf eine baldige Heirat. Dem mit 50 kr. gestempelten Gesuche an die hohe k. k. oberösterreichische Statthalterei wurden die beiden Taufscheine, Heimatscheine und die notariell beglaubigten Urkunden über die beiderseitige väterliche Einwilligung beigelegt. Die Statthalterei sandte das Gesuch zu den nöthigen Erhebungen an das Magistratische Bezirksamt als politische Behörde erster Instanz und verlangte je ein polizeiliches Sittenzeugnis und vom Vater der Braut einen notariell beglaubigten Revers, daß er für die Dauer einer etwaigen Militärdienstzeit seine Tochter erhalten werde. In Rücksicht der vorgebrachten Gründe erteilte die hohe k. k. oberösterreichische Statthalterei die außerordentliche Bewilligung zur Eheschließung vor dem stellungspflichtigen Alter mit der Clausel, daß der Bräutigam auf Grund der geschlossenen Ehe keine Begünstigung hinsichtlich seiner Militärpflicht zu erwarten habe. R. Krasa.

**XIII. Verwirkung des Anspruches auf Congruaergänzung infolge Fristversäumnis der Einbekennung des Pfändeneinkommens.** Nach § 3 des Gesetzes vom 19. April 1885 kann der Anspruch auf Congruaergänzung nur auf Grund vorzulegender Einkommens-Bekanntnisse erfolgen. Nach § 2 der Ministerial-Verordnung vom 20. Jänner 1890 Reichs-Gesetz-Blatt Nr. 7 hat die Vorlage der Fassion binnen zwei Monaten vom Zeitpunkte des Amtsantrittes zu geschehen. Wer daher nach Ablauf dieser zwei Monate dieses Einbekenntnis erst vorlegt, hat einen Anspruch auf die Congruaergänzung vom Tage der Vorlage der Fassion, nicht aber vom Tage des Dienstantrittes. Dem Grundsatz, daß durch das erwähnte Versäumnis der Anspruch auf die Dotationsergänzung für die Zeit vom Dienstantritte des Klägers bis zur Vorlage des Einbekenntnisses, hinfällig wurde, entspricht auch die Bestimmung des § 12 al. 3 der vorcitierten Ministerial-Verordnung, nach welcher die Nichteinhaltung der im § 2 bestimmten Frist selbst die Rückzahlung bereits (provisorisch) ausbezahlter Ergänzungsbeträge zur Folge hätte. Auf Grund dieser Bestimmungen wurden schon mehrere, welche die Dotation für die versäumte Einbringungszeit gerichtlich erwirken wollten, mit ihrem Begehren abgewiesen (siehe Erkenntnis des Verwaltungs-Gerichtshofes vom 15. Jänner 1897, Zahl 280 und des k. k. Reichsgerichtes vom 21. October 1897, Zahl 335). Manchen wurde auf Grund eines Bittgesuches an das k. k. Ministerium die Fristversäumnis in Gnaden nachgesehen.

Linz.

Prälat Anton Pinzger.

**XIV. Das Vermögen incorporierter Kirchen gehört nicht zum Stiftsvermögen.** Aus Anlaß der Bemänglung der Vermögensgebarung bei einigen dem Cistercienser-Stifte Tieseg incorporierten Kirchen von Seite der k. k. Statthalterei in Prag hat der Abt dieses Stiftes das freie Verfügungsrecht über das Vermögen sämtlicher Kirchen und Pfarren, die dem Stifte incorporiert sind, in Anspruch genommen und gegen den Erlaß des Unterrichts-Ministeriums, welches die Verpflichtung des Stiftes aussprach, mit dem Vermögen der Kirchen nach den gesetzlichen Vorschriften für die öffentlichen Kirchen zu gebaren,

Beschwerde beim Verwaltungs=Gerichtshof erhoben, welcher aber dieselbe mit Erkenntnis vom 3. Februar 1897, Zahl 688, als gesetzlich nicht begründet abwies. Weder das gemeine Kirchenrecht, noch die österreichischen kirchenrechtlichen Vorschriften enthalten Bestimmungen über die Rechtswirkungen der Incorporation in Bezug auf das Vermögen der incorporierten Kirchen und deren Verwaltung. Das canonische Recht sieht das Kloster beziehungsweise den Abt als den parochus stabilis der incorporierten Kirche an; aus dem Incorporations=Verhältnisse kann daher mit Bezug auf deren Vermögen für das Kloster nur das dem Pfarrer zustehende Recht abgeleitet werden. Die Abweisung der Beschwerde müßte, nachdem auch keine Erweiterung der Incorporationsrechte durch einen förmlichen Act dargethan werden konnte, umso mehr erfolgen, als die Anerkennung des vom Stifte angesprochenen Rechtes, durch welche das Vermögen jener Kirchen seiner Zweckbestimmung entzogen würde, eine präjudicierende Rückwirkung auf die Rechte und Pflichten anderer verpflichteten Factoren, die vorher gehört werden müßten, nach sich ziehen würde. A. P.

**XV. Rentensteuer und das Kirchenvermögen.** Der Rentensteuer unterliegt nach § 124 des Gesetzes vom 25. October 1896 jeder (auch eine juristische Person), der aus Vermögensobjecten oder Vermögensrechten ein Einkommen empfängt. Die currenten Einnahmen bei einem Kirchenvermögen setzen sich hauptsächlich zusammen: aus dem Ertrag von Realitäten, Interessen von Activcapitalien, Tafelsammlungs=Funeralien und Kirchensitzgeldern. Was die erste Einnahmspost betrifft, so sind es gewöhnlich die Erträgnisse von Forsten und verpachteten Grundstücken. Da nun diese Objecte bereits von der Grundsteuer getroffen sind, so entfällt die Rentensteuer. Dies ist auch beim Ertrag von gemieteten Gebäuden der Fall, da für dieselben die Gebäudesteuer zu entrichten ist. Da die Zinsen von österreichischen Staatspapieren, dann die Landesanlehens=Obligationen von Postparcassen (§ 125) nicht rentensteuerpflichtig sind und die Steuer von Sparcassa=Einlagen von den Sparcassen selbst getragen wird, so bleiben nur die Interessen von Privat=Capitalien und zwar bei belasteten nur mit dem auf die Kirche entfallenden Betrage. Die Tafelsammlungsgelder sind kein Einkommen aus Vermögensrechten oder Vermögensobjecten; sie sind daher nicht rentensteuerpflichtig. Ebenso auch nicht die Funeralien und Nuptialien, welche sich als Entgelt für geleistete Dienste darstellen. Es kommen daher nur die Kirchensitzgelder in Betracht, welche in der That ein Einkommen aus Vermögensobjecten sind. Von denselben sind jedoch die etwaigen Reparaturen und ein Abnutzungspercent abzuziehen. Patronatsbeiträge, die zur Deckung des Abganges gehören, sind nicht steuerpflichtig; überdies findet bei denselben auch § 130 I Anwendung, wonach solche Bezüge, auf denen eine in unmittelbarer Beziehung stehende Last haftet, von der Rentensteuer befreit sind. Die Steuer beträgt von den erwähnten Einkünften zwei Percent und sind die Einkommnisse nach Formular II ohne Aufforderung bei jenem Amte vorzulegen, bei welchem die Personal=Einkommensteuer einzubekennen ist. Bei Nichteinbringung (Verheimlichung) sind Ordnungsstrafen von 20 bis 100 fl.

zu gewärtigen (§ 244). Nach § 139 sind vom Bekenntnisse jene befreit, die im Vorjahre eines eingebracht und wo sich seither nichts geändert hat. Nach § 125/7 sind Personen, deren rentensteuerpflichtige Bezüge weder für sich allein noch auch in Verbindung mit ihrem anderweitigen Einkommen den Betrag von 600 fl. übersteigen, von der Rentensteuer befreit. Ob diese Bestimmungen auch auf juristische Personen, auf Kirchen zum Beispiel, deren Current-Einnahmen 600 fl. nicht erreichen, Anwendung finde, darüber hat sich das k. k. Finanz-Ministerium auf eine gestellte Anfrage dahin noch nicht ausgesprochen. A. P.

**XVI. (Verpflichtung der Gemeinde zur Bezahlung des Wertäquivalentes für nicht geleistete Führen zu einer Filialkirche.)** Mit der Entscheidung des Cultus-Ministeriums vom 6. Februar 1894, Zahl 1209, war rechtskräftig ausgesprochen worden, daß die Gemeinde Zdánic verpflichtet sei, für den in der dortigen Filialkirche celebrierenden Priester der Maloticer Pfarre eine anständige Fahrgelegenheit beizustellen. Gegen diese Entscheidung hat die Gemeinde keinen Einwand erhoben, wohl aber gegen eine Forderung des Pfarrers von Malotie per 110 fl. für 55 Führen in der Zeit vom September 1890 bis März 1894, welche diese Entscheidung veranlaßt hat. Infolge Weigerung der Gemeinde die Fahrgelegenheit beizustellen, hatte der Pfarrer selbst eine solche genommen und verlangte nun die Kosten hiefür. Dieses Begehren fand der Verwaltungs-Gerichtshof laut Erkenntnis vom 23. Jänner 1897, Zahl 482, gesetzlich begründet. Auf die Einwendung der Gemeinde, daß es sich hier um ein privatrechtliches Verhältnis nach § 1042, allgemeines bürgerliches Gesetzblatt, handle, welches vor die ordentlichen Gerichte gehöre, wurde entgegnet, daß die angefochtene Entscheidung nur die Vollstreckung eines rechtskräftigen Erkenntnisses durch die berufenen Verwaltungs- nicht aber Gerichtsbehörden sei. Da die Entscheidung auch pro praeterito galt, die Leistung aber pro praeterito nicht mehr in natura geschehen konnte, so mußte an die Stelle der Naturalleistung deren Wert treten und waren die Verwaltungsbehörden, wie zu dem Judicate auch zur Festsetzung des Wertäquivalentes competent. Die Behauptung der Gemeinde, daß sie in der Lage sei, zu beweisen, daß der Pfarrer die fraglichen 110 fl., welche übrigens auch zu hoch seien, nicht ausgegeben habe, erscheint hinfällig durch die vom Herrn Pfarrer producierte Quittung und den Umstand, daß der verrechnete Betrag von je 2 fl. für Hin- und Rückfahrt im Hinblick auf die Entfernung ganz angemessen sei. A. P.

**XVII. (Einkommensbekenntnis zur Bemessung der Personal-Einkommensteuer bei Klöstern.)** Mit dem Finanz-Ministerial-Erlass vom 20. December 1897, Zahl 64549, wurde den Klöstern die Befugnis erteilt, daß die Communitäts-Vorstellung die Bekenntnisse ihrer Regularen und zwar auch solcher, welche auf auswärtigen Pfründen exponiert sind, oder auch ein cumulatives Bekenntnis einbringen könne. Nur jene Convents-Mitglieder, welche ein selbstständiges Nebeneinkommen beziehen, haben dieses selbst einzubekennen und wird ihnen ein besonderer Zahlungsauftrag unmittelbar zugewiesen. A. P.

**XVIII. (Brauns Kosmogonie**, welches Werk in der Quartalschrift 1896, Heft III Seite 683, recensiert wurde, hat eine doppelte sehr große Wichtigkeit: 1. Es macht uns bekannt mit den sehr großen Fortschritten und interessanten Resultaten der neueren Naturwissenschaften in Bezug auf die Entstehung des Weltalls, vom Anfang der Entwicklung bis zum jetzigen Zustande desselben; und es zeigt zugleich, welche Zukunft die Welt nach den Gesetzen der natürlichen Entwicklung zu erwarten hat. Und zwar ist die gegebene Erklärung der Weltbildung, wie der Verfasser bemerkt, in ihren Grundzügen schon fast ganz sicher und nicht eine bloße Hypothese. Dabei ist noch anzuführen, daß der Verfasser in diesem Gegenstande nicht etwa Dilettant oder Compilant, sondern Sachmann ersten Ranges ist. — 2. Der zweite, noch größere Vorzug des Werkes liegt darin, daß der Verfasser sehr klar und faßlich die ganze Grundlosigkeit des modernen „gelehrten“ Unglaubens darlegt und daß er neue Gesichtspunkte dafür bringt, daß zwischen Offenbarung und wahrer Wissenschaft kein Widerspruch besteht.

Lemberg.

J. K.

**XIX (Ein Mittel, würdige und nützliche Predigten zu halten.)** Kaum dürfte ein anderer Zweig der kirchlichen Literatur im Buchhandel so stark vertreten sein, wie die Entwürfe zu Predigten. Immer wieder erscheint eine neue Publication dieser Art, sei es von bereits gehaltenen oder eigens verfaßten Vorträgen, für alle Sonntage und die verschiedensten Feste. Man urtheilt aber nicht zu hart, wenn man behauptet, die wenigsten der herausgegebenen Kanzelvorträge haben einen größeren praktischen Wert, so trocken, gleichsam mechanisch verfaßt erweisen sie sich, so daß der Priester, welcher einen Stoff darnach behandeln und einen praktischen Erfolg im Herzen der Zuhörer schaffen möchte, mehr hineinlegen muß, als er herausnehmen kann! —

Man begegnet aber vielen höchst lobenswerten Predigten in den Städten wie auf dem Lande, selbst bei den einfachsten Patrociniums=Festen einzelner Filialkirchen. Ich habe öfter sagen gehört, es ist unbegreiflich, wie dieser und jener Priester so salbungsvoll zum Herzen der Zuhörer hat reden können, und in so leicht begreiflicher und verständlicher Ausdrucksweise und in flüssigem Vortrage und dergleichen. Jeder aufmerksamere Zuhörer hatte lange noch seine Freude daran und sich Einiges fürs Leben gemerkt. Da gewiß aus einer und anderen gedruckten Predigt, die so gang und gäbe sind oder wärmstens in Zeitungen, oft um schmächtlichen Sold im Interesse des Verlegers anempfohlen werden, hat er diese praktischen belehrenden Sätze und Gedanken nicht herausgefunden und zu längerem Studium, zur trefflichen Zusammenstellung eines solchen für jeden Zuhörer erfreulichen Inhalts hatte er unmöglich Zeit finden können, wenn man seine sonst vielen Verpflichtungen und Ansprüche in Betracht zieht. Wie läßt sich nun eine solche überraschende Erscheinung erklären? — Dieses Räthsel läßt sich ganz leicht lösen. Der betreffende glückliche Kanzelredner macht sich, vielleicht schon seit seinen ersten Studienjahren der Theologie her, fleißig Notizen in seine sogenannte „Predigtmappe“. Zu diesem seinem praktischen und höchst

dankbaren Zwecke notiert er sich bei dem Studieren in allen Büchern und Fächern seines Berufes alles fleißig, was ihm interessant, nützlich und wichtig erscheint, selbst bei dem Durchlesen einzelner Broschüren, Zeitschriften, sogar Prospective einzelner Werke nimmt er sich diese Mühe. Auch Stellen, die ihm als eine für den Augenblick entferntere einstige Benützung zu einem Vortrage erscheinen, läßt er in der Regel nicht aus den Augen. Von Werken und Schriften, die sein Eigenthum sind, citiert er sich theils ganz kurz nur deren Vorkommen, von anderen und theils auch von den seinigen, copiert er sich Verschiedenes. Sie und da wird auch ein „Ausschnitt“ gemacht und in der Mappe hinterlegt. Meistens wird jede Notiz unter „verschiedenen“ Gesichtspunkten und Schlagwörtern, alles versteht sich in „alphabetischer Ordnung“, eingetragen. Sehr praktisch ist es, die Anlage der Mappe und deren bisherigen Inhalt gelegentlich nur so zur Muße zu durchblättern, denn dadurch wird man auf ein und anderes noch besser aufmerksam werden und praktischer notieren können.

Es ist kaum zu ermessen, welchen praktischen Nebennutzen jeder Studierende neben dem wissenschaftlichen durch das Notieren hat und wird ihm das Studium selbst auf diese Weise angenehmer und leichter werden, wie sich die oft mühsam erworbenen Kenntnisse seinem Verstande und seinem Gedächtnisse fester einprägen! Selbstverständlich ist durch dieses Vorgehen der Nutzen für Predigten. Aus seiner Mappe kann er sich eigens Erworbenes, wie sein Bekanntes und gleichsam selbst Zusammengestelltes holen; kein Wunder, daß er dieses so warm und so einflußreich auf das Herz der Zuhörer vortragen kann, im Vergleich zu dem, was er erst unmittelbar vor der Predigt als unbekannte Gedanken und Zusammenstellungen aus einem anderen Werke sich aneignen und so mit ganz fremden Federn sich schmücken will. Es zieht Einen beim Studieren oder einer Lectüre dies und jenes ungemein an, man ist begeistert dafür, denkt gleich daran, so herrliche Beweise und Gedanken auch einmal gut zu verwenden; ja, ist schon recht, aber wird es noch zu rechtem Augenblick Einem einfallen? Dies ist nicht sicher voranzusetzen, außer es wird unter einem oder anderem Schlagworte in einer Mappe festgenagelt und steht darin zu Diensten.

Man wird uns vielleicht entgegnen, das ist nichts Neues. P. Zungmann, *Theorie der geistlichen Beredsamkeit*, II, 114 ff. empfiehlt auch dieses Vorgehen, ja wir kennen es auch aus anderen Werken, und wir beglückwünschen jenen, der es fleißig zu Herzen genommen und wirklich, wenngleich in allerletzter Zeit begonnen hat, aber leider fürchten wir, daß viele Priester, die sich noch schwer thun in dem Predigen, noch nicht davon Gebrauch gemacht haben, daher empfehlen wir dieses ausgezeichnete praktische Mittel für jeden Prediger aufs Neue! —

Ag.

**XX. (Die Firmung vor der ersten heiligen Communion.)** In Frankreich ist es seit der Revolution vielfach üblich, daß die Kinder sehr spät, immer fast erst nach der ersten heiligen Communion zur heiligen Firmung zugelassen werden. Bischof Robert von Marseille hat nun bereits seit 1885 in seiner Diocese diesen Gebrauch abgestellt und die Firmung vor dem Empfange der ersten heiligen Communion angeordnet. Der heilige

Vater hat sodann den Marseiller Bischof für die Rückkehr zu einem alten Gebrauche der Kirche in einem eigenen Breve höchlich gelobt und seinerseits für die genannte Diöcese den vom Bischof Robert eingeführten Usus für immerwährende Zeiten festgesetzt. Das besagte Breve lautet in deutscher Uebersetzung: „Leo XIII., Papst. Ehrwürdiger Bruder, Heil und apostolischer Segen. Es schien Dir gut, einen Gebrauch, der sich seit fast 100 Jahren einbürgerte, abzuschaffen und in Deiner Diöcese anzuordnen, daß die Kinder, ehe sie an dem göttlichen Gastmahle der Eucharistie theilnehmen, das Sacrament der Firmung, die lebendigmachende Salbung des heiligen Chriäma erhalten. Und da Du den Wunsch geoffenbart hast, zu wissen, ob Wir die Maßregel genehmigen, so hat es Uns gefallen, in dieser wichtigen Angelegenheit Dir zu schreiben und zwar Wir selbst, ohne Vermittlung, um Dir zu erklären, was Wir davon halten. So wisse denn, daß Wir Deiner Absicht großes Lob spenden. Denn der Gebrauch, der bei Euch und anderswo eingeführt wurde, stimmte weder mit der alten und beständigen Kirchendisziplin, noch war er gut für die Gläubigen. In Wirklichkeit keimen in der Kindesseele schlechte Leidenschaften und wenn man sie nicht frühzeitig ausreißt, verführen sie die unerfahrenen Herzen und ziehen sie dem Untergange zu. Daher haben es die Gläubigen nöthig, selbst im zartesten Kindesalter mit der Kraft von oben gestärkt zu werden, was das Sacrament der Firmung hervorzubringen bestimmt ist. Mit Recht bemerkt der englische Lehrer, daß in diesem Sacramente sich der heilige Geist mittheilt, um uns zu stärken in den Kämpfen der Seele. Wenn nun die Kinder frühzeitig gesirmt sind, so werden sie gelehriger für die Ermahnungen, können sich leichter vorbereiten, später das Sacrament der Eucharistie zu empfangen und ziehen daraus die reichlichsten Früchte. Darum wünschen wir lebhaft, daß das, was durch Dich so weise geregelt worden ist, getreu und immerwährend beobachtet werde. Und damit Dein Eifer, mit welchem Du das Wohl der Dir anvertrauten Herde besorgest, ein Zeugnis Unseres Wohlwollens erhalte, ertheilen wir Dir geneigtest im Herrn den apostolischen Segen, Dir, ehrwürdiger Bruder und Deiner ganzen Diöcese. Gegeben zu Rom bei St. Peter, den 20. Juni 1897, im zwanzigsten Jahre Unseres Pontificates. Leo XIII., Papst.

**XXI. (Die Frohnleichnam=Procession und die Schulen.)** Die Wiener „Comm. Corr.“ veröffentlichte im vorigen Jahre Folgendes: „Der Umstand, daß Lehrpersonen sich nicht immer klar sind, welches Verhalten bei der Frohnleichnam=Procession den bestehenden Vorschriften entspricht, veranlaßte einige Bezirkshauptmannschaften, in Erinnerung zu bringen, daß die Bestimmung über das Verhalten, welches bei der Theilnahme an den für Volksschulen verkündeten religiösen Uebungen zu beobachten ist, der Kirchenbehörde zustehe. Es sei ein traditioneller Gebrauch der katholischen Kirche, daß die Theilnehmer der Frohnleichnam=Procession unbedeckten Hauptes folgen. Die Lehrer, welchen bei religiösen Uebungen die Aufsicht zufällt, seien sonach verpflichtet, nicht nur selbst diesem Gebrauche der Kirche zu entsprechen, sondern auch dafür zu sorgen, daß die Schüler diesem Gebrauche Rechnung tragen.“

**XXII. (Wo befindet sich gegenwärtig die Bundeslade?)** Mit dieser interessanten Frage beschäftigt sich ein vom geistlichen Seminarlehrer M. Waldeck in Saarburg gezeichneter Aufsatz in der von ihm redigierten „Monatschrift für katholische Lehrerinnen“, welchem wir nachstehend Einiges entnehmen: Die Bundeslade, auch „Arche des Bundes“ (arca foederis) oder „Arche des Herrn“ genannt, war das Hauptgeräth des alttestamentlichen Gottesdienstes bis zum Jahre 588 v. Chr. Sie war eine Lade oder Kiste (arca) aus Akazienholz,  $2\frac{1}{2}$  Ellen (= 1·3 m) lang,  $1\frac{1}{2}$  Elle breit (78 cm) und  $1\frac{1}{2}$  Elle hoch (die jüdische Elle = 52·5 cm); innen und außen war sie mit Gold überzogen. Ungefähr in der mittleren Höhe lief rings um die Lade ein kunstvoll verfertigter goldener Blumenkranz; darunter waren an den vier Ecken goldene Ringe angebracht für die mit Gold überzogenen Tragstangen, die immer darin bleiben mußten. Die Bundeslade diente zunächst zur Aufbewahrung der beiden steinernen Gesetztafeln. Bis zur Zeit Salomons wurde auch der Stab Aarons und das goldene Gefäß mit Manna darin aufbewahrt. Auf der goldenen Platte, welche ihr als Deckel diente, standen an beiden Enden zwei kunstvoll gefertigte goldene Cherubim, die an der Platte befestigt waren. Die Gesichter derselben waren einander zugewandt, und ihre Flügel breiteten sich über die Platte aus. Die Platte selbst wird in der heiligen Schrift die „Capporeth“, d. h. Sühngeräthe oder Gnadenthron genannt; denn den Ort zwischen den beiden Cherubim hatte sich Gott erschienen als Gnadenstätte, wo er am großen Versöhnungstage durch den Hohenpriester das große Sühnopfer entgegennehmen wollte.

Deshalb war die Bundeslade das höchste Heiligthum des ganzen Gottesdienstes. Vor der Bundeslade theilten sich die Fluten des Jordan, vor ihr stürzten die Mauern von Jericho ein; wenn in einer Schlacht die Bundeslade sich inmitten der israelitischen Kriegsscharen befand, so war man des Sieges gewiß, wenn sie in die Hände der Heiden fiel, so war das ein Zeichen, daß Gott das Volk in die Gewalt der Feinde übergeben wollte; den frommen Israeliten brachte sie Segen, den Heiden aber Fluch und Verderben.

Zuerst war das heilige Zelt mit der Bundeslade zu Gulgala und Bethel, dann zur Zeit Helis zu Silo aufgestellt; von den Philistern geraubt kam die Bundeslade zurück nach Rariathiarim und nach Gaba, von wo sie von David im feierlichen Zuge nach Jerusalem gebracht und in einem neuen heiligen Zelte auf dem Berge Zion aufgestellt wurde, bis Salomon sie unter großen Feierlichkeiten in dem von ihm erbauten Tempel auf dem Berge Moria aufstellte. Hier stand sie im Allerheiligsten, das nach Westen gewendet war, auf einem etwas hervorragenden Felsen. Zehn Jahre, nachdem der Babylonische König Nabuchodonosor Jerusalem eingenommen hatte, im Jahre 588, kam sein Feldherr Nabuzardan „nach Jerusalem und verbrannte das Haus des Herrn und das Haus des Königs u. s. w.; aber die ehernen Säulen, die Fußgestelle und das ehernen Meer (das große Waschbecken) zerbrachen die Chaldäer und führten alles Erz nach Babylon . . . desgleichen die Rauchfässer und Schalen; was von

Gold und Silber war, nahm der Oberste der Trabanten, d. i. die zwei Säulen und die Fußgestelle, welche Salomon gemacht im Tempel des Herrn; es war nicht zu wägen das Erz aller Gefäße" (4 Kön. 25, 8—17).

Vor dieser allgemeinen Zerstörung der Stadt und des Heiligthums trug der Prophet Jeremias auf Befehl Gottes die Bundeslade sammt dem Rauchaltar und dem alten heiligen Zelte auf den Berg Nebo, auf welchen Moses gestiegen war, um das Erbe Gottes zu sehen. Als Jeremias daselbst angekommen war, legte er die heiligen Geräthe in eine Höhle hinein und verschloß den Eingang. Und einige, die ihm gefolgt waren, näherten sich, um den Ort zu bezeichnen, aber sie konnten ihn nicht finden. Das erfuhr Jeremias, tabelte sie und sprach: „Der Ort wird unbekannt bleiben, bis Gott sein Volk wieder sammeln und ihm gnädig sein wird. Und dann wird der Herr dies offenbar machen, und die Herrlichkeit des Herrn wird in dem Volke sein, wie sie auch dem Moses offenbar wurde und wie sie sich zeigte, als Salomon bat um die Heiligung des Ortes für den großen Gott" (2. Makk. 2, 4—8). Die heiligen Väter legen diese Worte im übertragenen Sinne aus: das im Berge Nebo verborgene Heiligthum wird von den Juden bei ihrer allgemeinen Befehrung vor dem Ende der Welt in der Person Jesu Christi, der das lebendige Heiligthum ist, wiedergefunden werden.

Von der Zerstörung Jerusalems im Jahre 588 an stand das Allerheiligste im Tempel leer, wie es auch der Prophet Jeremias geweissagt hatte: „Befehret Euch, ihr abtrünnigen Kinder, spricht der Herr, denn ich bin euer Bräutigam, und ich will . . . euch bringen nach Sion . . . und wenn euer viel geworden (wenn viele Juden aus der babylonischen Gefangenschaft nach Jerusalem zurückgekehrt sind), soll man nicht mehr sagen: Bundeslade des Herrn! noch wird sie euch in den Sinn kommen, noch wird man sich auch ihrer erinnern, noch sie besuchen, noch fürder eine machen, sondern in derselben Zeit wird man sagen: Thron des Herrn! und es werden sich dahin versammeln alle Völker im Namen des Herrn zu Jerusalem, und sie werden nicht mehr wandeln nach der Bosheit ihres so überaus bösen Herzens." (Jer. 4, 14—17). Es ist ersichtlich, daß wenn der Prophet hier auch zunächst von der Zeit unmittelbar nach der babylonischen Gefangenschaft spricht, seine Worte doch im vollkommenen Sinne von der christlichen Zeit zu verstehen sind, wo der Herr selbst unter den Menschen wohnt und alle Völker in seine Kirche ruft. — Das einzige, was im Allerheiligsten noch zu sehen war, war der Fels, auf dem die Bundeslade gestanden hatte, und vor diesem Felsen brachte der Hohepriester von jener Zeit an bis zur Zerstörung Jerusalems durch Titus am Versöhnungsfeste das Sühnopfer dar.

In der letzten Zeit vor der Geburt Christi aber war eine neue „Arche des Bundes („Foederis arca“) in das Heiligthum eingetreten, das zur Mutter des Erlösers von Gott auserwählte Kind Annas und Joachim, die heilige Maria, welche in einem an das Allerheiligste auf der Nordseite anstoßenden Gemache ihre Wohnung hatte. Wie das Gold der Bundeslade, so glänzte die Reinheit und Heiligkeit ihrer Seele; wie

die Cherubim war sie in die Betrachtung Gottes und seiner Rathschlüsse versenkt; wie die Bundeslade das Gesetz der zehn Gebote, den Stab Aarons und das Manna in ihrem Innern barg, so hütete sie das Gesetz Gottes in ihrem Herzen, so blühte sie, dem Wandelzweige Aarons ähnlich, reich an Tugenden und Gnaden, so trug sie in ihren Gedanken den, der später in eigener Person in ihr Wohnung nehmen, auf ihren Armen ruhen und im allerheiligsten Altarsacramente die Nahrung unserer Seele werden sollte.

M.

### XXIII. (Confessionslosigkeit von Mittelschülern.)

An österreichischen Mittelschulen, zumal in Wien, an denen Schüler mosaischer Religion studieren, kommt es nicht selten vor, daß diese Studierenden mit erreichtem 14. Lebensjahre sich confessionslos erklären lassen, um sodann vom Religions-Unterricht befreit zu sein. Um nun diesem gräßlichen Unfuge, wodurch für diese unreifen Jungen förmlich eine Prämie ausgesetzt wird, wenn sie sich als Ungläubige bekennen, indem sie dadurch vom Studium eines der wichtigsten Gegenstände dispensiert werden, zu begegnen, interpellierten in einer der letzten Octobersitzungen des österreichischen Abgeordnetenhauses der seitdem leider verstorbene tirolische Abgeordnete Professor Dr. Ambros Mayr und Genossen den Herrn Cultus- und Unterrichts-Minister, ob und wie derselbe gesonnen sei, diesen Mißständen abzuhelfen.

Wir hoffen, daß die hohe Unterrichts-Verwaltung gegen diese ärgernisgebenden Vorsonnmisse energisch einschreiten wird und bitten unsere katholischen Abgeordneten, die vom Herrn Dr. Mayr angeregte Frage nicht mehr aus dem Auge zu verlieren und einer günstigen Lösung zuführen zu helfen.

**XXIV. (Abgangs- und Entlassungszeugnisse und die Katecheten.)** 1. Ist die Schulleitung verpflichtet, dem Katecheten das Abgangs- und Entlassungszeugnis vorzulegen? 2. Ist der Klassenlehrer berechtigt, die Religionsnote für diese Zeugnisse eigenmächtig zu bestimmen und eigenhändig einzuschreiben, oder muß er sich darüber erst mit dem Katecheten besprechen? — Ad 1. Das Abgangszeugnis unterfertigen der Klassenlehrer und Oberlehrer (Director) allein; das Entlassungszeugnis wird von allen Lehrern, auch vom Katecheten unterfertigt (Ministerial-Verordnung vom 22. Juni 1885, Zahl 1857). — Ad 2. Die Religionsnote bestimmt ausschließlich der Katechet, da er den Unterricht erteilt und die Prüfung aus diesem Lehrgegenstande vornimmt. Er schreibt die Note in das Klassenbuch quartaliter ein und bestimmt am Ende des vierten Quartals die Schlußnote. Tritt ein Kind im Laufe des Schuljahres nach vollendetem 14. Lebensjahre aus, so wird im Abgangs- beziehungsweise Entlassungszeugnis eine Durchschnittsnote aus den vorhergehenden Quartalsnoten, beziehungsweise nach dem ersten Quartale eine Durchschnittsnote des Vorjahres und der ersten Quartalsnote für die Note des Abgangs- und Entlassungszeugnisses zu nehmen sein. „Ein Abgangszeugnis dürfen nur solche Kinder erhalten, deren geistiger und körperlicher Zustand nach vollendeter Schulpflicht erwiesenermaßen die Erreichung des Zweckes der Volksschule nicht mehr erwarten läßt.“ (§ 15 der Schul- und Unterrichts-Ordnung vom 20. August 1870.)

## XXV. (Unanständige Bilder und bedenklicher Inhalt in Zeitungen und Zeitschriften.)

Die Bilder, welche den Zündholzschächtelchen und anderen dergleichen Dingen in größeren oder kleineren Paketchen aufgepappt sind und so den Weg in Häuser und Familien finden, sind in neuerer Zeit ein sehr gefährlicher Feind unserer Jugend geworden; denn zumeist werden höchst lüsterne Darstellungen zu diesem Zwecke gewählt. Es scheint System darin zu liegen, auch das Landvolk und die Jugend zu verderben. Wenn man bedenkt, wieviel dieses Zeug gekauft wird, wie die Eltern meist ihre Kinder zum Krämer schicken, wie sehr die Kinder auf gemalte Bilder fahnden, wie begierig sie dieselben jenachdem oft schon im Heimgehen ablösen, verstecken, mit Begierde betrachten, einander zeigen und vertauschen, so kann man sich einen Begriff davon machen, welch ein Verderben solche Bilder anstiften. Je nobler manche Firmen, desto häufiger, größer und verfänglicher die Bilder. Wie oft trifft man selbst in guten ländlichen Häusern, auf Gängen, in Wohnzimmer und Aborten Bilder, die man um keinen Preis die Kinder sehen lassen sollte. Wie mag es nun erst in Familien mit schlechter Kinderzucht bestellt sein und wie verderblich mögen wieder solche Kinder wirken! Dafs man mit der modernen Gesetzgebung diesen Geschäftspraktiken kaum beikommen kann, ist leider nur zu wahr. Umso mehr aber mögen Seelsorger, Lehrer und Eltern zusammenhelfen zum Schutze der bedrohten Jugend und besonders auch auf die Kaufleute und Krämer einwirken, damit diese bei ihren Bestellungen sich gegen solche Bilder verwahren und schlipfrige Bilder von solchen Paketchen entfernen. Da es aber stets Kaufleute gibt und geben wird, die schon der Concurrenz und des lieben Geldes wegen Pakete mit solchen Bildern abgeben, unbekümmert darum, wie viele jugendliche Seelen sie verderben, so mögen die Eltern nicht durch ihre Kinder, sondern selbst die Einkäufe besorgen. Von besonderer Wichtigkeit für die sittliche Erziehung der Kinder ist es auch, dafs Katecheten und Lehrer die Zeichnungen und Schreibereien derselben in der Schule genau überwachen. Wie viele Unanständigkeiten finden sich nicht häufig an den Tischen und Bänken öffentlicher Anlagen, in allgemein zugänglichen Retiraden; wie viele in den Schullocalen selbst an Schulbänken, Tafeln und anderen Geräthen vor; welch unziemliche Bilder und Brieflein circulieren nicht oft verstoßlenerweise zwischen den Schülern und Schülerinnen! Man traut kaum seinen Augen, wenn man bei Aufdeckung solcher Dinge in den Abgrund bodenloser Verderbtheit in den scheinbar unschuldsvollen Kinderseelen hinabblickt. — Da ist es heilige Pflicht des Erziehers, mit weiser Vorsicht, aber auch mit der wachsamsten Schärfe gegen die Anstifter solch schändlichen Unternehmens vorzugehen. Man verhalte alle verlässlichen Schüler, bei Entdeckung unsittlicher Abbildungen und Schreibereien in Aborten oder wo immer, dieselben sofort dem Auge unkenntlich zu machen oder zu vernichten und unter Gewissenspflicht den Urheber derselben dem Lehrer oder Katecheten bekanntzugeben.

Aus dem Aussehen des Abortraumes kann man in dieser Beziehung nicht unschwer auf den sittlichen Zustand einer Schulklasse schließen.

Vielfach nöthig ist es auch, Eltern und Erzieher darauf aufmerksam zu machen, wie verderblich es sei, den Kindern alle möglichen illustrierten Zeitschriften und Bücher in die Hände zu geben. Das Kind versteht ja noch nicht, was das Bild besagt, meint man; es kann ja noch gar nicht lesen, was dabei steht. — Ja es kann nicht lesen; aber noch tiefer als der Buchstabe und das Wort drückt sich die kisterne Vorstellung in die Kindesseele ein und bleibt zumeist unauslöschlich darinnen haften.

Ebenso bedenklich ist es, den Kindern ungehindert alle Tageszeitungen lesen oder sich aus denselben vorlesen zu lassen in der Meinung, das Kind verstehe sie noch nicht. — Jede Zeitung enthält unter den Rubriken „Gerichtssaal“, „Theater“, „Tagesneuigkeiten“, ic. Dinge, welche dem Kinde nicht geoffenbart werden sollen; und wenn es nicht alles versteht, so denkt es schon solange darüber nach oder erkundigt sich da und dort, bis es Klarheit über die Sache erhält.

M.

**XXVI. (Verpflichtung eines Pfarrers zum Unterhalte eines Cooperator's.)** Die Verpflichtung eines Pfarrers, einen Cooperator aus dem Pfründeneinkommen zu erhalten, welche Verpflichtung durch Ueberweisung dieser Last auf das Vermögen einer Filialkirche beseitigt ist, lebt durch Abtrennung dieser Filialkirche als eigene Pfarre nicht auf.

Der interessante Thatbestand des diese Entscheidung des k. k. Reichsgerichtes veranlassenden Processes war Folgender: Bei einer Pfarre war ein Hilfspriester installiert, dem laut eines aus dem Jahre 1789 datierten Commissionsprotokolles die Verpflegung und Congrua aus dem Pfründeneinkommen der Pfarre gebührte. Allein beide Seelsorger waren bei dem großen Umfange des Pfarrbezirkes außerstande, ihren Pflichten nachzukommen, weshalb ihnen von den Conventualen eines im Pfarrbezirke befindlichen Dominicanerklosters Aushilfe geleistet wurde. Nach Aufhebung dieses Klosters wurde über Ansuchen des damaligen Pfarrers demselben ein zweiter Hilfspriester zugewiesen, dessen Congrua aus dem Religionsfonde geleistet wurde. Im Jahre 1856 ist jedoch der damalige Pfarrer um die Bewilligung eingeschritten, die Dotierung des bis dahin aus dem Pfründeneinkommen gezahlten Cooperator's auf das hinreichende Vermögen der zur Pfarre gehörigen Filialkirche zu M. überweisen zu dürfen, und es wurde diesem Ansuchen auch mit einem Erlasse der competenten k. k. Statthalterei im Hinblick auf die dem Pfarrbeneficium obliegende Verpflichtung zur Abhaltung des Gottesdienstes in dieser Filialkirche Folge gegeben. Hiedurch wurde der Pfarrer von der ihm bis dahin obliegende Verpflichtung, einen Cooperator aus seinem Pfründeneinkommen zu erhalten, entlastet, und diese Entlastung dauerte auch dann noch fort, als im Jahre 1865 die Filialkirche zur Pfarre erhoben und infolge dessen die zweite Hilfspriesterstelle bei der Pfarre nicht mehr besetzt worden war, da die k. k. Statthalterei dem bei der Pfarre verbliebenen einzigen Hilfspriester die Dotation aus dem Religionsfonde flüssig erhielt und bis zum Jahre 1874 anstandslos auszahlte. In diesem Jahre nun gelegentlich der neuerlichen Besetzung der Hilfspriesterstelle wurde die Dotation desselben aus dem Religionsfonde ein-

gestellt und die k. k. Statthalterei wies den Pfarrer an, von nun an dem Hilfspriester die Congrua aus dem Pfründeneinkommen ausbezahlen. Der Recurs des Pfarrers, der seit 1871 installiert war, blieb ohne Erfolg und der Pfarrer leistete aus seinem Pfründeneinkommen dem Cooperator bis voriges Jahr die Congrua, wo er endlich die Entscheidung des k. k. Reichsgerichtes in diesem Falle provocierte, das ihn von der Verpflichtung, seinen Cooperator aus dem Pfründeneinkommen zu erhalten, entlastete und das k. k. Ministerium in die Rückerstattung aller vom Kläger seit dem Jahre 1874 an den Cooperator geleisteten Gelder verurtheilte, jedoch die Gerichtskosten gegenseitig aufhob, weil bei der Zweifelhaftheit des Falles das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht allerdings Grund haben konnte, es auf eine richterliche Entscheidung ankommen zu lassen. Der Motivierung entnehmen wir folgende Stelle: Weder nach dem canonischen Rechte, noch nach dem österreichischen Staatskirchenrechte, wie es bis zum Erschließen des Congruagesetzes vom 19. April 1885 (R. G. B. Nr. 47) bestand, noch endlich nach diesem letzteren besteht eine allgemeine und grundsätzliche Verpflichtung des Pfründenbesizers, den Gehalt seines Hilfspriesters aus dem eigenen Einkommenüberschusse zu bezahlen; diese Verpflichtung lastet nur dann auf dem Pfründeneinkommen, wenn ein specieller Verpflichtungsgrund hiezu vorliegt.

Nachdem zur Zeit, als der Kläger als Pfarrer installiert wurde, das Pfründeneinkommen der Pfarre mit der Verpflichtung, aus demselben den Gehalt des Cooperators zu bestreiten, nicht belastet war, konnte ihm diese Verpflichtung, durch welche das bei dem Antritte seines Amtes mit demselben verbundene Einkommen geschmälert würde, nachträglich nicht einseitig auferlegt werden und er war berechtigt, zu verlangen, daß die Congrua seines Cooperators auch weiterhin aus dem Religionsfonde bezahlt werde. (Erkenntnis des k. k. Reichsgerichtes de dato 17. Jänner 1896, Z. 357 et 1895.)

Torskie (Galizien).

Dr. Josef Schebesta.

**XXVII. (Friedhöfe sind nicht Sanitäts-, sondern Cultusanstalten.)** Gelegentlich eines concreten Falles suchte eine beschwerdeführende Gemeinde vor dem Verwaltungsgerichtshofe aus § 3 lit. d. des Gesetzes vom 30. April 1870 R. G. B. Nr. 68 zu deducieren, daß Beerdigungsplätze im Sinne der neueren Gesetzgebung nicht Cultusanstalten, sondern lediglich Sanitätsanstalten, daher der Aufsicht der kirchlichen Behörden entrückt seien. Allein, sagt dagegen das Erkenntnis des Verwaltungsgerichtshofes, diese Ansicht wird schon durch den Hinweis auf Artikel 12 Gesetz vom 25. Mai 1868 R. G. B. Nr. 49 widerlegt; denn indem dieses, im V. Abschnitte die interconcessionellen Verhältnisse der Staatsbürger in Beziehung auf Begräbnisse regelnde, also für die vorliegende Frage zunächst maßgebende Gesetz im berufenen Artikel bestimmt, daß keine Religionsgemeinde in den sub eins und zwei des Artikels angeführten Fällen der Leiche eines ihr nicht Angehörigen die anständige Beerdigung auf ihrem Friedhofe versagen darf, spricht es deutlich aus, daß für die einzelnen Religionsgenossenschaften nach wie vor besondere Friedhöfe bestehen können und dieselben nur in den vorgesehenen bestimmten Fällen auch der Benützung

zur Beerdigung der Leichen Andersgläubiger offen stehen müssen. Diese den einzelnen Religionsgenossenschaften eigenen Friedhöfe, d. i. die sogenannten confessionellen Friedhöfe, sind aber zweifellos kirchliche oder Cultusanstalten, da sie für ein bestimmtes Religionsbekenntnis errichtet und nach dem Ritus dieses Religionsbekenntnisses geweiht sind und auf denselben kirchliche Functionen ausgeübt werden. Hieran hat das Gesetz vom 30. Mai 1870 R. G. B. Nr. 68 nichts geändert, denn in diesem Gesetze können schon nach seinem Gegenstande — Organisation des öffentlichen Sanitätsdienstes — Vorschriften über die rechtliche Natur und den Charakter der Friedhöfe, insoweit es von diesen handelt, keinen Platz haben und kann daher aus der Bestimmung des § 3 lit. d desselben, welche die Errichtung, Instandhaltung und Ueberwachung der Begräbnisplätze als eine Angelegenheit der dem selbstständigen Wirkungskreise der Gemeinden zugewiesenen Gesundheitspolizei erklärt, nicht gefolgert werden, daß die für einzelne Religionsgenossenschaften bestehenden Friedhöfe ihres confessionellen Charakters entkleidet und nunmehr als allgemeinen Sanitätszwecken dienende Communalanstalten anzusehen seien, vielmehr ist durch obige Bestimmung gesetzlich nur festgestellt, daß der Gemeinde die Verpflichtung obliegt, insoweit es die öffentliche Gesundheitspflege erfordert, insoweit also nicht anderweitig entsprechend vorgesorgt ist, Beerdigungsplätze herzustellen und in Stand zu halten, sowie dieselben zu überwachen und folgt hieraus nur, daß alle Friedhöfe ohne Unterschied, ob sie eine allgemeine oder eine auf eine specielle Religionsgenossenschaft beschränkte Bestimmung haben, hinsichtlich der Handhabung der sanitären Vorschriften der Gemeinde unterstehen. (Erkenntnis des k. k. Verwaltungsgerichtshofes vom 2. März 1895, Z. 1113.)

Dr. Schebesta.

**XXVIII. (Zur gültigen Eheschließung österreichischer Staatsbürger, die zeitweilig im Auslande sich aufhalten.)** Vor dem obersten Gerichtshof wurde folgender Fall verhandelt: A. und B., beide österreichische Staatsbürger und römisch-katholischer Religion, schlossen in Rumänien, wo sie sich bloß zeitweilig aufhielten, vor dem römisch-katholischen Pfarrer mit Beobachtung der im § 75 a. b. G. B. vorgeschriebenen Formlichkeiten eine Ehe. Nach ihrer Rückkehr nach Oesterreich beehrte A. die Ungültigkeitserklärung der Ehe, weil nach Artikel 151 des rumänischen bürgerlichen Gesetzes zur Gültigkeit einer Ehe gefordert wird, daß dieselbe öffentlich vor dem Standesbeamten des Wohnortes des einen Eheheils geschlossen werde.

Von beiden unteren Instanzen wurde A. mit seinem Begehren abgewiesen und der k. k. oberste Gerichtshof bestätigte diese Abweisung, weil die von österreichischen Staatsbürgern während ihres zeitweiligen Aufenthaltes im Auslande mit Beobachtung der Bestimmungen des österreichischen Eherechtes eingegangene Ehe gültig ist, wenn auch dabei die Eheschließungsform des ausländischen Gesetzes nicht beobachtet wurde. (Entscheidung des k. k. obersten Gerichtshofes vom 20. November 1895, Z. 12.254.)

Dr. Schebesta.

**XXIX. (Bedingung für das „Armendrittel“.)** Wer in Absicht auf das Armendrittel, als „in wahrer Armut“ lebend, an-

gesehen werden könne, lehrt folgendes Erkenntnis des k. k. Verwaltungsgerichtshofes: Zwei Verwandte erheben auf den Nachlass eines ihnen verwandten Priesters außer dem ihnen gebührenden Drittel noch Anspruch auf das Armendrittel, wurden aber mit ihrem Begehren abgewiesen unter folgender Begründung: da nach den Bestimmungen des Hofdecretes vom 6. Februar 1792 und des Hofkanzleidcretes vom 16. September 1824 die Beschwerdeführer als Verwandte des Erblassers auf die ausnahmsweise Begünstigung, aus dem den Armen zugefallenen Drittel theilhaft zu werden, nur dann Anspruch erheben können, wenn sie in wahrer Armut leben und da nach den Bestimmungen des Heimatsgesetzes und des böhmischen Armengesetzes nur derjenige als arm anzusehen ist, der unter der Voraussetzung des Unvermögens, den Unterhalt für sich und eventuell für seine Familie mit eigenen Kräften zu beschaffen, auf die Armenversorgung durch die Gemeinde verwiesen wäre, so könnte der durch die angefochtene Entscheidung abgelehnte Anspruch der Beschwerdeführer als rechtsbeständig nur dann erkannt werden, wenn die Beschwerdeführer dargethan hätten, daß sie im Sinne der gesetzlichen Bestimmungen nach ihren Vermögens- und Erwerbsverhältnissen den in wahrer Armut Lebenden beigezählt werden könnten. Dies fand jedoch der Verwaltungsgerichtshof bei den beiden Beschwerdeführern nicht, wiewohl der eine 65 Jahre alt, gänzlich vermögenslos und gemäß ärztlichen Zeugnisses wegen seines Alters und eines bestimmten Gebrestes erwerbsunfähig; der zweite Beschwerdeführer, eine Frau, 72 Jahre alt, ebenfalls wegen dieses Alters und eines constatirten Bruchleidens erwerbsunfähig ist. Allein der erste Beschwerdeführer verdient laut amtlichen Zeugnisses, wenn auch mühevoll, den ortsüblichen, zu seinem, seiner Gattin und seiner drei Kinder nothdürftigsten Unterhalt kaum hinreichenden Tagelohn; während die Frau ein in freier Wohnung und in einigen Naturalien bestehendes Ausgedinge besitzt, welches jedoch nach dem Gutachten der betreffenden Gemeinde kaum zum halbjährigen Unterhalt ausreicht. In diesen Umständen, wie darin, daß der ihnen zugefallene Erbtheil ein solcher ist, in Rücksicht auf welchen die Beschwerdeführer nicht weiter als arm angesehen werden können, fand der Gerichtshof die Abweisung der Beschwerdeführer durch die unteren Instanzen gerechtfertigt. (Erkenntnis des k. k. Verwaltungsgerichtshofes vom 26. September 1894, B. 3532.)

Dr. Schebesta.

**XXX. (Was hat zu geschehen, wenn eine nicht gefährlich kranke Person die heilige Oster-Communion, ohne nüchtern zu sein, empfangen will?)** Ein Priester berichtet dem Ami du clergé folgenden Fall: In seiner Pfarre gibt es eine glaubensstarke Person, die an einer Krankheit leidet, welche sie zwingt, Tag und Nacht Nahrung zu sich zu nehmen, ein Umstand, der die früheren Seelsorger zwang, ihr nie seit diesem Zustande die Ostercommunion zu reichen. Kann derselben die heilige Ostercommunion gereicht werden? Es ist nur erlaubt, einem Nichtnüchternen die Communion zu reichen in der Todesgefahr, das ist Kirchengesetz. Der Bischof kann, weil es ein allgemeines Gesetz ist, nicht davon dispensieren. Aber der Papst kann Dispens ertheilen und thut es in Fällen wie in dem vorstehenden. Es bleibt in diesem Falle

nichts übrig, als entweder den Bischof zu bitten, die heilige Communion einer solchen Person gleich nach Mitternacht bringen zu dürfen oder dem Papste ein Dispensgesuch von der erforderlichen Nüchternheit vorzulegen.

Freistadt.

Professor Dr. Herm. Kerstgens.

**XXXI. (Die Antworten der römischen Congregationen.)** Die römischen Congregationen gebrauchen in ihren Antworten und Entscheidungen in der Regel kurze, stereotype Formeln, deren Bedeutung man kennen muß. Am häufigsten lautet die Antwort einfach affirmative oder negative; die Bedeutung dieser Worte ist klar; nur heißt es oft genau acht geben, auf welches Incisum der Anfrage sie sich beziehen. Manchmal haben sie noch den Beisatz „et amplius“, welches bedeutet, daß die Sache als entschieden und deshalb nicht mehr vor die Congregation zu bringen ist. — „Ad mentem“ bedeutet, daß die Congregation nicht bloß den Zweifel gelöst oder die Sache entschieden, sondern der Entscheidung noch specielle Bemerkungen beigelegt habe. Diese werden nur dem Fragesteller mitgetheilt oder der Entscheidung beigelegt m. d. W. mens est etc. — Wenn ein Beschluss dem Papste zur speciellen Bestätigung oder Gewährung vorgelegt wurde, heißt es „verbo facto cum Sanctissimo“; wurde die Sache dem Papste vorgetragen, aber nicht gewährt, so heißt es „relatum“. — „In decretis“, „in decisis“ heißt, es bleibt bez. einer öfter vorgebrachten Sache bei der ersten Entscheidung. „Dilata“ bedeutet, daß die Congregation die Sache in Suspens läßt, um sie gründlicher zu untersuchen. „Lectum“ bedeutet, daß das Petition zurückgewiesen; „non proposita“ — „reponatur“, daß keine Antwort gegeben, das Petition aber im Archiv hinterlegt wurde. Ungehörige und müßige Anfragen werden zurückgewiesen mit „nihil.“ Petition, deren Gewährung nicht opportun scheint, mit „non Congruere“, „non expedire.“ Wenn es sich um Fragen handelt, deren Lösung sich ohnedies in den Worten der Theologen findet, oder um Entscheidungen, welche die Congregation nicht geben will, so lautet die Antwort: „Consulat probatos auctores“. Kerstgens.

**XXXII. (Zur Trauung ungarischer Staatsbürger in Todesgefahr.)** Wenn es sich um die Trauung eines in Todesgefahr schwebenden ungarischen Staatsangehörigen handelt, und voraussichtlich die Zeit zur Einholung eines Ehefähigkeitszeugnisses ermangelt, so kann nach einer Auskunft des königlich ungarischen Ministeriums am allerhöchsten Hoflager die Trauung ohne das Ehefähigkeitszeugnis vorgenommen werden, wenn nach österreichischem Rechte ein Hindernis gegen dieselbe nicht besteht.

**XXXIII. (Liturgische Fragen.)** In der Consecrationsurkunde der Epitalkapelle N. vom Jahre 1635 heißt es: „Wir haben die Kapelle N. V. J. zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit und der heiligen Elisabeth, der seligsten Jungfrau und des heiligen Augustin und in derselben drei Altäre geweiht: den Hochaltar zu Ehren der heiligsten Dreifaltigkeit und der heiligen Elisabeth, den an der Evangelienseite zu Ehren der allerheiligsten Jungfrau und den an der Epistelseite zu Ehren des heiligen Augustin. Es fragt sich nun: Ist die Kapelle noch consecrirt, nachdem während der Revolution die

drei Altäre zerstört und später durch drei andere nicht consecrirte ersetzt sind; welches ist ihr Titel; welche liturgischen Verpflichtungen walten ob bezüglich des öffentlichen Cultus und des Beneficiaten; ist der Letztere zu allen liturgischen Obliegenheiten bezüglich des Localpatrones, obgleich er der Pfarrkirche nicht ascribirt ist, verpflichtet; endlich, was hat zu geschehen, wenn ein Fest auf den kommenden Sonntag verschoben wird, dasselbe aber schon in der Kapelle gefeiert ist?

Wir beantworten die obigen Fragen nach der Reihenfolge nach dem *Ami du clergé* Jg. XIX. n. 20. Die Kapelle behält ihre Weihe, da eine Kirche dieselbe nur im Falle gänzlicher Zerstörung verliert. (I. C. R. 27. Febr. 1847.) Dieselbe behält ihre alten Titel und der Bischof selbst kann sie nicht ändern. (I. C. R. 11. Mart. 1843.); sie können alle Hauptpatrone oder wie hier scheint, die allerheiligste Dreifaltigkeit der Haupttitel, die allerjüngste Jungfrau und der heilige Augustin Nebenpatrone sein; die Titularfeste legen nicht die Verpflichtung auf des Messehörens und der Enthaltung von knechtlicher Arbeit; sie müssen gefeiert werden: die ersten als *duplicita* 1. cl. c. O., die Feste der Nebenpatrone als *duplicita majora* ohne Octave. Der Beneficiat muß also unter dem genannten Ritus diese Officien recitieren. Versteht man unter dem Localpatron den der Pfarrkirche, so ist klar, daß der Beneficiat dessen Officium zu beten nicht gehalten ist; handelt es sich aber um den Orts- oder Stadtpatron, so ist er zu dessen Officium verpflichtet *sub ritu duplici* 1. cl. c. O. Wird ein Fest in der Pfarrkirche auf den folgenden Sonntag verschoben, so muß er es dennoch, wenn er es auch in seiner Kapelle schon gefeiert hat, am folgenden Sonntag feierlich begehen.

Dr. Kerstgens.

#### XXXIV. (Zur Uebernahme von Messstipendien.)

Jemand hat testamentarisch die Summe von 180 Frks. für Messen legiert. Der Pfarrer, dem der Legatar die Summe übergab, schickt einem anderen Priester die Summe mit den Worten: „120 Messen für M. K. (150 Fr.).“ In der Pfarrei des Letzteren beträgt das Messstipendium 2 Fr. Es fragt sich, ob derselbe berechtigt ist, die dieser Summe entsprechende Anzahl Messen à 2 Fr. zu lesen. *L'ami du clergé* Nr. 34 — 1897 antwortet: Hat der Pfarrer die Zahl und das Honorar für die einzelne Messe fixirt, so ist es nicht gestattet ohne Einverständnis mit ihm diese Bedingungen zu ändern. Er macht ein Angebot; nimmt man dasselbe ohne Bemerkung an, so verpflichtet man sich die gestellten Bedingungen zu erfüllen. Es wäre möglich, daß er sich dem Legatar gegenüber zu der von ihm geforderten Zahl verpflichtet hätte. Wenn er sich aber keineswegs verpflichtet hätte, so mußte man zu sehen, ob sich das Einverständnis des Legatars voraussetzen ließe behufs Verminderung der Zahl der Messen. Man ist nicht verpflichtet, die Messen zu einer Taxe anzunehmen, die der der eigenen Diocese nicht gleichkommt, aber man ist ebenfowenig verpflichtet, diese Taxe zu zahlen. Dr. Kerstgens.

XXXV. (Unterschied zwischen Kirche und öffentlicher Kapelle.) Diese Anfrage wurde von der Miten-Congregation am 22. Juli 1855, num. 5215, 3, wie folgt beantwortet: „*Ecclesia intelligitur, quae eo potissimum fine aedificatur, ut publico fidelis populi*

usui deserviat. Cappella publica vero, quae licet ingressum habeat in publica via, attamen non tam fidelis populi libero usui destinata, quam alicuius Familiae, vel Collegii commoditati“.

Außerpfitzsch (Tirol).

Peter Alberà, Pfarrer.

**XXXVI. (Wer ist der Verabreicher?)** In vielen Gasthäusern werden die Speisen und Getränke dem Kellner aufgeschrieben und er hat sie zu einem festgesetzten Preise zu vergüten. Das Uebrige geht dann auf sein Misico. Der Cassationshof hat mit Erkenntnis vom 15. December 1893, Zl. 12169, entschieden, daß auch bei einer solchen Einrichtung der Wirt der verantwortliche Verabreicher der Speisen und Getränke an die Kunden sei, und daß er mit dem Kellner höchstens einen Lohnvertrag nach § 1173 des allg. bgl. Gesetzbuches habe. Alberà.

**XXXVII. (Was ist zur Bestreitung der Vaterschaft erforderlich?)** In dem nach § 158 des allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuches eingeleiteten Rechtsstreite hat der vernünftliche Vater nicht die Unmöglichkeit der Bewohnung, sondern die Unmöglichkeit der Zeugung zu erweisen. Die Aussage der Kindesmutter ist nicht gänzlich, sondern nur „für sich allein“ ohne Beweiskraft (Erkenntnis des obersten Gerichtshofes vom 31. October 1893). Alberà.

**XXXVIII. (Wie kann der Priester verhüten, daß zuviel Wasser beim Offertorium in den Wein kommt?)** Da nur ganz wenig Wasser ad Offertorium Missae in den Opferwein eingegossen werden soll, so empfiehlt es sich, daß, wo der usus parvi cochlearis nicht besteht, 1. mit dem Wein nicht allzusehr gespart werde, 2. daß die gläserne ampulla aquae mit einer Röhre versehen sei, oder 3. wo dies nicht der Fall ist, dieselbe voll angefüllt werde, damit sie beim Eingießen des Wassers nur ein wenig geneigt zu werden brauche, um bequem nur einige Tropfen Wasser abfließen zu lassen. Oder lasse man, 4. bevor das Wasser in den Kelch eingegossen wird, etwas Wasser aus dem Messkännchen auf die Platte (pelvicula) abfließen, worauf sich dann leichter, beim Eingießen des Wassers in den Kelch, einige Tropfen lösen. 5. Wäre man im Zweifel, so gieße man gleich noch etwas Wein hinzu in den Kelch, weshalb 6. der Ministrant erst nach Eingießen des Wassers in den Kelch, und nicht früher, die beiden Messkännchen mitfsammen und sammt Tasse (pelvicula) wegtragen soll.

Die Wichtigkeit der Sache liegt auf der Hand, wenn man die Worte des Missale Romanum (De defectibus in celebratione Missae occurrentibus, IV. de defectu vini) erwägt: „Si vinum . . . vel ei admistum tantum aquae, ut vinum sit corruptum: non conficitur Sacramentum. Weswegen auch das Missale (Ritus servandus in celebratione Missae VII.) vorschreibt: „et infundens parum aquae in Calice . . .“, — wozu Savanti (Thesaurus S. Rituum, editio Merati, pars II tit VII) bemerkt: „et eo minus aquae, quo vinum est debilius, ut in vinum citius converti queat ante Consecrationem“. Dieselben Stellen citiert auch der heilige Alphons Liguori (Liber de caeremoniis Missae).

Königsgrätz (Mähren.)

Prof. Dr. Vinzenz Nuth.

**XXXIX. (Beförderung des Kindheit Jesu = Vereines.)** In meiner früheren Seelsorge = Station N. brachte ich den Kindheit Jesu = Verein zu einer Blüte, daß erstens spiritualiter ein großes Interesse und bedeutendes Verständnis für dessen Wesen und Ziele, zweitens materialiter ein Ergebnis von über 70 fl. jährlich sich ergab, und zwar auf folgende Weise: Ich stellte in der heiligen Christzeit dreimal, nämlich an den Festen nativitat, circumcisonis und epiphaniae nach der nachmittägigen Andacht eine Kindheit Jesu = Vereins = Andacht an, welche überaus zahlreich besucht und mitgemacht wurde. Sie bestand aus einem kurzen, populären Vortrag über die Zwecke dieses Vereines (zum Beispiel machte ich am heiligen Drei Königsfeste darauf aufmerksam, daß man dem Jesukinde nicht Gold darzubringen braucht, daß auch Silber, Nickel oder Kupfer genügt), ferner aus zwei Kindheit Jesu = Vereins = Liedern, in deren Mitte die Kindheit Jesu = Vereins = Kitanai abgebetet wurde, alles bei der Krippe. Ich hatte dazu jedesmal die von der Diöcesan = Direction Hinz zugeschickten Blättchen vertheilt und die Kinder durch die Schulkinder vom Lehrer einüben lassen, alles wurde mit gefühlvollem Verständnis und inniger Freude seitens der Kinder und Erwachsenen abgewickelt und ergab als Frucht Begeisterung und Verständnis für den Verein, andererseits eine gefüllte Krippencassa, deren Devise ich selbst ober ihrem Standorte gemalt hatte. Ein Beweis des Verständnisses der Vereinszwecke ist das äußerst fleißige Lesen der Jahreshefte und das fleißige Beten für die Heidenkinder, wie ich mich manchmal überzeugen konnte.

St. Georgen a. d. Gusen.

J. M.

**XL. (Zum Erst = Beicht = und = Communion = Unterrichte.)** Wieder ist die Zeit da, wo die Katecheten mit dem Beicht = und Communion = Unterrichte vollauf beschäftigt sind. Eine mühevollen, aber segensreiche Arbeit! Bitter ist es jedenfalls für den Katecheten, wenn die „schlimmeren Kinder“ auch bei diesem Unterrichte kein Interesse zeigen und durch ihr Betragen denselben stören. Welche Praxis ist nun solchen Kindern gegenüber einzuschlagen? Manche Katecheten helfen sich damit, daß sie einfach solche Kinder nach mehrmaliger Ermahnung bis auf weiteres vom Sacramentsempfange ausschließen. Infolge dieser Praxis kommt es, daß man mancherorts thatsfächlich Kinder im Alter von 12 und 13 Jahren findet, die noch nie beichten gegangen sind. Warum? „Wir haben nicht gehen dürfen.“ Ist nun eine solche Praxis wohl pastoralflug? Gewiß nicht! Es mag ja Fälle geben, wo sich dieses Vorgehen empfiehlt; so zum Beispiel bei Kindern, die noch jung genug sind, um mit dem Empfang der heiligen Sacramente warten zu können, oder in Fällen, wo man gewichtige Gründe hat zu fürchten, das betreffende Kind werde das Sacrament unwürdig empfangen. Aber Kinder, bei denen es ohnehin des Alters wegen schon höchste Zeit ist, noch ausschließen, kann wohl nicht pastoralflug sein. Da muß der Katechet sich schon um andere Mittel umsehen, um zum Ziele zu gelangen. Gerade Beicht = und Communion = Unterricht eignen sich ja vortreflich, um selbst auf verdorbene Kinderherzen einen nachhaltigen Einfluß auszuüben; natürlich muß dieser Unterricht mit Herz und Gemüth

ertheilt werden; Man kann ja — und solche Mühe darf nicht gescheut werden — träge und verdorbene Kinder nach dem Unterrichte zurückbehalten, herzliche, eindringliche Mahnungen an sie richten, gleichwie ganz schwachtalentierte auch eine besondere Mühe erheischen. So soll also der Katechet mit allen Mitteln dahin arbeiten, auch solche Kinder zum Empfange der heiligen Sacramente, was Verstand und Herz anbelangt, genügend vorzubereiten, hoffend, es werde die Gnade des Sacramentes imstande sein, das Herz des Kindes umzuwandeln, und es werde die erste Beicht oder Communion ein Wendepunkt zum Besseren sein. —

**XLI. (Geistliche Communion.)** Im Winter des Jahres 1894 mußte ich eine an heftiger Lungenentzündung erkrankte Frauensperson versehen. Sie war eine arme Häuslerin, verehelicht, und pflegte mindestens alle sechs Wochen die heiligen Sacramente zu empfangen. Andächtig und ergeben in Gottes heiligem Willen empfing sie die heiligen Sterbesacramente; unter anderem sagte sie auch folgende schöne und erbauende Worte: „Wenn ich wieder gesund werden sollte, mit welcher Freude will ich dann wieder in die Kirche gehen und bald wieder die heiligen Sacramente empfangen; jedesmal, wenn ich an Sonn- und Feiertagen der heiligen Messe beizuhöhen, denke ich mir bei der Communion des Priesters: »O mein Gott, könnte ich doch auch ein Stückchen von des Herrn Pfarrers heiliger Hostie haben!« Welch ein kindlich einfacher modus der geistlichen Communion! Ich benützte die Gelegenheit, um der frommen Seele zu ihrem Troste noch Einiges über die dem Heiland so wohlgefällige Übung der geistlichen Communion zu sagen. (Correspondenz.)

**XLII. (Nutzen der Osterbeichtzettel.)** In manchen Pfarrgemeinden werden die Beichtzettel nicht mehr eingesammelt; dennoch sollte jedes Beichtkind einen erhalten. In das Gebetbuch hineingelegt, ist er eine beständige Mahnung an die Osterpflicht und im Falle der Unterlassung eine beständige Nüge. Wo sie nicht mehr ausgeheilt werden, geht das Bewußtsein der so strengen Pflicht um so schneller verloren.

**XLIII. (Des Pfarrers Trinkgeld.)** P. Hattler S. J. berichtet in seinen „Edelsteinen für die Himmelstürne“, folgendes, das er aus dem Munde eines Priesters vernommen und das für die Zeit der Jahreswende besonders opportun erscheint: „Ich hatte am Allerheiligenfeste die Predigt in M. Da sah ich beim Herrn Pfarrer einen ganzen Stoß von Kalendern. Regensburger-, Einsiedler-, Glücksrad-, Volks-Kalender. „Ja, um Gotteswillen, was machen Sie mit dem Haufen Kalender, Herr Pfarrer?“ „Das ist sehr einfach“, antwortete er, „ich habe es satt, immerfort Trinkgelder zu zahlen, die höchstens vertrunken werden; da habe ich mir vorgenommen, statt eines Trinkgeldes einen guten Kalender zu geben. Erstens thue ich damit ein gutes Werk, denn der Meinertrag von vielen solchen Kalendern ist für einen frommen Zweck, wie vom Glücksrad-Kalender für die armen Waisenkinder; zweitens hat der Beschenkte an Wert oft mehr und dazu noch was Bleibendes; drittens profitiert die ganze Familie davon und zwar in vieler Beziehung, und viertens kommt es mich selbst nicht gar zu hoch, denn, wenn man gleich viele nimmt, so kommt gewöhnlich

aufs Dutzend ein Freieremplar. So gebe ich jetzt den Ministranten, den bravsten Schulkindern, den Kindern und Dienstboten, die mir etwas zu überbringen haben und den Wohlthätern meiner Kirche einen Kalender“.

**XLIV. (Sind die Friedhof- und Begräbnis-Vortragserucifixe vom Passionssonntage bis zum Charfreitag zu verhüllen?)** Nach dem Ceremoniale Eporum (I. II. c. XX. n. 3) sind in der diesbezüglichen Zeit nur jene Crucifixe zu verhüllen, welche sich in der Kirche (per ecclesiam) befinden. Das Friedhofskreuz fällt also nicht unter diese Rubrik. Nun könnte man zweifeln, ob das Begräbnisvortragkreuz, weil es gewöhnlich in der Kirche aufbewahrt wird, während der Passionszeit auch violett verhüllt sein sollte, wie das Processionskreuz überhaupt. Dieses wird allerdings zu bejahen sein, da das Begräbnisvortragkreuz vom sonstigen Processionskreuze nicht unterschieden wird. „Der Gebrauch, bei einer die Passionszeit treffenden Beerdigung von dem Processionskreuze das violette Velum wegzunehmen, ist zu verwerfen“, sagt „der Anzeiger f. d. k. G. D.“ Nur für die crux sine hasta, die bei den Kinderbegräbnissen zu verwenden ist, scheint uns dieses nicht ebenso klar, obwohl immerhin wahrscheinlich, weil auch diese ein Processionskreuz ist.

**XLV. (Was ist von der Benützung fremder, gedruckter Predigten zu halten?)** Die Benützung fremder Predigten, kann nützlich sein, kann aber auch Mißbrauch sein; in welchen Umständen und Verhältnissen gilt das Erstere, wann das Letztere?

Dr. Jakob Brand, Bischof von Limburg, schreibt in seinem Handbuche der geistlichen Beredsamkeit: „Das Lesen der Werke ausgezeichneter Kanzelredner verdient alle Empfehlung, wenn's geschieht, nicht um sie zu plündern, sondern um sie zu studieren“; man richte daher beim Durchlesen derselben die Aufmerksamkeit auf die Wahl, Entwicklung und Anordnung der Gedanken, auf den Plan und den Stil der Rede, auf die verwendeten Hilfsmittel, die Religions-Wahrheiten klar, gefällig und eindringlich darzulegen. Dieses Studium und diese Mühe vermehrt dann den Reichthum der Ideen, Gewandtheit und Abwechslung in der Darstellung, so daß man nicht so leicht in Gefahr kommt, sich auszuspredigen, sondern auch die nämliche Wahrheit von verschiedensten Standpunkten aus betrachten, und auf die mannigfaltigste Weise darstellen lernt, wodurch das Interesse der Zuhörer immer mehr gesteigert wird, durch den Reiz der Neuheit in der Verschiedenheit der Darstellung.

Als nachtheilig und als Mißbrauch ist jedoch häufig die Benützung fremder Predigten anzusehen, wenn sie nur dienen soll, zur Unterstützung der eigenen Bequemlichkeit und Trägheit, selbst eine eigene Predigt auszuarbeiten; denn 1. ist die Predigt in einem solchen Falle nur mechanisch eingelernt, wird daher nicht vom Herzen kommen, und auch nicht zu Herzen gehen. 2. Wird sie häufig dem Prediger selbst nicht gut anstehen, oder nicht gut für die Gemeinde passen, vor der sie gehalten werden soll, weil entweder zu hoch, oder zu allgemein, oder in Bildern und Darstellungsweise zu unverständlich. 3. Kann sie mitunter dem Prediger selbst Nachtheile und Verlegenheiten bringen, wie es mitunter schon schon geschehen ist, wenn zwei Prediger zufällig mit den gleichen fremden Fibern geschmückt auf der heiligen Stätte erschienen sind, und dasselbe Thema mit denselben Gedanken, ja mit denselben Worten behandelt haben. Uebrigens ist es ja auch vorgekommen, daß der Prediger seine Autorität bei manchem Laien eingebüßt und verloren hat, weil die Laien selbst ihm die Predigt in einem alten Predigt-Werke, das sie selbst besaßen, gedruckt zeigen konnten. Diese Ansichten und Grundsätze sind auch in Uebereinstimmung mit denen Sailer's, Massillon's, Bossuets und auch des Johann v. Avila. Fleiß im Erceipieren der

Predigten berühmter Kanzelredner, nicht aber das wörtliche Benützen derselben war es auch, was der sel. Bischof Michael Wirtman durch Wort und Beispiel anempfahlen und seine Predigten so musterhaft und wirksam auf seine Zuhörer gemacht hat.

Marienberg (Tirol).

P. Jos. M. Thuille O. S. B.,  
appr. Rector theolog. past.

**XLVI. (Ist das Hefgefeuer ein wirkliches Feuer, so wie das der Hölle?)** Dafs das Hölle Feuer ein wirkliches Feuer sei, ist zwar kein Glaubensartikel, aber es wäre sententia temeraria, wenn man es leugnen würde. Die heilige Pönitentiarie hat unter dem 30. April 1890 auf die Frage, ob man Pönitenten, welche behaupten, das Hölle Feuer sei nur ein metaphorisches, absolvieren könne, geantwortet: Hujus modi poenitentes diligenter instruendos esse et pertinaces non esse absolvendos. Dasselbe gilt aber nicht vom Hefgefeuer. Auf dem allgemeinen Concil von Florenz im Jahre 1439 wurde constatirt, dafs die Lateiner und die Griechen betreffs des Hefgefeuers ganz denselben Glauben hatten mit dem einzigen Unterschiede, dafs die Griechen unter den Peinen des Hefgefeuers die Traurigkeit und den Schmerz verstanden, während die Lateiner meinten, dafs die Seelen durch das Feuer gereinigt werden. Das Concil hat die Ansicht der Griechen nicht verworfen. Auch seither ist dies durch die Kirche nicht geschehen. Deshalb dürfte man einem Pönitenten aus dem Grunde allein, weil er an der Ansicht der Griechen festhält, die Absolution nicht verweigern, wenn sich auch die Ansicht der Lateinischen Kirche auf noch so wichtige Gründe und gewichtige Autoritäten stützt.

St. Florian.

Prof. Jos. Weiß.

#### **XLVII. (Entdeckung und Befehrung Grönlands.)**

Wie aus Briefen, die im Vatican aufbewahrt werden und von denen Abdrücke zur Welt-Ausstellung nach Chicago geschickt wurden, unzweifelhaft sich ergibt, hat das Christenthum schon im Anfange dieses Jahrtausends, also um mehrere hundert Jahre früher als Columbus Amerika entdeckte, in Grönland dem nordöstlichsten Theile dieses Continents geblüht. Schon vor dem Jahre 1000 hatten Norweger den Weg nach Grönland gefunden und um 1030 war das ganze Volk Grönlands zum Christenthum bekehrt.

**XLVIII. (Das Züchtigungsrecht der Lehrer und Geistlichen in Preußen betreffend)** hat das preussische Ober-Verwaltungsgericht anlässlich eines Specialfalles unlängst folgende Entscheidung gefällt: Der Lehrer ist zur Vornahme empfindlicher, körperlicher Züchtigungen, und zwar sowohl bei Schülern einer anderen, als auch bei solchen seiner eigenen Classe, absolut berechtigt. Da das Verhalten der Schüler auch außerhalb der Schule der Schulzucht unterliegt, so darf die Züchtigung seitens des Lehrers selbstredend auch außerhalb der Schullocalitäten stattfinden. Dasselbe Recht hat auch ein Geistlicher in seiner Eigenschaft als Religionslehrer. Die Schulzucht kann nur dann Gegenstand eines gerichtlichen Verfahrens werden, wenn eine merkliche oder wesentliche Verletzung stattgefunden hat. Als merkliche oder wesentliche Verletzung gilt aber nur eine solche, welche Gesundheit und Leben eines Schülers nachweislich gefährdet. Gewöhnliche Blutunterlaufungen, blaue Flecken und Striemen gehören nicht hierzu, denn jede empfindliche Strafe lässt solche Erscheinungen zurück.

## Literarischer Anzeiger.

(Unter dieser Rubrik bringen wir, solange der Raumangel andauert, Werke kleineren Umfanges oder wiederholte Auflagen größerer Werke zur Anzeige.)

- 1) **Zum 50jährigen Regierungs-Jubiläum Sr. Majestät des Kaisers von Oesterreich** erschien im Verlage des katholischen Pressevereines in Vinz eine Sammlung von patriotischen Declamationen, Prosa-Vorträgen an Schulkinder und Vereinsmitglieder und Inschriften zum Kaiser-Jubiläum unter dem Titel „Der patriotische Festdichter.“ Mit Original-Beiträgen von H. Proschko, A. Esser, F. Bergmann, L. Berman, schläger 2c. Im gleichen Verlage erschien aus der Feder des eminent patriotischen Jugendschriftstellers F. Zöhrer ein Lebensbild Sr. Majestät: „Hoch Habsburg“, schön ausgestattet. Preis 20 fr. Das Büchlein eignet sich für Schulen zur Massenverbreitung.
- 2) **Vogt, P. Peter, S. J., Maria in ihren Vorbildern.** Marienpredigten zurechtgelegt zu Lesungen auf die Feste der seligsten Jungfrau und für die Marienmonate Mai und October. Mit Approbation des bischöflichen Ordinariates Regensburg und Genehmigung der Ordensobern. Verlag von Friedrich Pustet in Regensburg, 1898. XVI und 383 Seiten. 8°. Preis M. 1.80.

Im Verlage von Herder in Freiburg im Breisgau sind erschienen:

- 3) **Der Zug nach Nicaragua.** Eine Erzählung aus der Zeit der Conquistadoren. Von Josef Spillmann, S. J.
- 4) **Beilage zum Katechismus** oder Kirchengeschichte, Kirchenjahr, Messopfer, Messianische Weissagungen, Vorbilder und Hauptgebete, zusammengestellt von Eduard Herbold, Pfarrer. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariates Freiburg, Siebente Auflage. Preis 40 Pf.
- 5) **Dremus!** Ein Gebetbuch für katholische Christen. Von Wilhelm Färber, Priester der Erzdiocese St. Louis. Auszug aus dem Gebetbuche „Lasset uns beten.“ Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Dritte Auflage. — Mit Titelbild. Preis brosch. 50 Pf., geb. 65 Pf. und höher.
- 6) **Philothea**, oder Anleitung zum gottseligen Leben vom heiligen Franz von Sales. Aus dem Französischen übersetzt von Heinrich Schröder. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariates Freiburg. Siebente Auflage, mit einem Titelbilde.
- 7) **Erbarme Dich unser!** Ein Gebetbuch für katholische Christen. Dritte Auflage. Auszug aus „Lasset uns beten!“ Von Wilhelm Färber, Priester der Erzdiocese St. Louis. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariates Freiburg. Mit Titelbild. Preis brosch. 75 Pf., geb. M. 1.— und höher.
- 8) **Lasset uns beten!** Ein vollständiges Gebetbuch für katholische Christen. Von Wilhelm Färber, Priester der Erzdiocese St. Louis. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg. Siebente Auflage. — Mit einem Titelbild in Farbendruck. Preis brosch. 75 Pf., geb. 1 M. und höher.
- 9) **Ave Maria!** Ein vollständiges Gebetbuch zur besonderen Verehrung der lieben Muttergottes. Von Wilhelm Färber, Priester der Erzdiocese St. Louis. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariates Freiburg. Dritte Auflage. Mit einem Titelbild in Farbendruck. Preis brosch. 80 Pf., gebunden M. 1 und höher.
- 10) **Gebete für Schulkinder.** Von einem Priester der Erzdiocese Freiburg. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariates Freiburg. 16. verbesserte Auflage. Mit Bildern.

Im Verlage der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Kempten sind erschienen:

- 11) **Katechetische Handbibliothek.** Praktische Hilfsbüchlein für alle Seelsorger. In Verbindung mit mehreren Katecheten herausgegeben von Franz Walf, Pfarrer und Redacteur der „Katechetischen Blätter.“

XXII. Bändchen: Krümmlein von der Mutter Tisch. Dargeboten von Aloisius Stanislaus. (Der ganze Ertrag ist bestimmt für das Carophische Liebeswerk.) Mit bischöflicher Approbation.

- XXIII. Bändchen: Das übernatürliche Leben. Katechetische Vorträge über die göttliche Gnade. Von Benedikt Nepesny, Beneficiat. Mit Genehmigung des hochw. bischöfl. Ordinariates Passau.
- 12) **Pädagogische Vorträge und Abhandlungen.** In Verbindung mit namhaften Schulmännern, herausgegeben von Johann Bötsch.  
 XIX. Heft: Das Wesen der Seele gemeinverständlich erklärt von Dr. E. Kolles.  
 XXI. Heft: Frauenfrage und Mädchen-Erziehung von Anna Benfey-Schuppe.
- 13) **Katholische Jugendbibliothek.** XVI. Bändchen: Ein Leben der Unschuld und Buße. Für die heranwachsende Jugend und das Volk erzählt von Josef Scholtes. Mit einem Vollbilde in Farbenlichtdruck, sowie zwei Illustrationen in Tonlichtdruck.
- 14) **Die Verrohung der Jugend** und Mittel dagegen von einem Juristen und Jugendfreunde. Mit einer statistischen Beilage. Der Honorar-Ertrag ist zu einem wohlthätigen Zwecke bestimmt.
- 15) **Katholische Kinderbibliothek.**  
 42. Bändchen: Leben des heiligen Franciscus Xaverius des Apostels Indiens und Japans. Der katholischen Jugend erzählt von M. Knöppel.  
 43. Bändchen: Leben des heiligen Ignatius von Loyola, des Stifiers des Jesuitenordens. Der lieben Jugend erzählt von M. Knöppel.  
 44. Bändchen: Leben und Wirken des seligen Peter Canisius, des ersten deutschen Mitgliedes der Gesellschaft Jesu. Der katholischen Jugend erzählt von M. Knöppel.  
 45. Bändchen: Leben des heiligen Alphons Maria von Liguori. Der katholischen Jugend zur Nachahmung erzählt von M. Knöppel.
- 16) **Meines Brevier zu Ehren des heiligen Herzens Jesu.** Tagezeiten für jeden Tag der Woche nebst den nothwendigsten Gebeten. Auszüge aus dem Leben und den Werken der seligen Margaretha Maria. Autorisierte Uebersetzung aus dem Französischen von C. Briz. Zwölfte, verbesserte und vermehrte Auflage mit kirchlicher Druckerlaubnis. Paderborn. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei (J. W. Schröder.)
- 17) **Maria, Heil der Kranken.** Eine unerschöpfliche Hilfsquelle in den Krankheiten des Leibes und der Seele. Ein Erbauungs-, Belehrungs- und Gebetbuch von P. Johann Maria Meißter, C. SS. R. Mit Erlaubnis der Ordensobern und Approbation des bischöfl. Generalvicariates in Münster in Westfalen. Verlag der Alphonsus-Buchhandlung (M. Ostendorff.) Preis gebunden M. 1.—.
- 18) **Raphael.** Des Kindes Engel. Von Jakob Ecker, Doctor der Theologie und der Philosophie, Professor am Priesterseminar zu Trier. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh.
- 19) **Pilgergebetbuch.** Von Johannes Baute, Priester der Diocese Osnabrück. Mit bischöfl. Approbation und mit Empfehlung des deutschen Vereines vom heiligen Lande. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. Preis broschirt M. 1.—, gebunden M. 1.50.
- 20) **Der Geist des heiligen Franciscus.** Unterweisungen für die Mitglieder des weltlichen dritten Ordens der seraphischen Heiligen. Von P. Melchior Lechner, aus dem Orden der minderen Brüder. Mit Druck-erlaubnis des hochw. Fürstbischofs von Brixen und der Ordensobern. Innsbruck. Druck und Verlag von Felician Rauch. 1898.
- 21) **Uns Lebens Liebe, Lust und Leid,** ein Pilgergesang zur Abendzeit von Cordula Peregrina (C. Wöhler.) Innsbruck. Druck und Verlag von Fel. Rauch. 1898. Gebunden fl. 1.70.
- 22) **Jesus unser höchstes Gut im heiligsten Altarsacrament.** Ein Betrachtungs- und Gebetbuch von P. Philibert Seeböck O. S. F. R. Mit Druckbewilligung des hochw. Bischofs von Chur und Gutheißung von Ordensobern. Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. Einsiedeln-Waldshut Möln a. Rh.

- 23) **Benedictus-Büchlein** oder Regel- und Gebethbüchlein für die Oblaten und Verehrer des heil'gen Benedict. Von P. Alfons Leberg, O. S. B. Mit Druckbewilligung des hochw. Bischofs von Chur und der hochw. Ordensobern. Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. Einsiedeln — Waldshut — Köln a. Rh.
- 24) **Ein Kranz auf meiner Mutter Grab.** Gedichte von P. Josef Staub, O. S. B. Verlagsanstalt Benziger & Co. A. G. Einsiedeln (Schweiz) 1-97.
- 25) **Heredität der Kleinen unter dem Schutze des heiligen Karl Borromäus in Königingsgräs.** Nr. 41. I. Der Ring des Engels. Erzählung aus unserem Hochgebirge für die reifere Jugend und Familien von Julie Sitte-Gintl, k. k. Uebungs-Lehrerin in Prag. II. Die Erfinder aus Oesterreichs Ländern. Fortsetzung zu Nr. 37 von † Pfarrer Maurer. Das 41. Behebungsbuch für das Jahr 1897 mit zwei Abbildungen. Bischoff. Buchdruckerei in Königingsgräs.
- 26) 1. **„Bleib' gesund.“** Ein Büchlein für Jung und Alt. Erste und zweite Auflage.  
 2. **„Recept für Heiratslustige.“** Erste und zweite Auflage  
 3. **Das Vaterhaus.** Ein Büchlein für das Volk und die reifere Jugend. Erste und zweite Auflage. Alle drei Büchlein von Franz Xaver Wegel-Ravensburg. Verlag der Dorn'schen Buchhandlung J. Alber.
- 27) **„Der heilige Franciscus von Assisi und die sociale Frage.“** Separat Abdruck aus dem „Pastor bonus“, durchgesehen und erweitert von Dr. Gapp, Pfarrer. Mit bischofl. Approbation. 16 Seit. kl. 8°. Preis 15 Pf. Trier. Paulinus-Druckerei.
- 28) **Beispiele zum Unterrichte über die Gebote Gottes und der Kirche,** sowie die Sacramente der Buße und des Altars, mit besonderer Rücksicht auf die Vorbereitung zur ersten heiligen Communion. Gesammelt von Eduard Wittus, Pfarrer. Trier. Druck und Verlag der Paulinus-Druckerei. 1897.
- 29) **Geistlicher Hauschatz für katholische Christen.** 19. Jahrgang. Mit kirchlicher Approbation. Paderborn. 1897. Druck und Verlag der Bonifacius-Druckerei (J. B. Schröder.) Ladenpreis broschiert M. 2.40.
- 30) **Bertha Durprung.** Roman von Baronin Elisabeth von Grotthuß. Augsburg. B. Schmid'sche Verlagsbuchhandlung. 1898.
- 31) **Buch der Kinder** von P. Louis Coloma. Autorisierte Uebersetzung aus dem Spanischen von Ernst Berg. Zweite Auflage. Vita. Deutsches Verlagshaus (Abt. Romanwelt) Berlin W. 50.
- 32) **Schreckensrufe des Unglaubens, ihre Gefahr und Heilung.** Sechs sociale Fastenpredigten von Martin Jäger, katholischer Stadtpfarrer in Zwickbrücken mit oberhirtlicher Approbation. Regensburg, New-York und Cincinnati. Druck und Verlag von Friedrich Pustet. 1898.
- 33) **Unsere Mutter.** Sechs Vorträge über die wahre Kirche Christi, dem Andenken des seligen Canisius gewidmet von Curatus Dr. Fink. Mit kaiserl. bischofl. Genehmigung. Breslau. G. P. Aderholz'sche Buchhandlung. 1898. Preis M. 1.20
- 34) **Die sieben Arenzesworte Jesu Christi.** Fastenpredigten gehalten in der Allerheiligen-Hofkirche zu München 1893 von Josef Secher, k. geistl. Rath, Canonicus und Hofprediger. Dritte Auflage. Mit oberhirtlicher Druckerlaubnis. München. 1898. Verlag der J. J. Leutner'schen Loebuchhandlung (Ernst Stahl jun.) Ladenpreis M. 1.
- 35) **Das Heidentkind.** Illustrierte Missionsjugendschrift. Ein Vergiftmeinnicht für die katholische Jugend zum Festen armer Heidentinder. Zehnter Jahrgang. Herausgegeben von der St. Benedictus-Missionsgenossenschaft zu St. Ottilien. Redigiert von P. Cyrillus, O. S. B. Alle Monate erscheinen zwei Nummern, reich illustriert. Abonnementspreis jährlich M. 1. Porto 72 Pf.; bei Bestellung von zehn Exempl. portofrei. Zu beziehen von St. Ottilien (Post T. rkenfeld, Bayern), durch jede Buchhandlung und durch die Post.

- 36) **„Licht und Leben.“** Erzählungen fürs Menschenherz. Der Weg zum hohen Schlosse. — Warum? — Kann denn das noch Liebe sein? — Kleinmuth und Frevel. St. Benedictus-Missions-Genossenschaft St. Ottilien zu Emming (Post Türkenfeld, Oberb.)
- 37) **Erzählungen für Schulkinder.** Herausgegeben vom Verein katholischer deutscher Lehrerinnen. 1. Heftchen: Zippel-Zappel. Märchen von Albertine Nachtweih 6. — 10. Tausend. 2. Heftchen: Herzog Leopold und sein Töchterlein, von Anna Hilden. 3. Heftchen: Der Troppeter, von Marie Hohoff. M. Gladbach und New-York. Druck und Verlag von A. Riffarth.
- 38) **Andachtsbüchlein für die Schulkinder.** Von P. Ulrich Steindlberger. Alle Rechte vorbehalten. Linz. 1897. Druck und Verlag der akadem. Preßvereins-Druckerei.
- Im Verlage der Herder'schen Verlagsbuchhandlung zu Freiburg im Breisgau 1897 sind nachstehende Werke erschienen:
- 39) **In den Himmel will ich kommen!** Lehr- und Gebet-Büchlein für fromme Kinder. Zunächst für die ersten Schuljahre mit Einschluss der ersten heiligen Beicht und Communion. Herausgegeben von Karl Mauracher, Stadtpfarrer in Salzburg, Ehren-Canonicus des insignen Collegiatstiftes Seefirchen. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg und des hochw. fürsterzbischöflichen Ordinariates Salzburg. Vierte Auflage. Mit Bildern. Preis broschirt 40 Pf., gebunden 60, 65 und 80 Pf.
- 40) **Des Kindes Messbuch.** Nach dem Französischen bearbeitet und mit einem Anhang versehen von G. Brugier, Münsterpfarrer in Konstanz. Mit einem farbigen Titelbilde und vielen Illustrationen. Sechste, verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. Preis broschirt 20 Pf., gebunden 35 und 50 Pf.
- 41) **Beichtbüchlein für christliche Kinder.** Von Dr. Theodor Dreher. Mit Approbation des hochw. Capitelsvicariats Freiburg. Dritte Auflage. Preis broschirt 18 Pf., gebunden 25 Pf.
- 42) **Messbüchlein für fromme Kinder.** Von G. Mey, Pfarrer zu Schwörzkirch. Mit Bildern von Ludwig Glöckle. Mit Approbation, beziehungsweise Empfehlung der hochwürdigen Herren Bischöfe von Rottenburg, Eichstätt, St. Gallen, Leitmeritz, St. Pölten, Speier, Trier und Würzburg, sowie des hochwürdigen Herrn Fürstbischofs von Oestrich. 17. Auflage nebst einer Einleitung.
- 43) **Zwischen der Schulbank und der Kaserne.** Wegweiser für die Jugend. Von Alban Stolz. 36. Auflage. Preis sechs Exemplare 50 Pf.
- 44) **Biblische Bilder** für die Kleinen, die noch nicht lesen können. Preis 30 Pf.
- 45) **Gesammelte Werke von Alban Stolz,** billige Volksausgabe in Lieferungen à 30 Pf. Sedez-Format ohne Bilder. Alle 14 Tage erscheint eine Lieferung mit October 1897 beginnend. Zunächst gelangen 44 Lieferungen von je 4—6 Bogen zur Ausgabe.
- 46) **Alban Stolz** nach seinen Schriften.
- 47) **An Gottes Hand.** Erzählungen für Jugend und Volk von Konrad Kümmel. I. Bändchen: Adventsbilder. II. Bändchen: Weihnachts- und Neujahrsbilder.
- Im Verlage von Rudolf Abt, München, sind nachstehende Werke erschienen:
- 48) **Das heiligste Antlitz Christi und seine Verehrung!** Bruderschafts- und Gebetsbüchlein für die Mitglieder der Erzbruderschaft des heiligsten Antlitzes unseres Herrn Jesus Christus. Mit Druck-Erlaubnis des erzbischöflichen Ordinariates München-Freising.
- 49) **Katholisches Missionsbüchlein** oder Anleitung dazu, was man vor, während und nach der heiligen Mission zu beobachten hat. Von Dr. Albert Werfer, Priester. Sechste Auflage. Neu herausgegeben von einem Franciscaner Ordenspriester. Mit Genehmigung der hochwürdigsten bischöflichen Ordinariate Passau und Rottenburg. Preis gebunden 50 Pf.

Von der im Verlage von M. Kijjarth in M.-Gladbach erscheinenden Mädchen-Bibliothek gelangten zur Ausgabe:

- 50) IV. Bändchen: **Dorlie Werner.** — **Rosels Geheimnis.** Erzählungen für junge Mädchen von Anna Hilden. Mit drei ganzseitigen Tonbildern und zehn Text-Illustrationen von D. Herrfurth. 8°. 127 S. Preis in farbigem Halbleinenbande M. 1.20.
- 51) V. Bändchen: **Aus Marijas Jugendzeit.** Erzählung von E. M. Hamann. Mit drei ganzseitigen Tonbildern und zehn Text-Illustrationen von F. Schwormstädt. 8°. 142 Seiten. Preis in farbigem Halbleinenbande M. 1.20.
- 52) VI. Bändchen: **„Aennili“.** Erzählung von Carola von Eynatten. Mit drei ganzseitigen Tonbildern und zehn Text-Illustrationen von D. Maehly. 8°. 142 Seiten. Preis in farbigem Halbleinenbande M. 1.20.
- 53) VII. Bändchen: **Neue Lebenswege.** — **In der Fremde.** Erzählungen für junge Mädchen von Erna Velten. Mit drei ganzseitigen Tonbildern und zehn Text-Illustrationen von W. Schäfer. 8°. 144 Seiten. Preis in farbigem Halbleinenbande M. 1.20.

Im Verlage von Rudolf Abt in München sind erschienen:

- 54) **Die Rosenkranz-Bruderschaft.** Ihre Entstehung, Verpflichtungen und Vortheile. Nach authentischen Quellen bearbeitet. Mit Druck-Erlaubnis des erzbischöflichen Ordinariates München—Freising. Preis broschiert 15 Pf.
- 55) **St. Leonhardi-Büchlein** von P. Philibert Seeböck O. S. Fr. Mit oberhirtlicher Druck-Erlaubnis. Preis broschiert 20 Pf., gebunden 40 Pf.
- 56) **Neujahrs-Wünsche** an unseren himmlischen Vater und an unsere Mutter Maria. Mit oberhirtlicher Druck-Erlaubnis. Preis broschiert 5 Pf.
- 57) **Chrentanz der christlichen Jungfrau.** Katholisches Gebets- und Erbauungsbuch, ausgewählt aus den Schriften der heiligen Jungfrauen Gertrud, Mechthildis, Katharina von Siena und frommer Geistesmänner. Herausgegeben von P. Philibert Seeböck O. S. Fr. Mit oberhirtlicher Approbation und Erlaubnis der Obern. Preis broschiert 80 Pf., gebunden M. 1.20, M. 2.—, M. 3.—.
- 58) **Das wunderthätige Jesukind von Aracöli in Rom,** genannt „Santo Bambino“. Andachtsbüchlein von P. Hartmann von An der Lanchbrunn. Franciscaner-Ordenspriester in Aracöli. Mit erzbischöflicher Approbation und Erlaubnis des hochwürdigsten Franciscaner-Ordensgenerals. Preis broschiert 30 Pf., gebunden 50 Pf.
- 59) **Auszug aus diesem Andachts-Büchlein,** von demselben Verfasser. Preis broschiert 10 Pf. 100 Exemplare M. 8.—.
- 60) **„Heilige und selige Kinder“.** Eine kleine Legenden-Sammlung von heiligen und seligen Kindern. Der lieben christlichen Jugend gewidmet von J. Hofmann, weiland Priester der Diocese Würzburg. Neunte Auflage. Bearbeitet von P. Arsenius Döglner O. S. Fr. Mit oberhirtlicher Approbation und Erlaubnis der Obern. 16°. 66 Seiten. Andreas Göbels Verlagsbuchhandlung in Würzburg. Preis elegant in Kalbleder-Imitation gebunden 35 Pf.
- 61) **Biographien katholischer Dichter der Gegenwart.** I. Bändchen: Dr. Friedrich Wilhelm Helle. Biographisch-Literarische Skizze mit einigen nicht streng zur Sache gehörigen, aber keineswegs überflüssigen Glossen von L. v. Heemstede. Verlag von J. W. Cordier in Heiligenstadt (Giesfeld). Typograph des heiligen apostolischen Stuhles.
- 62) **Der selige Petrus Canisius.** Erinnerung an die 300jährige Gedächtnis-Feier zu Freiburg in der Schweiz von J. M. Alsatius. Rheim. Buchdruckerei F. Sutter & Comp. 1897.
- 63) **Die Ehen der Ausländer in Oesterreich** und der Oesterreicher im Auslande. Ein Leitfaden für die praktische Seelsorge, zusammengestellt aus den Consistorial-Currenden und staatlichen Erlässen mit einer Brautlehre im Anhang von P. Paulus Schwillinsky O. S. B. Mit kirchlicher Druckbewilligung. St. Pölten. Im Verlage von J. Gregoras Buchhandlung 1894,

sammt Nachtrag: Neuere Bestimmungen in Betreff der Eheschließung ungariſcher Staatsbürger in Oeſterreich.

- 64) **Ein Opfer der Socialdemokratie.** Zeitgemälde von J. M. Afaticus. Straßburg. Druck von F. X. Le Roux & Co. 1898.
- 65) **Die letzte Epoche der Kirche und ihr Triumph.** In vier Advents-Homilien beschriebener von Msgr. Franz Bruni, aus der Congregation der Lazaristen, Bischof von Ugento. Aus dem Italienischen überſetzt von Dr. ss. Theol. et Juris utr. Prälat und Canonicus senior. Mortimer Joh. Nep. von Montbach. Mit Approbation des hochw. fürstbischöfl. General-Vicariatsamtes zu Breslau. Zweite Auflage. Breslau. 1898. G. P. Aderholz' Buchhandlung.
- 66) **Großes Herz = Jesu = Buch,** von P. Franz Hattler S. J., für die christliche Familie, in welchem aus der Heiligen Schrift, aus der Legende der Heiligen, aus der Kirchengeschichte und aus wahren Begebenheiten dargeſtellt wird, was für ein wunderbar großes und reiches Herz unser Heiland hat, und was wir ihm schuldig sind, nebst häuslichen Andachtsübungen zur Verehrung deſſelben. Mit Approbation des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Regensburg und Erlaubnis der Ordensobern. Mit sieben farbigen Bildern und vielen Holzschnitten. Regensburg. Pustet.
- 67) **Bedenk es wohl!** Ein Betrachtungsbüchlein für Christen aus allen Ständen, die es mit ihrem Seelenheile ernst nehmen. Frei nach dem Englischen bearbeitet von Dr. theol. C. Schieler, Stadtpfarrer. Nebst einem Anhang. 1897. 16°. 372 Seiten. Preis gebunden M. 0.75. Verlag der A. Laumann'schen Buchhandlung, Dülmen i. W.
- 68) **Rosenkranz = Büchlein** von P. Dominicus M. Scheer, Ord. Praed. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. 1897. 16°. 256 Seiten. Preis gebunden M. 0.75. Verlag der A. Laumann'schen Buchhandlung, Dülmen i. W.
- 69) **Krankenbeistand.** Ein Handbüchlein für Priester und Krankenpfleger. Besonders abgedruckt aus der „Katholischen Krankenpflege von P. Jos. Alois Krebs, aus dem Redemptoristen-Orden 1897. 16°. 126 Seiten. Preis gebunden M. 0.50. Verlag der A. Laumann'schen Buchhandlung, Dülmen in Westfalen.
- 70) **Begräbnis = Büchlein.** Die kirchlichen Gebete bei Begräbnissen und der Todten-Messe. Mit einem Anhang von Gebeten für die armen Seelen. Von einem Priester der Diocese Münster. 1897. 16°. 76 Seiten. Preis cartoniert M. 0.25. Verlag der A. Laumann'schen Buchhandlung, Dülmen in Westfalen.
- 71) **Krankentröstung.** Ein Trost- und Andachtsbuch zum Gebrauche für die Kranken, eigens abgedruckt aus der „Katholischen Krankenpflege“ von P. Jos. Alois Krebs, aus dem Redemptoristen-Orden. 1897. H. 8°. 254 Seiten. Preis gebunden M. 1.20. Verlag der A. Laumann'schen Buchhandlung, Dülmen i. W.
- 72) **Das höchste Gut.** Gebet- und Andachtsbuch für alle Verehrer des allerheiligsten Altarsacramentes. Von Konrad Sickingen, Pfarrer. 576 Seiten mit Farbendrucktitel, 1 Stahlstich und Widmungsblatt. Zweite, vermehrte Auflage. Preis broschiert fl. —.60 = M. 1.20; gebunden in Leinwand, Rothschnitt fl. —.90 = M. 1.50.
- 73) **„Der Schutzmantel Mariä“ oder „Das heilige fünffache Scapulier“.** Von J. Ab, Pfarrer. Mit bischöflicher Approbation. 500 Seiten mit 1 Farbendruck. Preis gebunden mit Rothschnitt M. 2. —. Stuttgart, Süddeutsche Verlagsbuchhandlung (Van. Ochs).  
Von den katholischen Flugſchriften zur „Wehr und Wehr“, Preis à 10 Pf., Verlag der Germania, Berlin, liegen folgende neuen Nummern vor:
- 74) Nr. 109. **Wer hat Recht.** Aphorismen in Briefform über die größten Fragen unserer Zeit, von dem bekannten dänischen Convertiten, früheren evangelischen Pfarrer M. C. Jensen. Nr. 110 111. **Adolf Holpings sociale Thätigkeit,** von Domvicar Wenzel, Mitglied des deutschen

Reichstages. Nr. 112/113. **Die Kirchen der Evangelien und die evangelischen Kirchen.** Nr. 114. **Zum 25jährigen Jubiläum des Culturkampfes,** von P. L. von Hammerstein S. J.

- 75) **Handbüchlein des lebenden Rosenkranz=Vereines** von Johann Pallanik, Priester der Esenader Diöcese. Dritte vermehrte Auflage Mit Erlaubnis des hochwürdigen bischöflichen Ordinariates. Im Selbstverlag des Verfassers. Druck von Anton Pustet in Salzburg.
  - 76) **Der heilige Wundermann Antonius von Padua** und seine Verehrung durch die neun Dienstage. Getreu und nach authentischen Quellen bearbeitet von P. Sebastian Scheyring, Priester der nordtirolischen Franciscaner=Ordensprovinz. Ausgabe mit großem Druck. Mit Genehmigung des hochwürdigsten fürsterzbischöflichen Ordinariates Salzburg, des fürstbischöflichen Ordinariates Brixen und mit Erlaubnis der Obern. Innsbruck. Druck und Verlag von Fel. Rauch. 1897.
  - 77) **Examen ad usum cleri** in gratiam praecipue sacerdotum sacra exercitia obeuntium. Concinnavit P. Jos. Deharbe, S. J. Recognovit et auxit P. Jos. Schneider, S. J. Sexta editio. Cum superiorum facultate. Ratisbonae, Neo Eboraci et Cincinnati. Sumptibus et typis Friederici Pust-t. S. Sedis Apost. et Sacr. Rit. Congr. Typogr. 1897.
  - 78) **Maiaudacht.** Ein Frühlingsmärchen für fromme Kinder. Paderborn. 1897. Druck und Verlag der Bonifacius=Druckerei. (J. W. Schröder.)
  - 79) **Maiaudacht** sowohl zum gemeinschaftlichen wie zum persönlichen Gebrauche. 31 Betrachtungen über das Leben, Leiden und Sterben der heiligen Mutter Gottes mit reichen Ablassgebeten. Nebst einem Anhang von Meß=, Beicht=, Communionsgebeten und Liedern von C. Brix. Mit kirchlicher Genehmigung. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Paderborn. Druck und Verlag der Bonifacius=Druckerei. (J. W. Schröder.)
  - 80) **Directorium Sanctae viae Crucis** a P. Petro Mocchegiani a Monsano. Ex definitore generali ordinis minorum ac S. Indulgentiarum Congr. consultore concinnatum et auctoritate Rmi P. Aloysii a Parma, totius ordinis minorum ministri generalis editum. Ad claras aquas. Ex Typ. Collegii S. Bonaventurae. 1897.
  - 81) **Eine Reise nach Karthago.** Skizziert von Dr. Jarosl. Sedláček, Wien, 1897. Im Selbstverlage des Verfassers.
  - 82) **Der heilige Kasimir,** königlicher Prinz von Polen, Patron der studierenden Jugend. Geschildert von Felix Jozefowicz Ritter von Velima, Katecheten und Professor am k. k. II. deutschen Obergymnasium in Lemberg. Lemberg. Buchhandlung von Seyfarth und Zajtkowski. 1897.
  - 83) **Die Herrlichkeiten des heiligen Antonius von Padua.** Von P. Maria=Antonius, Kapuziner=Missionär. Von Adolf Steiner in Albstadt.
  - 84) **Die Gesellschaft.** Populäre Abhandlungen von P. Georg Freund, C. Ss. R. Mit Erlaubnis der Ordensoberen und Approbation des bischöflichen General=Bicariates Münster. Münster in Westfalen. Verlag der Alphonsus=Buchhandlung (H. Ostendorff).
- In derselben Verlagsbuchhandlung sind erschienen:
- 85) **Der schönste Tag des Lebens.** Erzählungen, Belehrungen und Gebete für die Vorereitungszeit der heiligen Erst=Communion. Von M. Hohoff. Mit einem Vorworte von Pfarrer Th. Beining. Approbiert vom hochwürdigen General=Bicariat Münster. Preis 20 Pf. = 12 fr.
  - 86) **Initia quatuor Evangeliorum** cum suis Versibus et Orationibus pro Processionibus. Editio Altera. Cum Approbatione Rmi. Ordinariatus Mon. Fris. Monachii 1896. Sumptibus Librariae. J. J. Leutner (E. Stahl j.).



# Inserate.

In meinem Verlage erschienen soeben in neuen Auflagen und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Blot, P. S. J., Das Wiedererkennen im Himmel.** Trostbriefe. Neunte Auflage. 8°. (VIII und 139 Seiten.) Preis geheftet M. —.75 = fl. —.45, gebunden M. 1. = fl. —.60.

**Cohen, P. M. von, Ord. Cap., Goldener Himmelschlüssel.** Neues Gebetbuch zur Erlösung der lieben Seelen des Jenseiters. Neu bearbeitet von P. Benedict von Calcar, Ord. Cap. Mit kirchlicher Approbation. Sechste Auflage. 8°. (XVI und 672 Seiten.) Preis geheftet M. 2. — = fl. 1.20; in Halbfranzband gebunden M. 3. — = fl. 1.80; in Callicoband gebunden mit Rothschnitt M. 3.40 = fl. 2.04; mit Goldschnitt M. 3.60 = fl. 2.16; in Lederband mit Goldschnitt M. 4.20 = fl. 2.52.

**Ertbeilung Die, der heiligen Weihen in der katholischen Kirche.** Nach dem römischen Pontifical lateinisch und deutsch. Mit bischöflicher Genehmigung. Erste Auflage. 8°. (64 Seiten.) Preis gebunden M. —.40 = fl. —.24.

**Hollwed, Dr. Josef, Professor am bischöflichen Lyceum in Eichstätt. Das kirchliche Bücherverbot.** Ein Commentar zur Constitution Leo XIII. Officiorum ac mun. rum vom 24. Januar 1897. Mit bischöflicher Approbation. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. gr. 8°. (VIII und 115 Seiten.) Preis M. 1. — = fl. —.60.

**Officium divinum.** Ein katholisches Gebetbuch lateinisch und deutsch. Zum Gebrauche beim öffentlichen Gottesdienste und zum Privatgebrauch. Von Dr. Christoph Mousfang, Domcapitular und Regens am bischöflichen Seminar zu Mainz. Mit bischöflicher Approbation. Sechzehnte Auflage. 8°. (XVI und 804 Seiten.) Preis M. 2. — = fl. 1.20; gebunden in Halbleder-Einband mit Rothschnitt M. 3. — = fl. 1.80; in Callicoband mit Goldschnitt M. 3.60 = fl. 2.16; in Chagrinfederband mit Roth- oder Goldschnitt M. 4.20 = fl. 2.52; in Voll Chagrinfederband mit Goldschnitt M. 6. — = fl. 3.60.

**Sommer, Professor G. M., Beneficiat und Gymnasiallehrer in Bensheim, Erst-Communionskatechismus.** Erwägungen, Belehrungen und Andachtsübungen für fromme Erst-Communionskinder. Zweite verbesserte Auflage. Mit bischöflicher Approbation. 16°. (XV und 325 Seiten.) Preis in Callicoband mit Rothschnitt M. 1. — = fl. —.60.

Mainz, November 1897.

Franz Kirchheim.

## Welcher Priester kennt noch nicht

die bereits in 15.000 Exemplaren verbreitete Monatschrift „Ave Maria“? Mit März 1898 begann der 5. Jahrgang. Reich illustriert. Preis 12 Hefte jährlich 92 fr. = M. 1.84. Probehefte gratis.

Bestell-Adresse: Pressverein Wels, Oberösterreich. — Auch zu beziehen durch jede Buchhandlung.

### Urtheil eines Priesters über „Ave Maria“:

Der hochw. Herr Dechant und Pfarrer Martin Ecker in Párdány schreibt am 18. December 1897: Die Zeitschrift „Ave Maria“ ist in jeder Beziehung vorzüglich. Die Ausstattung elegant, die Bilder reizend, der Inhalt anziehend, Gedichte schwungvoll. Besonders aber fesselnd sind die Reisebeschreibungen, in welchen tiefe Religiosität, geistreicher Humor und schöne Sprache glänzen. „Ave Maria“ bleibt eine Perle meiner Bibliothek.



# E. ZBITEK

Neustift, Olmütz.

Erzeugung heiliger Gräber,  
- Lourdes - Grotten und  
- Frohnleichnams - Altäre.

Von Sr. Heiligkeit Papst Leo XIII.  
ausgezeichnet. Anerkennung der  
k. theol. Akademie Petersburg,  
der Mission Constantinopel etc.

Preisecourant franco.



## Verlag der Jos. Kösel'schen Buchhandlung in Rempten.

 Zu beziehen durch alle Buchhandlungen. 

Soeben erschienen folgende Novitäten:

**Katholische Kinderbibliothek**, begründet von P. H. Koneberg,  
fortgeführt von Konr. Kömmel.

42. Bändchen: **Leben des heiligen Franciscus Xaverius**, des Apostels Indiens und Japans, von M. Knöppel.
43. Bändchen: **Leben und Wirken des heiligen Ignatius von Loyola**, des Stifters des Jesuitenordens, von M. Knöppel.
44. Bändchen: **Leben und Wirken des seligen Petrus Canisius**, des ersten deutschen Mitgliedes der Gesellschaft Jesu, von M. Knöppel.
45. Bändchen: **Leben des heiligen Alfons Maria von Liguori**, des Stifters des Redemptoristen-Ordens, von M. Knöppel.

Preis per Bnd. cart. und beschn. 25 Pf. = 15 kr., in Halblwd. geb. 35 Pf. = 21 kr., in Ganzlwd. geb. 55 Pf. = 33 kr. Partiepreise (auch für gemischten Bezug):  
10 Ex. M. 2.25 = fl. 1.35, 25 Ex. M. 5.— = fl. 3.—, 50 Ex. M. 8.— = fl. 4.80,  
100 Ex. M. 15.— = fl. 9.—.

**Echoltes Josef, Ein Leben der Unschuld und Buße**  
oder **Die drei heiligen Schutzpatrone der Jugend**: 1. Stanislaus Kostka;  
2. Aloisius von Gonzaga; 3. Johannes Berchmans. Für die heranwachsende Jugend  
und das Volk. Mit einem Vollbilde in Farbendruck sowie 2 Illustrationen in  
Tonlichtdruck. (Katholische Jugendbibliothek, 16. Bändchen.) Preis broschiert M. 1.50  
= 90 kr., in Halblwd. gebd. M. 1.70 = fl. 1.02, in Ganzlwd. M. 2 = fl. 1.20.

**Krümlein von der Mutter Tisch**. Dargeboten von Aloisius  
Stanislaus. Mit bischöfl. Approbation. (Katech. Handbdl., 22. Bändchen.) 120.  
272 S. Preis brosch. M. 1.40 = 84 kr., in Ganzlwd. geb. M. 1.70 = fl. 1.02.

Das vorstehende Bändchen bildet den Abschluß der „Krümlein“ und „Leber-  
bleibel von der Mutter Tisch“ und enthält wie alle Schriften des bekannten Verfassers  
eine reiche Fülle der herrlichsten Gedanken und Anregungen. Der Reinertrag ist für  
edle Zwecke bestimmt.

**Kaßinger, Dr. Georg, Forschungen zur bayerischen Ge-  
schichte**. 80. (VIII und 658 S.) Preis brosch. M. 9.— = fl. 5.40, in Halbfz.  
geb. M. 11.— = fl. 6.60.

**Flos, Dr. Eduard Maria, Kreuz und Grab Christi**. Kritische  
Untersuchung der Berichte über die Kreuz-Auffindung. 80. (VI und 644 S.) Preis  
brosch. M. 8.— = fl. 4.80, in Halbfz. gebd. M. 10.— = fl. 6.—.

Das vorstehende Werk wird sicherlich in der wissenschaftlichen Welt großes Aufsehen  
erregen. Der gelehrte Verfasser gelangt darin auf Grund langjähriger, eingehender  
Studien und Untersuchungen über die Form des ublichen Kreuzes, über die Grabstätte  
Jesu u. s. w. zu ganz neuen und überraschenden, von den bisher geltenden Anschauungen  
durchaus abweichenden Resultaten, und er vermag dieselben bis ins kleinste Detail auch  
zu begründen. Das Werk ist nicht nur für Theologen jeder Confession und für Historiker,  
sondern überhaupt für jeden Gebildeten, der sich für das heilige Land und dessen  
Geschichte interessiert, von ganz hervorragender Bedeutung.

## Franz Finn S. J.

### Neue katholische Jugendschriften

für die deutsche Jugend bearbeitet von Franz Betten S. J.

Eoeben erschien:

## Ada Merton

oder

### Mein Himmel auf Erden.

8°. (IV und 128 Seiten.) Elegant in Leinen gebunden M. 2.— = fl. 1.20.

„Das neue Buch P. Finn's rechtfertigt die großen Erwartungen.“  
Dr. Suppert-Bensheim.

1895 und 1896 erschienen:

**Tom Planfair.** Erzählung aus dem Leben eines kleinen Amerikaners. Mit einem Titelbild in Farben. 8°. (IV und 257 Seiten.) Elegant in Leinwand gebunden M. 3.— = fl. 1.80.

„Eine feine Jugendschrift, die sofort der ausgesuchte Liebling in jeder Schüler- und Jugendbibliothek werden wird.“  
(Katechetische Blätter, Rempten.)

**Percy Wynn** oder ein seltsames Kind der neuen Welt. Mit einem Titelbild in Farbendruck. 8°. (VIII und 264 Seiten.) Elegant in Leinen gebunden M. 3.— = fl. 1.80.

„Selten haben wir ein Werk getroffen, das so bewundernswürdig in seinem Ton, so fesselnd in der Darstellung ist und das so rüchhaltlos als ein Geschenkbuch für die Jugend empfohlen werden darf.“  
The Month, London.

**Verlag von Franz Kirchheim in Mainz.**

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

## Josef Roth'sche Verlags-handlung in Stuttgart.

Eoeben erschien in unserem Verlage:

### Predigten über das Vater unser.

Ein Cyklus Predigten für alle Sonn- und Festtage von Allerheiligen bis zum Feste der Apostelfürsten Petrus und Paulus.

Von Josef Hecher, Stifts-canonicus, königlich geistlicher Rath und Hofprediger. Mit Approbation der hochwürdigsten erzbischöflichen und bischöflichen Ordinariate von München-Freising und Rottenburg.

— 23 Bogen in 8°. M. 3.— = fl. 1.80. —

„... Eine prächtige homiletische Gabe, wie sie uns nicht jedes Jahr auf den Tisch gelegt wird...“ „In ungezwungener, geistvoller Weise werden die jeweiligen Perikopen, Heiligsangestalten, Feststimmungen in den Cyklus hineinverwoben, so daß sich das Ganze als eine gelungene Synthese von Cyklus und Perikopen-Predigten darstellt... Hechers Art, die heilige Schrift zu verwerten, ist einfach meisterhaft... Er bietet nicht nur dem geschulten Prediger eine Fülle von Gedanken, sondern auch dem Lernenden und Weiterstrebenden treffliche Muster von Composition und Ausarbeitung guter, wirkungsvoller Predigten.“

Dr. H. Koch, Tübingen.

Verlag von Fel. Rauch's Buchhandlung in Innsbruck.

## Zeitschrift für katholische Theologie.

XXII. Jahrgang.

Jährlich 4 Hefte. Preis 3 fl. österr. Währung = 6 Mark.

Inhalt des soeben erschienenen ersten Hefes:

**Abhandlungen.** M. Hirschmann, Das Religions-Gespräch zu Regensburg im Jahre 1601 S. 1

Fr. Schmid, Das Erkennen der Menschenseele im Zustande der Leiblosigkeit S. 31

Th. Mönnichs S. J., Bemerkungen zum Formalobject der zweiten und dritten göttlichen Tugend S. 61

B. Vercher S. J., Ueber die Gewissheit der natürlichen Gotteserkenntnis S. 89

**Recensionen.** F. Hommel, Die Altisraelitische Uebersetzung (F. Kern S. J.) S. 109. — B. Beter, Die Metrik des Buches Job (F. Hontheim S. J.) S. 115. — C. Delmas S. J., Ontologia (B. Ring S. J.) S. 118. — Pázmány, Opera tom. III (H. Timp.) S. 120. — F. Schmid, Die Sacramentalien (H. Hurter S. J.) S. 121. — G. Marković, Gli Slavi ed i Papi (M. Riles S. J.) S. 127. — J. Parker, the works of Dionysius the Areopagite (F. Stiglmaier S. J.) S. 145. — B. Niehues, Commentatio historica de Imperatoris Heinrici Patriciatus Romano (M. Zimmermann S. J.) S. 139. — O. Wakeman, History of the Church of England (Derf.) S. 140. — F. della

Scala, Der heilige Fidelis von Sigmaringen (B. Vahor) S. 147. — M. F. Nürnberger, Papstthum und Kirchenstaat (Derf.) S. 148. — H. Brück, Geschichte der katholischen Kirche in Deutschland im 19. Jahrhundert (Derf.) S. 149. — Frz. Ad. Göpfert, Moraltheologie, erster Band (F. B. Beder) S. 150. — P. Allard, Le Christianisme et l'empire Romain (F. B. Misus S. J.) S. 158. — P. Batiffol, La littérature ancienne grecque (Derf.) S. 159. — Protostantische Real-Encyclopädie, 3. Aufl., erster bis 3. Band (Derf.) S. 161.

**Analekten.** Aus den theologischen Vorlesungen der katholischen Universität Leipzig (F. R. Jenner S. J.) S. 156. — Bemerkungen zu Job 3 (F. Hontheim S. J.) S. 172. — Zur handschriftlichen Uebersetzung des Liber de rebaptismo (F. Ernst) S. 179. — Ueber die Termin Hierarch und Hierarchie (F. Stiglmaier S. J.) S. 180. — Beiträge zu Pastors Pflichten (Fr. Jalt) S. 187. — Berechnung der minuta (E. Michael S. J.) S. 190. — Sporer-Bierbaum (H. Molin S. J.) S. 190. — Kleine Mittheilung S. 192.

Literarischer Anzeiger Nr. 74. S. 1\*.

## Neueste katholische Belletristica.

Soeben erschien im Verlag von Franz Kirchheim in Mainz und sind durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Bolanden, Konrad von, Otto der Große.** Historische Erzählung aus dem X. Jahrhundert. 8°. (510 Seiten.) Preis geheftet M. 5.— = fl. 3.—; in elegantem Salonband M. 6.— = fl. 3.60.

**Bahn-Bahn, Ida Gräfin v., Maria Regina.** Eine Erzählung aus der Gegenwart. Zwei Bände. Sechste Auflage. 8°. (575 und 549 S.) Preis geh. M. 9.— = fl. 5.40; in 2 eleganten Salonbänden M. 12.— = fl. 7.20.

**Jacoby, Alinda, Das Lied von St. Elisabeth.** Epische Dichtung der lieben Heiligen gewidmet. 8°. (VII und 247 Seiten.) Preis geheftet M. 2.80 = fl. 1.68; in elegantem Salonband M. 4.— = fl. 2.40.

**Salvator, Agnes, Liebe und Opfer.** Gedichte für Freunde des heiligsten Herzens Jesu. 8°. (VIII und 174 Seiten.) Preis geheftet M. 2.— = fl. 1.20; in elegantem Salonband M. 3 = fl. 1.80.

# Heinrich, Dogmatik. Achter Band.

Soeben erschien im Verlage von Franz Kirchheim in Mainz und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Dogmatische Theologie

von **Dr. F. B. Heinrich**,  
weiland päpstlicher Hausprälat, Generalvicar, Domdecan und Professor der Theologie  
am bischöflichen Seminar in Mainz.

Fortgeführt durch **Dr. Const. Gutberlet**,  
päpstlicher Geheimkammerer, Professor der Dogmatik und Apologetik an der theologisch-  
philosophischen Lehranstalt zu Fulda. Mit bischöflicher Approbation.

### VIII. Band.

Gr. 8°. (VIII und 696 Seiten.) Preis geheftet M. 12. = fl. 7.20.

**Inhalt:** Das Wesen der actualen Gnade. — Von der Nothwendigkeit der Gnade. — Die Grenzen der Nothwendigkeit der Gnade. — Die Graduität der Gnade. — Die Ausheilung der Gnade. — Von der Vorherbestimmung. — Verhältnis der Gnade zum freien Willen. — Von der Rechtfertigung. — Von dem Wesen der habitualen Gnade. — Von den eingeossenen Tugenden und den Gaben des heiligen Geistes. — Vom Verdienste.

Früher sind erschienen:

**Erster Band:** Theologische Erkenntnislehre; insbesondere von den *praeambula fidei* und den *modi credibilitatis* (Apologetik); von dem Glauben, den Glaubensquellen, der Glaubensregel und dem Glaubensrichter; von der heiligen Schrift. **Zweite Auflage.** Gr. 8°. (XVI und 832 Seiten.) M. 9.20 = fl. 5.52.

**Zweiter Band:** Von der Tradition; von dem unfehlbaren kirchlichen Lehr- und Richteramt, insbesondere des Papstes und der Concilien; Glauben und Wissenschaft. **Zweite Auflage.** Gr. 8°. (IV und 802 Seiten.) M. 9.20 = fl. 5.52.

**Dritter Band:** Gottes Wesen, Wesen und Eigenschaften. **Zweite Auflage.** Gr. 8°. (VIII und 864 Seiten.) M. 10 = fl. 6.—.

**Vierter Band:** Die Trinitätslehre. **Zweite Auflage.** Gr. 8°. (VIII und 640 Seiten.) M. 8.60 = fl. 5.16.

**Fünfter Band:** Die Lehre von der Schöpfung und Vorsehung. Die Engellehre. **Zweite Auflage.** Gr. 8°. (VII und 824 Seiten.) M. 10.— = fl. 6.—.

**Sechster Band:** Die Lehre von der Natur, dem Verstande und dem Falle des Menschen. (Christliche Anthropologie.) Gr. 8°. (VIII und 862 Seiten.) M. 11 = fl. 6.60. (Fehlt zur Zeit.)

**Siebenter Band:** Von den Werken Gottes. Mit Porträt und Lebensskizze des vereinigten Herrn Domdecan Dr. Heinrich. Gr. 8°. (XXX und 846 Seiten.) M. 12. = fl. 7.20.

Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. B. — F. Herder, Wien, I., Wallzeile 33.

Soeben ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

## Erläuterungen und Ergänzungen

zu

## Janssens Geschichte des deutschen Volkes.

Herausgegeben von **Ludwig Pastor**. gr. 8°.

Erster Band, 1. Heft: **Paulus, Dr. M., Luthers Lebensende.**  
Eine kritische Untersuchung. (VIII u. 100 S.) Preis M. 1.40 = fl. —.84.

Jährlich sollen in zwangloser Reihenfolge höchstens drei Hefte im Umfang von durchschnittlich 6–10 Bogen à 16 Seiten und im Normat von Janssens Geschichte erscheinen. Jedes Heft bildet ein Ganzes für sich und ist einzeln tauglich; je 4–6 Hefte werden zu einem Bande vereinigt.

**Verlag von Franz Kirchheim in Mainz.**

**Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.**

# **Lebensbilder** **katholischer Erzieher.**

Herausgegeben von Dr. W. E. Hubert.

Mit kirchlicher Approbation.

Sieben erschienen:

- VI. **Mutter Alexia Le Clerc.** Leben von ihr selbst und einer ihrer ersten Gefährtinnen beschrieben. 8°. (XV und 221 Seiten.) Preis geheftet M. 2. — = fl. 1.20.
- VII. **Der selige Petrus Canisius,** zweiter Apostel Deutschlands. Bearbeitet von **Al. Knöppel,** Hauptlehrer in Rheydt. 8°. (X und 236 Seiten.) Preis geheftet M. 2. — = fl. 1.20.

Früher erschienen:

- I. **Der heilige Josef Calasanza,** Stifter der frommen Schulen. 8°. (XVI und 192 Seiten.) Preis geheftet M. 2. — = fl. 1.20.
- II. **Der ehrwürdige Johann Baptist de la Salle** als Erzieher. 8°. (XI und 151 Seiten.) Preis geheftet M. 1.50 = fl. —.90.
- III. **Die heilige Angela Merici,** Stifterin der Ursulinerinnen. 8°. (VIII und 163 Seiten.) Preis geheftet M. 1.50 = fl. —.90.
- IV. **Der heilige Hieronymus Emiliani,** Stifter der Congregation von Samasca. 8°. (XI und 172 S.) Preis geheftet M. 2. — = fl. 1.20.
- V. **Bernhard Heinrich Overberg,** der Lehrer des Münsterlandes. Bearbeitet von **Al. Knöppel,** Hauptlehrer in Rheydt. 8°. (VII. und 168 Seiten.) Preis geheftet M. 1.60 = fl. —.96 fr.

Ein neues Werk über Lourdes erscheint demnächst im Verlage des katholischen Pressevereines in Linz:

**Am Mutterherzen** oder: **U. L. Frau von Lourdes und ihre Gegner.** Von Professor **Dr. Johann Ackers,** Chorherr des Stiftes St. Florian, dem bekannten Verfasser des in einer Million-Auflage verbreiteten: **U. L. Frau von Lourdes.**

Das hochw. **bischöfliche Ordinariat Linz** empfiehlt dies Werk mit folgenden Worten: „Alles ist recht warm und erbaulich geschrieben und sehr geeignet, die ewigen Wahrheiten von Sünde, Himmel, Hölle und Tod dem gutwilligen Leser mit Nutzen vor Augen zu führen.“

Nachstehend seien die **Capitel-Überschriften** dieses für jeden Katholiken interessanten Werkes angegeben;

Einleitung. U. L. Frau von Lourdes und ihre Gegner. Die Kriegserklärung. Es gibt doch Etwas. Ich glaube an Gott. (Materialismus.) Ich glaube an Gott, den allmächtigen Schöpfer. (Pantheismus.) Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater. (Deismus.) Ich glaube an Jesus Christus. (Die Freigeister.) Die Juden. Die Verehrer des Buddha, Confucius und Mohammed. Confectionslos. Der Indifferentismus. Alle gegen Eine. Katholisch oder Protestantisch. Die Unbefleckte Empfängnis. Wo ist die Kirche Christi? Die Geschichte einer Bekehrung. Russen und Griechen. Der Liberalismus. Die Männer der Wissenschaft. Die Geschichte einer Wette. Die Männer des Unmuthes. Die Geisterbeschwörer. Die harmlosen Brüder. Einzug in die Kirche. Der Baum und seine Früchte. Verschiedene Wege. Der rechte Schlüssel. Das schmerzhafteste Geheimnis. Lumenlogik. Ein Mutterherz. Buße und Beicht. Das höchste Gut. Warum in Frankreich? Der letzte Feind. In letzter Noth. Am Ziele. Friedensschluß.

**Herder'sche Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br. — B. Herder, Wien, I., Wollzeile 33.**

Soeben sind erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

**Saumgartner, A., S. J., Geschichte der Weltliteratur.**

Zweiter Band: **Die Literaturen Indiens und Ost-Asiens.** Erste und zweite Auflage. gr. 8°. (XVI u. 630 S.) Preis M. 9.60 = fl. 5.76; geb. in Halbfassian M. 12.— = fl. 7.20.

Früher ist erschienen:

Erster Band: **Die Literaturen West-Asiens und der Nil-Länder.** Zweite, unveränderte Auflage. (XX u. 620 S.) Preis M. 9.60 = 5.76; geb. M. 12.— = fl. 7.20.

**Hecker, Dr. J. J., Das Dies irae, Ave maris stella und Salve regina** homiletisch erklärt, nebst einer Zugabe Festpredigten. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. 8°. (XX u. 386 S.) Preis M. 2.80 = fl. 1.68; geb. in Leinwand M. 3.60 = fl. 2.16. Das an erster Stelle behandelte Thema des Bändchens bietet den Seelsorgern guten Stoff zu Fastenpredigten.

**Hofius, Abt, Anleitung zum innerlichen Leben.** Ein Spiegel für Mönche und alle, die nach der Vollkommenheit trachten. Aus dem Lateinischen von P. A. Gfner O. S. B. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg und mit Erlaubnis der Ordensobern. 12°. (XVI u. 128 S.) Preis M. 1.— = fl. —.60; geb. in Leinwand mit Rothschnitt M. 1.50 = fl. —.90.

Gehört zu unserer „Ascetischen Bibliothek“.

**Braun, J., S. J., Die priesterlichen Gewänder des Abendlandes** nach ihrer geschichtlichen Entwicklung. Mit 30 in den Text gedruckten Abbildungen. gr. 8°. (VI u. 180 S.) Preis M. 2.50 = fl. 1.50.

Ist auch als 71. Ergänzungsheft der „Stimmen aus Maria-Laach“ erschienen.

**Canisii, Beati Petri, S. J., Epistolae et Acta.** Collegit et annotationibus illustravit O. Braunsberger S. J.

Volumen Secundum. 1556—1560. Cum approbatione Revmi. Vic. Cap. Eriburg. et Superiorum Ordinis. gr. 8°. (LXII u. 950 S.) Preis M. 16.— = fl. 9.60; geb. in Halbsaffian M. 19.— = fl. 11.40.

Früher ist erschienen:

Volumen primum. 1541—1556. Cum effigie Beati Petri Canisii. (LXIV u. 816 S.) Preis M. 14 = fl. 8.40; geb. M. 17 = fl. 10.20.

**Dreher, Dr. Th., Kleine Grammatik der hebräischen Sprache** mit Uebungs- und Leseentwürfen. Für Obergymnasien bearbeitet. Zweite, verbesserte Auflage. 8°. (VIII u. 128 S.) Preis M. 1.70 = fl. 1.02; geb. in Leinwand M. 2. = fl. 1.20.

**Erfst, Dr. J., Bilder aus der Geschichte der Pädagogik** für katholische Lehrerseminare bearbeitet. 8°. (XVI u. 368 S.) M. 3.50 = fl. 2.10; gebunden in Halbleber M. 4 = fl. 2.40.

Das Werkchen soll den Jünglingen der katholischen Lehrerseminare das Wesentlichste der bedeutsamsten und bewegtesten Zeiten aus der Geschichte der Pädagogik in lebendigen Bildern vermitteln.

**Fäh, A., Grundriss der Geschichte der bildenden Künste.** In drei Theilen. Mit vielen Illustrationen. Der. 8°.

3. Theil (Schluß): **Die Kunst der Renaissance.** Mit 173 Illustrationen. (XVI u. S. 493—709.) Preis M. 3.75 = fl. 2.25. Das ganze Werk in einem Band mit einem Titelbild, 27 Einschaltbildern und 455 Illustrationen im Texte. M. 12.50 = fl. 7.50; geb. in Halbfranz M. 16.50 = fl. 9.90. — Einbanddecke M. 2.60 = fl. 1.56.

Nunmehr ist Fähs Kunstgeschichte zum längst ersehnten Abschluß gelangt. Man wird sich in weiten Kreisen freuen, nun endlich auch auf diesem Gebiete ein kurzgefaßtes, allgemein orientierendes Werk zu besitzen, das den christlichen Standpunkt mit Entschiedenheit betritt und gleichzeitig durch klare, anschauliche, auf der Höhe der neuen Forschung sich bewegende Darstellung sich auszeichnet.

**Familler, Dr. J., Pastoral-Psychiatrie.** Ein Handbuch für die Seelsorge der Geisteskranken zusammengestellt. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg und des bischöflichen Ordinariats Regensburg. gr. 8°. (X u. 180 S.) Preis M. 2.20 = fl. 1.32; geb. in Halbfassian M. 4 = fl. 2.40.

Gehört zu unserer „Theologischen Bibliothek“.

**Frage, Die sociale, beleuchtet durch die „Stimmen aus Maria-Laach“.**

8. Heft: **Liberalismus, Socialismus und christliche Gesellschaftsordnung.** Von A. Felsch S. J. I. Der christliche Staatsbegriff. Zweite Auflage. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg und der Ordensobern. 8°. (XII u. 194 S.) Preis M. 1.60 = fl. —.96.

Früher sind erschienen:

9. Heft: II. **Das Privateigenthum.** (IV u. S. 195—392.) Preis M. 1.60 = fl. —.96.  
10. u. 11. Heft: III. **Freiwirtschaft oder Wirtschaftsordnung.** (IV u. S. 393—732.) Preis M. 2.80 = fl. 1.68. Heft 8—11 als II. Band. (XXVI u. 732 S.) Preis M. 6.— = fl. 3.60; geb. M. 7.— = fl. 4.20.

Ringier „Theol.-prakt. Quartalschrift“. II. 1893.

# Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B. — H. Herder, Wien I., Döllzeile 33.

**Dammerstein, F. v., S. J., Erinnerungen eines alten Lutheraners.** Vierte, abermals vermehrte und verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Capitels Vicariats Freiburg und der Ordensobern. 8°. (XVI u. 342 S.) Preis M. 3.— = fl. 1.80; geb. in Leinwand M. 4.— = fl. 2.40.

Gegenüber den früheren Auflagen ist die vorliegende ganz bedeutend erweitert, und zwar ganz besonders durch die persönlichen Erlebnisse des Verfassers seit dem Jahre 1859. Gefürzt sind dagegen einige Erörterungen mehr theoretischer Natur.

**Hansjakob, H., Die Wunden unserer Zeit und ihre Heilung.** Sechs Vorträge, gehalten in der Fastenzeit 1892 in der Kirche St. Martin zu Freiburg. Zweite, verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. gr. 8°. (IV u. 96 S.) M. 1.50 = fl. —.90.

— **Santa Maria.** Sechs Vorträge, gehalten in der Fastenzeit 1893 in der Kirche St. Martin zu Freiburg. Zweite, verbesserte Auflage. Mit Approbation des hochw. Capitels Vicariats Freiburg. gr. 8°. (IV u. 102 S.) Preis M. 1.50 = fl. —.90.

Früher sind erschienen:

— **Die wahre Kirche Jesu Christi.** Sechs Vorträge. Zweite Auflage. (IV und 80 S.) Preis M. 1.20 = fl. —.78.

— **Messopfer, Beicht und Kommunion.** Sechs Vorträge. Zweite Auflage. (IV u. 94 S.) Preis M. 1.50 = fl. —.90.

— **Die Toleranz und die Intoleranz der katholischen Kirche.** Sechs Predigten. (IV u. 88 S.) Preis M. 1.50 = fl. —.90.

— **Jesum von Nazareth.** Gott in der Welt und im Sacramente. Sechs Vorträge. Zweite Auflage. (VIII u. 100 S.) Preis M. 1.50 = fl. —.90.

**Herbold, G., Beilage zum Katechismus oder Kirchengeschichte, Kirchenjahr, Messopfer, Messianische Weissagungen, Vorbilder und Hauptgebete.** Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. Siebente Auflage. 8°. (IV u. 76 S.) Preis 40 Pf. = 24 fr.

**Hettinger, F., Apologie des Christenthums.**

Vierter Band: **Die Dogmen des Christenthums.** Zweite Abtheilung. Siebente Auflage, herausgegeben von Dr. G. Müller. 8°. (VI u. 618 S.) Preis M. 4 = fl. 2.40; geb. in Halbfranz M. 5.80 = fl. 3.48.

Früher sind erschienen:

Erster bis dritter Band: (LXVI u. 1668 S.) Preis à M. 4 = fl. 2.40; gebunden à M. 5.80 = fl. 3.48.

— **Aus Welt und Kirche.** Bilder und Skizzen. Vierte Auflage. Mit dem Porträt des Autors in Lichtdruck und 65 Abbildungen. Zwei Bände. 8°. (XXIV u. 1364 S.) Preis M. 10 = fl. 6; geb. in Halbfranz M. 14 = fl. 8.40.

**Höfle, J., Abend-Unterhaltungen über religiöse Zeit- und Streitfragen in Wechselgesprächen zwischen Bauersmann, Fabrikarbeiter und Pfarrer.** Eine populäre Apologie. Zweite, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. 8°. (VIII u. 260 S.) Preis M. 1.50 = fl. —.90; geb. in Leinwand M. 2.20 = fl. 1.32.

**Haulen, F., Einleitung in die heilige Schrift des Alten und Neuen Testaments.** Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. Erster (als gemeiner) Theil. Vierte, verbesserte Auflage. gr. 8°. (VI u. S. 1–188.) Preis M. 2 = fl. 1.20.

Bildet einen Bestandtheil der „Theologischen Bibliothek“.

Früher sind erschienen:

2. (Besonderer Theil. Das Alte Testament.) Preis M. 3 = fl. 1.80.

3. (Besonderer Theil. Das Neue Testament.) Preis M. 3 = fl. 1.80.

**Hellner, Dr. F., (weil. Geh. Regierungs- und Schulrath), Lebensblätter. Erinnerungen aus der Schulkwelt.** Mit dem Bilde des Verfassers. Dritte Auflage. 8°. (XII u. 606 S.) Preis M. 4 = fl. 2.40; geb. in Leinwand M. 5.20 = fl. 3.12.

Früher ist erschienen:

— **Lohe Blätter.** Pädagogische Zeitbetrachtungen und Rathschläge. Gesammelt und geordnet von A. Görgen. 8°. (XVIII u. 358 S.) Preis M. 2.40 = fl. 1.44; geb. M. 3.50 = fl. 2.10.

**Hönig, Dr. A., Lehrbuch für den katholischen Religionsunterricht in den oberen Classen der Gymnasien und Realschulen.** Mit Approbation verschiedener hochwürdiger Ordinariate.

Dritter Cursus: **Die besondere Glaubenslehre.** Sechste Auflage. gr. 8°. (X und 114 S.) Preis M. 1.40 = fl. —.84; geb. in Halbleinwand M. 1.70 = fl. 1.02.

**Kreiten W., S. J., Lebrecht Dreves.** Ein Lebensbild. Als Beitrag zur Literatur- und Kirchengeschichte nach dem handschriftlichen Nachlaß und den gedruckten Quellen entworfen. Mit Dreves' Bildnis. 8°. (VIII u. 482 S.) Preis M. 5 = fl. 3; geb. in Leinwand M. 6.40 = fl. 3.84.

**Mayer, J., Der heilige Konrad, Bischof von Konstanz (934–975), Patron der Erzbischöfe Freiburg.** Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. gr. 8°. (XII u. 88 S.) Preis M. 1.40 = fl. —.84.

**Paßer, L., Zur Beurtheilung Savonarolas († 1498).** Kritische Streifzüge. 8°. (IV u. 80 S.) Preis M. 1 = fl. —.60.

**Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg, i. Br. — B. Herder, Wien, I., Wollzeile 33.**

- Pesch, Ch., S. J., Praelectiones dogmaticae** quas in Collegio Dittion-Hall habebat. Tomus I: Institutiones propaedeuticae ad Sacram Theologiam. (I. De Christo legato divino. II. De ecclesia Christi. III. De locis theologicis.) Editio altera. Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburg. et Superiorum Ordinis. gr. 8°. (XIV u. 404 S.) Preis M. 5.40 = fl. 3.24; geb. in Halbfranz M. 7 = fl. 4.20.
- **C., S. J., Christliche Lebensphilosophie.** Gedanken über religiöse Wahrheiten. Weiteren Kreisen dargeboten. Dritte Auflage. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats und Erlaubnis der Ordensobern. 12°. (XII u. 604 S.) Preis M. 3.50 = fl. 2.10; gebunden in seinem Halbleinwandband M. 4.70 = fl. 2.82.
- **Institutione psychologicae** secundum principia S. Thomae Aquinatis ad usum scholasticum.
- Pars II: **Psychologia anthropologica.** (Band III und zugleich Schluss des ganzen Werkes.) Cum approbatione Rev. Vic. Cap. Friburgensis et Super. Ordinis. gr. 8°. (VIII u. 552 S.) Preis M. 5.50 = fl. 3.30; geb. in Halbfranz M. 7.10 = fl. 4.26.
- Das vollständige Werk in drei Bänden M. 15 = fl. 9; gebunden in Halbfranz M. 19.80 = fl. 11.88.
- Gehört zur „Philosophia Lacensis“.
- Schanz, Dr. P., Apologie des Christenthums.** Mit Approbation des hochw. Herrn Bischofs von Rottenburg. Drei Theile. gr. 8°.
- Dritter Theil: **Christus und die Kirche.** Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. (VIII und 582 S.) Preis M. 6 = fl. 3.60; geb. in Halbfranz M. 7.80 = fl. 4.68.
- Ersthe: sind in zweiter Auflage erschienen:
- Erster Theil: **Gott und die Natur.** (VIII u. 663 S.) Preis M. 7 = fl. 4.20; geb. M. 8.80 = fl. 5.28.
- Zweiter Theil: **Gott und die Offenbarung.** (X u. 764 S.) Preis M. 8 = fl. 4.80; geb. M. 10 = fl. 6.
- Scherer, P. A., (Benedictiner von Licht), Bibliothek für Prediger.** Herausgegeben im Verein mit mehreren Capitularen desselben Stiffes. gr. 8°. Zweiter Band: **Die Sonntage des Kirchenjahres.** (II. Der Ofter-Ochluß, vom Sonntag Septuagesima bis Christi Himmelfahrt.) Fünfte Auflage, durchgesehen von P. A. Wischwenker. (IV u. 840 S.) Preis M. 7.60 = fl. 4.56; geb. in Halbfranz M. 9.60 = fl. 5.76.
- Schnitzer, Dr. J., Katholisches Eherecht.** Mit Berücksichtigung der im Deutschen Reich, in Oesterreich, der Schweiz und im Gebiete des Code civil geltenden staatlichen Bestimmungen. Fünfte, vollständig neu bearbeitete Auflage des Werkes: **J. Weber, Die canonischen Ehehindernisse.** Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. gr. 8°. (XII und 682 S.) Preis M. 7.50 = fl. 4.50; geb. in Halbfranz M. 9.50 = fl. 5.70.
- Prof. Dr. Schnitzer hat das weitverbreitete Werk Webers über die Ehehindernisse einer den wissenschaftlichen Anforderungen entsprechenden vollständigen Neubearbeitung unterzogen und dasselbe im Sinne des verstorbenen Verfassers gleichzeitig zu einem vollständigen Eherecht erweitert.
- Stolz, A., Andenken für Dienstmädchen.** Zehnte Auflage. 16°. (16 S.) Preis 6 Exemplare in einem Paket 25 Pf. = 15 fr.
- Biblische Studien.** Unter Mitwirkung von Prof. Dr. W. Fell in Münster i. W., Prof. Dr. J. Felten in Bonn, Prof. Dr. G. Hoberg in Freiburg i. B., Prof. Dr. N. Peters in Paderborn, Prof. Dr. A. Schäfer in Breslau, Prof. Dr. P. Vatter in Tübingen herausgegeben von Prof. Dr. O. Bardenhewer in München.
- III. Band, 1. Heft: **Rückert, Dr. K., Die Lage des Berges Sion.** Mit einem Plane. Mit Approbation des hochw. Capitels-Vicariats Freiburg. gr. 8°. (VIII u. 104 S.) Preis M. 2.80 = fl. 1.68.

**Herder'sche Verlagshandlung, Freiburg i. B. — B. Herder, Wien I., Wollzeile 33.**

Sobien ist erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

# **Der Socialdemokrat hat das Wort!**

Die Socialdemokratie beleuchtet durch die Aussprüche der Parteigenossen.

Von Dr. Engelbert Käser.

Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. 8°. (XII und 204 Seiten.)  
Preis M. 1.50 = fl. —.90.

# Qu. Haslinger's Buchhandlung (J. Sachsperger)

## in LINZ a. d. D.

== (Special-Geschäft für katholische Literatur.) ==

### Mai-Literatur.

Für den Monat Mai empfehlen wir von unserem grossen Lager besonders:

Aab, Der Schutzmantel Mariä oder das 5fache Scapulier, gbd.	fl.	1.20
Baden P. W., 31 Marienpredigten für den Maimonat . . . . .	„	— .60
Boser F. W., Maimonat zur Förderung unserer Liebe und Andacht zur heiligen Gottesmutter. 31 Abendvorträge . . . . .	„	1.—
Bridgett T. E., Unserer lieben Frau Mitgift . . . . .	„	1.44
Eming J., Maiandacht . . . . .	„	— .15
Emerich, Anna Katharina, Leben der heiligen Jungfrau Maria, aufgeschrieben von Clemens Brentano, gebd. . . . .	„	1.80
Franz F. X., Maria hilft immer und überall, Zeitpredigten . . . . .	„	1.02
Gentelles M. A. de, Kleiner Marienmonat, gbd. . . . .	„	— .60
Grimm Balthasar, Die Maiandacht als Mittel verirrte Christen auf den rechten Weg zurückzubringen, gbd. . . . .	„	— .45
Hattler F., Herz Mariä-Monat . . . . .	„	1.08
Hünner P. Karl, Unsere liebe Frau. 32 Vorträge . . . . .	„	1.50
Klasen Dr. F., Mariens Erdenglück, Maivorträge . . . . .	„	— .48
Knoll S., Das Leben der jungfräulichen Gottesmutter Maria, 2 Bde. . . . .	„	2.40
Künzer F., Maria unser Vorbild in der Nachfolge Christi. 31 Mai-predigten . . . . .	„	— .48
Kurz, Dr. A., Maipredigten. 31 Betrachtungen . . . . .	„	— .90
Magnificat, das, in Predigten für die Maiandacht . . . . .	„	— .30
Maria, die Blume von Nazareth. 34 kurze Vorträge zur Maiandacht . . . . .	„	— .72
Ott G., Maienblüten der hohen Himmelskönigin geweiht . . . . .	„	— .72
Patiss P. Georg, Vorträge über das Magnificat für die Maiandacht . . . . .	„	1.20
Prattes P. Marcus, Das grosse Gut der Andacht zu Maria . . . . .	„	1.20
Schott A., Die Wunder von Lourdes, gebunden . . . . .	„	5.40
Thum A., Rosenkranz-Blumen. 32 Vorträge für die Maiandachten . . . . .	„	— .60
Toussaint J. P., Maria, die seligste Tugendkönigin. 32 kurze Maibetrachtungen, gebd. . . . .	„	— .45
Ziegler J., Maipredigten. Mit Benützung von Schriften der heiligen Väter für Maivorträge dargestellt . . . . .	„	1.20

Anserdem erlauben wir uns auf die in der Quartalschrift 1897, Heft 2, pag. 19\* aufgeführte Mai-Literatur aufmerksam zu machen und erklären uns auch zu Sendungen zur Einsichtnahme gern bereit. — Die geehrten Aufträge finden postwendend ihre Erledigung.

# Qu. Haslinger's Buchhandlung (J. Sachsperger)

## in LINZ a. d. D.

== (Special-Geschäft für katholische Literatur.) ==